Der Nordwesten Kalender

für das Jahr
1947





Neue Geräte, Maschinen oder Ausrüstung?

Neues Nutz- oder Zuchtvieh?

Zäune, Drainage oder andere Verbesserungen?

Neue Farm- oder Wohngebäude?

Zubauten oder Verbesserungen bestehender Gebäude?

Farmverbesserungsanleihen für die oben genannten Zwecke stehen bei jeder Zweigstelle der Royal Bank of Canada zu angenehmen Bedingungen zur Verfügung. Fragen Sie bei der nächsten Zweigstelle nach unserem aufklärenden Büchlein und wegen aller Einzelheiten.

Farmgeräte-händler

• Es lohnt sich, bar zu kaufen. Benützen Sie eine billige Bankanleihe für den Kauf neuer Farmmaschinen und Farmausrüstung. Zahlen Sie bar, um wertvolle Bardiskonte zu erlangen. Stärken Sie Ihre Position gegenüber den Lieferanten. Die Rückzahlungsbedingungen werden für Ihre Bedürfnisse arrangiert. Kommen Sie und besprechen Sie es mit uns.

THE ROYAL BANK OF CANADA



Der Nordwesten-Kalender

für das Jahr



1947

Zweiundfünfzigster Jahrgang

Druck und Verlag
NATIONAL PUBLISHERS LIMITED
Winnipeg, Manitoba,
Canada.



Inhalts-Verzeichnis

Anzeigen

Ein gnadenreiches Jahr

Auf immer ist im flücht'gen Strom der Zeit
Das lebensmüde alte Jahr verschwunden!
Nur der Erinn'rung noch ist jetzt geweiht,
Was wir an Lust und Weh in ihm empfunden.
Noch einmal gleitet unser Blick zurück
Auf des entschwund'nen Jahres Wechselwogen,
Was sie an Leid gebracht, an Freud' und Glück,
Noch einmal kommt's am Geist vorbeigezogen.

Ein neues Jahr gebar der Zeiten Schoß!
Wie winkt es, mit der Hoffnung Kranz umwunden!
Was bringt es uns, was ist wohl unser Los
Mit seinen kurzen, leicht beschwingten Stunden?
Verschleiert starrt das junge Jahr uns an,
Noch grüßt die Menschen es mit ernstem Schweigen;
Ob Freud', ob Leid uns wird in Zukunft nah'n,
Nicht lesen wir's in seinen dunklen Zeichen.

Doch was das neue Jahr auch bringen mag,
Wir wollen mutig ihm entgegenschauen.
Im festen Glauben, daß ein schön'rer Tag
Uns grüßen wird auf jenen höh'ren Auen.
Drum sei die Hoffnung unser froh Panier!
Wir pflanzen's auf des neuen Jahres Schwelle,
Vertrauend, daß gewißlich für und für
Das „Licht der Welt" auch uns'ren Pfad erhelle!

So schreite denn getrost ins neue Jahr
Mit Gott, der täglich treu dich führt und leitet
An seiner Vaterhand unwandelbar.
Der stets auf gnadenreichen Au'en dich weidet;
Drum fürchte nichts, dein treuer Herr und Gott,
Der will, dem du vertrauet hast dein Leben,
Trotz Nacht und Grau'n, trotz Leiden und trotz Not
Ein gnadenreiches Jahr dir gütigst geben.

Albert Lutz.

Das Jahr 1947

ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen und seit

Erschaffung der Welt nach Calvisius	das 5836ste	Luthers Reformation	das 430ste
Christi Tod	„ 1914te	Unabhängigkeit der Ver. Staaten	„ 172ste
Zerstörung Jerusalems	„ 1877ste	Konstituierung der Dominion Canada	„ 81ste
Entdeckung Amerikas durch Columbus	„ 464ste	Der Regierung König George VI.	„ 12te

Kalenderberechnungen für das Jahr 1947

Das Jahr 1947 entspricht dem Jahre 6660 der julianischen Zeitrechnung; dem Jahre 5708 der jüdischen Zeitrechnung; dem Jahre 2700 seit der Gründung Roms nach Marcus Terrentius Varro; dem Jahre 1367 der mohammedanischen Zeitrechnung oder der Aera der „Hegira", und dem Jahre 2607 nach der japanischen Zeitrechnung. — Der 1. Januar 1947 ist der 2,432,187ste Tag seit Beginn der julianischen Zeitrechnung.

Finsternisse des Jahres 1947

Im Jahre 1947 wird es drei Finsternisse geben, zwei Sonnen- und eine Mondesfinsternis.

1. Eine totale Sonnenfinsternis am 20. Mai, hier unsichtbar. Die Finsternis erstreckt sich vom Pazifischen Ozean an der Küste von Chile über Südamerika, den Atlantischen Ozean und Afrika.

2. Eine teilweise Finsternis des Mondes am 3. Juni, hier unsichtbar. Sie wird anfangs in Europa mit Ausnahme des westlichen Teiles, in dem größeren Teile Asiens, im Indischen Ozean, dem westlichen und südwestlichen Teil des Pazifischen Ozeans und Australien sichtbar sein und gegen das Ende wiederum in Europa, ausgenommen den westlichen Teil, dann in Afrika, im größeren Teil Asiens und Australien.

3. Eine Sonnenfinsternis am 12. November, die hier sichtbar sein wird. Mitte der Finsternis um 3 Uhr 50 Minuten nachmittags (75. Meridian Zeit).

Jahreszeiten für 1947

Der **Frühling** beginnt am 22. März 6 Uhr 13 Minuten morgens.

Der **Sommer** beginnt am 22. Juni 1 Uhr 19 Minuten morgens.

Der **Herbst** beginnt am 23. September 4 Uhr 29 Minuten abends.

Der **Winter** beginnt am 22. Dezember 11 Uhr 43 Minuten morgens.

(75. Meridian-Zeit)

Chronologische Kennzeichen für das Jahr 1947

Sonntagsbuchstabe	E	Sonnenzirkel	24
Epakten	8	Römer Zinszahl	15
Goldene Zahl	10	Julianische Periode	6660

Morgen- und Abendsterne im Jahre 1947

Der Planet Venus ist Morgenstern bis 3. September, dann Abendstern bis Ende des Jahres.

Der Planet Mars ist Abendstern bis 6. Januar und Morgenstern bis zum Jahresende.

Der Planet Jupiter ist Morgenstern bis zum 14. Mai, dann Abendstern bis 11. Dezember und hierauf Morgenstern für den Rest des Jahres.

Der Planet Saturn ist Morgenstern bis 26. Januar, dann Abendstern bis 5. August und hierauf Morgenstern bis zum Jahresende.

Ostertabelle

1947	6. April	1949	17. April	1951	25. März	1953	5. April
1948	28. März	1950	9. April	1952	13. April	1954	18. April

Quatembertage

26., 28. Februar und 1. März. 28., 30. und 31. Mai. 17., 19. und 20. September. 17., 19. und 20. Dezember.

Bewegliche und unbewegliche Feste für das Jahr 1947

Neujahrstag ....1. Januar
Epiphanias ....6. Januar
Sonntag Septuagesima ....2. Februar
Sonntag Sexagesima ....9. Februar
Sonntag Quinquagesima ....16. Februar
Fastnacht ....18. Februar
Aschermittwoch ....19. Februar
Palmsonntag ....30. März
Karfreitag ....4. April
Ostersonntag ....6. April
Himmelfahrtstag ....15. Mai
Victoriatag ....24. Mai
Pfingstsonntag ....25. Mai
Trinitatissonntag ....1. Juni
Dominiontag ....1. Juli
Arbeitertag ....1. Montag im September
Reformationsfest ....31. Oktober
Aller Heiligen ....1. November
Erster Advent ....30. November
Weihnachten ....25. Dezember
Silvester ....31. Dezember

Widder, Aries, Kopf

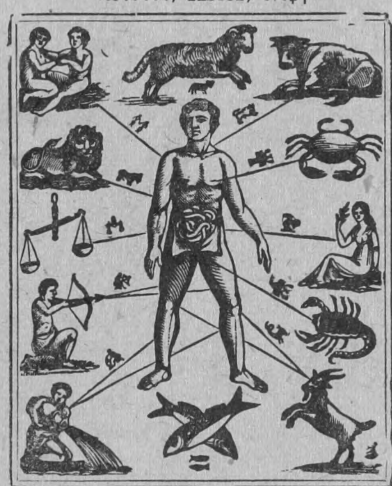
Zwillinge
Gemini
Schulter

Löwe
Leo
Herz

Wage
Libra
Nieren

Schütze
Sagittarius
Schenkel

Wassermann
Aquarius
Beine



Stier
Taurus
Nacken

Krebs
Cancer
Brust

Jungfrau
Virgo
Gedärme

Skorpion
Scorpio
Lenden

Steinbock
Capricornus
Kniee

Fische, Pisces, Füße

Die in diesem Kalender angegebene Zeit ist die auf dem 50. Grad nördlicher Breite geltende Standard-Zeit zwischen dem 90. und 105. Meridian. Um die Durchschnittszeit für eine bestimmte Gegend zu erhalten, subtrahiere man vier Minuten für jeden Grad westlich und addiere vier Minuten für jeden Grad östlich von diesen Meridianen.

Januar — 31 Tage — 1947

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg
1	Mittwoch	**Neujahrstag**	7 59	4 10	8 19	3 50	8 8	4 0	0 49
2	Donnerstag	Abel und Seth	7 59	4 11	8 19	3 51	8 8	4 1	2 8
3	Freitag	Enoch	7 59	4 12	8 19	3 52	8 8	4 2	3 31
4	Sonnabend	Methusalem	7 58	4 14	8 18	3 54	8 7	4 3	4 58
1. Woche. 2. Sonntag nach Weihnachten.		Tageslänge: Man. 8.17; Sask. 7.37; Alta. 7.57							
5	Sonntag	Simeon	7 58	4 15	8 18	3 55	8 7	4 4	6 24
6	Montag	**Epiphanias** ○	7 58	4 16	8 17	3 56	8 7	4 5	Aufg.
7	Dienstag	Julian	7 58	4 17	8 16	3 58	8 6	4 7	4 32
8	Mittwoch	Erhardt	7 57	4 19	8 16	3 59	8 6	4 8	5 54
9	Donnerstag	Beatus	7 57	4 20	8 15	4 1	8 5	4 10	7 21
10	Freitag	Thekla	7 56	4 21	8 15	4 2	8 5	4 11	8 45
11	Sonnabend	Hyginus	7 55	4 22	8 14	4 3	8 4	4 13	10 4
2. Woche. 1. Sonntag nach Epiphanias.		Tageslänge: Man. 8.28; Sask. 7.50; Alta. 8.11							
12	Sonntag	Reinhold	7 55	4 23	8 14	4 4	8 4	4 15	11 19
13	Montag	Hilarius ☾	7 54	4 25	8 13	4 6	8 3	4 17	Mrg.
14	Dienstag	Felix	7 53	4 26	8 12	4 8	8 2	4 19	0 33
15	Mittwoch	Paul Einsiedler	7 53	4 28	8 11	4 10	8 1	4 20	1 44
16	Donnerstag	Marzellus	7 52	4 29	8 10	4 12	8 0	4 21	2 54
17	Freitag	Anton Einsiedler	7 51	4 30	8 10	4 14	7 59	4 23	4 3
18	Sonnabend	Priska	7 50	4 32	8 9	4 16	7 58	4 24	5 11
3. Woche. 2. Sonntag nach Epiphanias.		Tageslänge: Man. 8.44; Sask. 8.10; Alta. 8.29							
19	Sonntag	Sara	7 49	4 33	8 8	4 18	7 57	4 26	6 14
20	Montag	Fabian u. Sebastian	7 48	4 35	8 6	4 20	7 56	4 28	7 12
21	Dienstag	Agnes	7 47	4 36	8 4	4 21	7 55	4 30	8 1
22	Mittwoch	Vinzenz ●	7 46	4 38	8 2	4 23	7 54	4 32	Untg.
23	Donnerstag	Emerentiana	7 45	4 40	8 1	4 25	7 53	4 33	5 45
24	Freitag	Timoteus	7 43	4 42	7 59	4 27	7 51	4 35	6 57
25	Sonnabend	Pauli Bekehrung	7 42	4 44	7 58	4 29	7 50	4 37	8 10
4. Woche. 3. Sonntag nach Epiphanias.		Tageslänge: Man. 9.04; Sask. 8.34; Alta. 8.50							
26	Sonntag	Polykarp	7 41	4 45	7 56	4 30	7 48	4 38	9 24
27	Montag	Johann Chrysost.	7 40	4 47	7 54	4 32	7 46	4 40	10 38
28	Dienstag	Karl der Große	7 39	4 48	7 53	4 34	7 45	4 42	11 54
29	Mittwoch	Valerian ☽	7 38	4 50	7 51	4 36	7 43	4 43	Mrg.
30	Donnerstag	Adelgunde	7 36	4 52	7 49	4 38	7 42	4 45	1 12
31	Freitag	Virgilius	7 35	4 54	7 47	4 40	7 41	4 47	2 34

Das Wetter: 1.—2. feucht, unbeständig; 3.—5. stürmisch, kalt; 6.—8. starker Wind; 9.—12. klar, wärmer; 13.—18. kaltes Wetter; 19.—20. veränderlich; 21.—23. schön, wärmer; 24.—27. Hagel, Schnee; 28.—31. kalt, windig.

Tagebuch

Februar — 28 Tage — 1947

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	Brigitta		7 34	4 55	7 46	4 42	7 40	4 49	3 59
5. Woche.	**Sonntag Septugesima.**			Tageslänge: Man. 9.25; Sask. 9.00; Alta. 9.13						
2	Sonntag	Mariä Reinigung		7 32	4 57	7 44	4 44	7 38	4 51	5 20
3	Montag	Blasius		7 30	4 59	7 42	4 46	7 36	4 53	6 31
4	Dienstag	Veronika		7 28	5 0	7 40	4 48	7 34	4 55	7 28
5	Mittwoch	Agatha	🌕	7 27	5 2	7 39	4 50	7 33	4 57	Aufg.
6	Donnerstag	Dorothea		7 26	5 4	7 37	4 52	7 31	4 59	6 13
7	Freitag	Richard		7 24	5 6	7 35	5 54	7 29	5 1	7 37
8	Sonnabend	Salomon		7 22	5 8	7 33	4 56	7 27	5 3	8 57
6. Woche.	**Sonntag Sexagesima**			Tageslänge: Man. 9.49; Sask. 9.27; Alta. 9.40						
9	Sonntag	Appollonia		7 20	5 9	7 31	4 58	7 25	5 5	10 13
10	Montag	Scholastika		7 19	5 11	7 30	5 0	7 24	5 6	11 27
11	Dienstag	Euphrosine		7 18	5 13	7 28	5 2	7 22	5 8	Mrg.
12	Mittwoch	Eudalia	☾	7 16	5 15	7 26	5 4	7 20	5 10	0 39
13	Donnerstag	Benignus		7 14	5 16	7 24	5 6	7 18	5 12	1 50
14	Freitag	Valentin		7 12	5 17	7 22	5 8	7 16	5 14	3 0
15	Sonnabend	Justin		7 10	5 19	7 19	5 10	7 14	5 15	4 6
7. Woche.	**Sonntag Quinquagesima.**			Tageslänge: Man. 10.13; Sask. 9.55; Alta. 10.05						
16	Sonntag	Juliane		7 8	5 21	7 17	5 12	7 12	5 17	5 6
17	Montag	Konstantia		7 6	5 23	7 14	5 14	7 10	5 19	5 57
18	Dienstag	**Fastnacht**		7 4	5 25	7 12	5 16	7 8	5 21	6 39
19	Mittwoch	**Aschermittwoch**		7 3	5 26	7 10	5 18	7 6	5 23	7 12
20	Donnerstag	Eucharius	🌑	7 1	5 28	7 7	5 20	7 4	5 24	Untg.
21	Freitag	Eleonore		7 0	5 30	7 5	5 22	7 2	5 26	5 59
22	Sonnabend	Petri Stuhlfeier		6 58	5 31	7 3	5 24	7 0	5 28	7 13
8. Woche.	**Sonntag Invocavit.**			Tageslänge: Man. 10.37; Sask. 10.25; Alta. 10.32						
23	Sonntag	Serenus		6 56	5 33	7 1	5 26	6 58	5 30	8 28
24	Montag	Matthias		6 53	5 35	6 59	5 28	6 56	5 32	9 44
25	Dienstag	Viktor		6 51	5 37	6 57	5 30	6 54	5 34	11 2
26	Mittwoch	Nestor		6 49	5 39	6 55	5 32	6 52	5 36	Mrg.
27	Donnerstag	Leander		6 47	5 41	6 53	5 34	6 50	5 38	0 23
28	Freitag	Romanus	☽	6 45	5 43	6 50	5 36	6 48	5 40	1 45

Das Wetter: 1.—3. schön bis veränderlich; 4.—8. bewölkt, unbeständig; 9.—10. stürmisch; 11.—12. windig; 13.—15. kalt; 16.—19. bedrohlich; 20.—23. kalt und schön; 24.—28. Hagel- und Schneesturm.

Tagebuch

März — 31 Tage — 1947

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	Albin	6 43	5 45	6 48	5 38	6 46	5 42	3 5
9. Woche.	**Sonntag Reminiscere.**		Tageslänge: Man. 11.05;		Sask. 10.55;		Alta. 11.00		
2	Sonntag	Simplicius	6 41	5 46	6 45	5 40	6 43	5 43	4 19
3	Montag	Kunigunde	6 39	5 47	6 43	5 42	6 41	5 45	5 19
4	Dienstag	Adrian	6 37	5 49	6 40	5 44	6 39	5 47	6 05
5	Mittwoch	Friedrich	6 35	5 50	6 37	5 46	6 36	5 48	6 39
6	Donnerstag	Fridolin	6 33	5 52	6 35	5 48	6 34	5 50	Aufg.
7	Freitag	Felizitas	6 31	5 53	6 33	5 50	6 32	5 51	6 29
8	Sonnabend	Philemon	6 28	5 55	6 31	5 52	6 29	5 53	7 48
10. Woche.	**Sonntag Oculi.**		Tageslänge: Man. 11.30;		Sask. 11.25;		Alta. 11.28		
9	Sonntag	Franziska	6 26	5 56	6 29	5 54	6 27	5 55	9 5
10	Montag	Henriette	6 24	5 58	6 27	5 56	6 25	5 57	10 20
11	Dienstag	Rosina	6 22	5 59	6 24	5 58	6 22	5 59	11 33
12	Mittwoch	Gregor	6 20	6 0	6 21	5 59	6 20	6 0	Mrg.
13	Donnerstag	Ernst	6 18	6 2	6 19	6 1	6 18	6 2	0 45
14	Freitag	Zacharias	6 16	6 4	6 17	6 3	6 16	6 4	1 53
15	Sonnabend	Christoph	6 14	6 6	6 15	6 5	6 14	6 6	2 57
11. Woche.	**Sonntag Laetare.**		Tageslänge: Man. 11.57;		Sask. 11.55;		Alta. 11.57		
16	Sonntag	Cyriakus	6 11	6 8	6 12	6 7	6 11	6 8	3 52
17	Montag	Gertrud	6 9	6 9	6 9	6 9	6 9	6 9	4 37
18	Dienstag	Anselm	6 7	6 11	6 7	6 11	6 7	6 11	5 13
19	Mittwoch	Joseph	6 5	6 13	6 5	6 13	6 5	6 13	5 41
20	Donnerstag	Hubert	6 3	6 15	6 3	6 15	6 3	6 15	6 3
21	Freitag	Benedikt	6 1	6 16	6 0	6 17	6 1	6 16	6 22
22	Sonnabend	Kasimir	5 59	6 18	5 58	6 19	5 59	6 18	Untg.
12. Woche.	**Sonntag Judica.**		Tageslänge: Man. 12.24;		Sask. 12.26;		Alta. 12.24		
23	Sonntag	Eberhard	5 56	6 20	5 55	6 21	5 56	6 20	7 29
24	Montag	Gabriel	5 54	6 22	5 52	6 23	5 53	6 22	8 48
25	Dienstag	Maria Verklärung	5 51	6 24	5 49	6 25	5 50	6 24	10 11
26	Mittwoch	Emmanuel	5 49	6 25	5 47	6 26	5 48	6 25	11 34
27	Donnerstag	Hubert	5 47	6 26	5 44	6 28	5 46	6 27	Mrg.
28	Freitag	Malchus	5 45	6 28	5 42	6 30	5 44	6 29	0 56
29	Sonnabend	Eustasius	5 43	6 29	5 39	6 32	5 42	6 30	2 12
13. Woche.	**Palmsonntag.**		Tageslänge: Man. 12.50;		Sask. 12.56;		Alta. 12.52		
30	Sonntag	**Palmsonntag**	5 40	6 30	5 37	6 33	5 39	6 31	3 16
31	Montag	Amos	5 38	6 31	5 35	6 35	5 37	6 33	4 5

Das Wetter: 1.—2. veränderlich; 3.—4. aufheiternd, schön; 5.—9. kühl, windig; 10.—13. windig, unbeständig; 14.—17. starker Wind; 18.—19. schön; 20.—22. angenehm; 23.—26. stürmisch; 27.—28. aufheiternd; 29.—31. windig, kühler.

Tagebuch

April — 30 Tage — 1947

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Dienstag	Theodor	5 36	6 33	5 32	6 37	5 34	6 35	4 41
2	Mittwoch	Theodosia	5 34	6 35	5 30	6 39	5 32	6 37	5 8
3	Donnerstag	**Gründonnerstag**	5 32	6 36	5 27	6 41	5 29	6 39	5 29
4	Freitag	**Karfreitag**	5 30	6 38	5 25	6 43	5 27	6 40	5 47
5	Sonnabend	Maximus ☺	5 28	6 39	5 23	6 44	5 25	6 41	Aufg.
14. Woche. Ostersonntag.		Tageslänge: Man. 13.15; Sask. 13.26; Alta. 13.21							
6	Sonntag	**Ostersonntag**	5 25	6 40	5 20	6 46	5 22	6 43	7 58
7	Montag	Hermann	5 23	6 42	5 18	6 48	5 20	6 44	9 12
8	Dienstag	Liborius	5 21	6 43	5 15	6 50	5 18	6 46	10 27
9	Mittwoch	Demitrius	5 19	6 45	5 12	6 52	5 15	6 48	11 38
10	Donnerstag	Daniel	5 17	6 47	5 10	6 54	5 13	6 50	Mrg.
11	Freitag	Adolph	5 14	6 48	5 7	6 56	5 10	6 52	0 45
12	Sonnabend	Julius	5 12	6 49	5 5	6 58	5 8	6 54	1 44
15. Woche. Sonntag Quasimodoginiti.		Tageslänge: Man. 13.41; Sask. 13.58; Alta. 13.50							
13	Sonntag	Justinus ☾	5 10	6 51	5 2	7 0	5 6	6 56	2 34
14	Montag	Tiburtius	5 8	6 53	5 0	7 2	5 4	6 57	3 13
15	Dienstag	Olympia	5 6	6 55	4 58	7 4	5 2	6 59	3 44
16	Mittwoch	Charitius	5 4	6 56	4 56	7 5	5 0	7 0	4 8
17	Donnerstag	Rudolf	5 2	6 58	4 54	7 7	4 58	7 2	4 27
18	Freitag	Flavian	5 0	6 59	4 51	7 9	4 56	7 4	4 44
19	Sonnabend	Werner	4 58	7 1	4 49	7 11	4 53	7 6	4 59
16. Woche. Sonntag Reminiscere.		Tageslänge: Man. 14.07; Sask. 14.27; Alta. 14.17							
20	Sonntag	Sulpizius ●	4 56	7 3	4 46	7 13	4 51	7 8	Untg.
21	Montag	Adolar	4 54	7 4	4 44	7 14	4 49	7 9	7 48
22	Dienstag	Soter und Cajus	4 52	7 5	4 41	7 16	4 47	7 11	9 15
23	Mittwoch	Albrecht	4 50	7 7	4 39	7 18	4 45	7 13	10 41
24	Donnerstag	Georg	4 48	7 9	4 37	7 20	4 43	7 15	Mrg.
25	Freitag	Markus	4 46	7 10	4 35	7 21	4 41	7 16	0 3
26	Sonnabend	Kletus P.	4 44	7 12	4 33	7 23	4 39	7 17	1 12
17. Woche. Sonntag Jubilate.		Tageslänge: Man. 14.32; Sask. 14.54; Alta. 14.41							
27	Sonntag	Anastasia ☽	4 42	7 14	4 31	7 25	4 37	7 18	2 6
28	Montag	Vitalis	4 40	7 16	4 28	7 27	4 35	7 20	2 46
29	Dienstag	Sybilla	4 38	7 17	4 26	7 29	4 33	7 22	3 14
30	Mittwoch	Eutropius	4 37	7 19	4 24	7 31	4 31	7 24	3 36

Das Wetter: 1.—3. kühl; 4.—5. unbeständig, kühl; 6.—9. Schauer; 10.—14. starker Wind und bedrohlich; 15.—18. kühl, angenehm; 19.—21. schön; 22.—24. veränderlich; 25.—30. kühl, angenehm.

Tagebuch

Mai 31 Tage 1947

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Donnerstag	Philippus u. Jakobus		4 35	7 20	4 22	7 33	4 29	7 26	3 54
2	Freitag	Athanasius		4 33	7 22	4 20	7 35	4 27	7 28	4 10
3	Sonnabend	Kreuzauffindung		4 31	7 23	4 18	7 37	4 25	7 29	4 25
18. Woche.	**Sonntag Cantate.**		Tageslänge: Man. 14.55; Sask. 15.23; Alta. 15.08							
4	Sonntag	Floria	☺	4 29	7 24	4 16	7 39	4 23	7 31	Aufg.
5	Montag	Gotthard		4 28	7 25	4 14	7 41	4 21	7 33	8 10
6	Dienstag	Dietrich		4 27	7 27	4 12	7 43	4 20	7 34	9 22
7	Mittwoch	Gottfried		4 25	7 28	4 10	7 44	4 18	7 36	10 32
8	Donnerstag	Stanislaus		4 23	7 30	4 8	7 46	4 16	7 38	11 35
9	Freitag	Hiob		4 21	7 31	4 6	7 47	4 14	7 39	Mrg.
10	Sonnabend	Viktoria		4 20	7 33	4 4	7 49	4 12	7 41	0 29
19. Woche.	**Sonntag Rogate.**		Tageslänge: Man. 15.15; Sask. 15.48; Alta. 1531							
11	Sonntag	Adalbert		4 19	7 34	4 3	7 51	4 11	7 42	1 12
12	Montag	Pankraz		4 18	7 36	4 1	7 53	4 9	7 44	1 45
13	Dienstag	Servaz	☾	4 16	7 38	3 59	7 55	4 7	7 46	2 11
14	Mittwoch	Bonifaz		4 14	7 39	3 57	7 56	4 5	7 47	2 32
15	Donnerstag	**Himmelfahrt**		4 12	7 41	3 55	7 58	4 3	7 49	2 49
16	Freitag	Peregrin		4 11	7 42	3 54	7 59	4 2	7 50	3 5
17	Sonnabend	Torpetus		4 9	7 43	3 52	8 1	4 0	7 52	3 20
20. Woche.	**Sonntag Exaudi.**		Tageslänge: Man. 15.37; Sask. 16.13; Alta. 15,54							
18	Sonntag	Erich		4 8	7 45	3 50	8 3	3 59	7 53	3 36
19	Montag	Potentiana		4 7	7 46	3 49	8 5	3 58	7 55	3 54
20	Dienstag	Anastasius	●	4 6	7 47	3 47	8 6	3 57	7 56	Untg.
21	Mittwoch	Prudentia		4 5	7 48	3 46	8 7	3 56	7 57	9 40
22	Donnerstag	Helena		4 4	7 49	3 45	8 9	3 55	7 59	10 58
23	Freitag	Desiderius		4 3	7 51	3 43	8 11	3 53	8 0	Mrg.
24	Sonnabend	Susanna		4 2	7 53	3 42	8 13	3 52	8 2	0 1
21. Woche.	**Pfingstsonntag.**		Tageslänge: Man. 15.53; Sask. 16.33; Alta. 16.12							
25	Sonntag	**Pfingsten**	☽	4 1	7 54	3 41	8 14	3 51	8 3	0 46
26	Montag	Beda		4 0	7 55	3 40	8 15	3 50	8 4	1 19
27	Dienstag	Luzian		3 59	7 56	3 38	8 17	3 49	8 6	1 43
28	Mittwoch	Wilhelm		3 58	7 57	3 37	8 18	3 48	8 7	2 2
29	Donnerstag	Maximus		3 57	7 58	3 36	8 20	3 47	8 8	2 17
30	Freitag	Ferdinand		3 56	7 59	3 35	8 21	3 47	8 9	2 32
31	Sonnabend	Petronella		3 55	8 0	3 34	8 22	3 46	8 10	2 47

Das Wetter: 1.—3. viel wärmer; 4.—7. unbeständig; 8.—.9. aufheiternd, kühl; 10.—13. kühl; 14.—18. schön und angenehm; 19.—20. bedrohlich; 21.—22. unbeständig; 23.—25. trüb; 26.—31. warm.

Tagebuch

....

....

....

....

....

....

....

....

....

....

Juni — 30 Tage — 1947

Datum	Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
22. Woche.	**Trinitatissonntag.**	Tageslänge: Man. 16.07; Sask. 16.50; Alta. 16.26								
1	Sonntag	Nikodemus		3 54	8 1	3 33	8 23	3 45	8 11	3 3
2	Montag	Marzellus		3 53	8 2	3 32	8 24	3 44	8 12	3 21
3	Dienstag	Erasmus		3 53	8 3	3 32	8 25	3 44	8 13	Aufg.
4	Mittwoch	Carpasius	○	3 52	8 4	3 31	8 26	3 43	8 14	9 26
5	Donnerstag	Bonifaz		3 52	8 5	3 31	8 27	3 43	8 15	10 23
6	Freitag	Benignus		3 51	8 6	3 30	8 28	3 42	8 16	11 10
7	Sonnabend	Lukretia		3 51	8 7	3 29	8 29	3 41	8 17	11 46
23. Woche.	**1. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.17; Sask. 17.01; Alta. 16.37								
8	Sonntag	Medardus		3 50	8 7	3 29	8 30	3 40	8 17	Mrg.
9	Montag	Primus und Felix		3 50	8 8	3 28	8 31	3 40	8 18	0 15
10	Dienstag	Onuphrius		3 50	8 9	3 28	8 32	3 39	8 19	0 36
11	Mittwoch	Barnabas	☾	3 50	8 10	3 27	8 33	3 39	8 19	0 55
12	Donnerstag	Basilides		3 50	8 11	3 27	8 34	3 39	8 20	1 10
13	Freitag	Tobia		3 50	8 11	3 27	8 35	3 39	8 21	1 25
14	Sonnabend	Elisäus		3 49	8 12	3 26	8 35	3 39	8 21	1 40
24. Woche.	**2. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.23; Sask. 17.10; Alta. 16.44								
15	Sonntag	Vitus		3 49	8 12	3 26	8 36	3 38	8 22	1 56
16	Montag	Justina		3 49	8 13	3 26	8 36	3 38	8 22	2 15
17	Dienstag	Volkmar		3 49	8 13	3 26	8 36	3 38	8 23	2 40
18	Mittwoch	Arnulf	●	3 49	8 13	3 26	8 36	3 38	8 23	Untg.
19	Donnerstag	Gervasius		3 49	8 14	3 26	8 37	3 38	8 24	9 45
20	Freitag	Silverius		3 49	8 14	3 26	8 37	3 38	8 24	10 40
21	Sonnabend	Alban		3 49	8 14	3 26	8 37	3 38	8 24	11 19
25. Woche.	**3. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.24; Sask. 17.11; Alta. 16.45								
22	Sonntag	Achatius		3 50	8 14	3 26	8 37	3 39	8 24	11 47
23	Montag	Basilius		3 50	8 14	3 26	8 37	3 39	8 24	Mrg.
24	Dienstag	Joh. der Täufer		3 50	8 14	3 27	8 38	3 39	8 24	0 8
25	Mittwoch	Eligous	☽	3 51	8 14	3 27	8 38	3 40	8 25	0 25
26	Donnerstag	Jeremias		3 51	8 14	3 27	8 38	3 40	8 25	0 40
27	Freitag	Sieben Schläfer		3 51	8 14	3 28	8 38	3 41	8 25	0 55
28	Sonnabend	Leo, Josua		3 52	8 14	3 28	8 38	3 42	8 25	1 10
26. Woche.	**4. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.22; Sask. 17.09; Alta. 16.43								
29	Sonntag	Peter und Paul		3 52	8 14	3 29	8 38	3 42	8 25	1 27
30	Montag	Pauli Gedächtnis		3 53	8 14	3 30	8 37	3 43	8 24	1 48

Das Wetter: 1.—4. allgemein unbeständig; 5.—6. aufheiternd, warm; 7.—10. heiß; 11.—14. heiß, bedrohlich; 15.—16. veränderlich; 17.—20. stürmisch; 21.—24. kühl; 25.—27. schön, angenehm; 28.—30. heiß.

Tagebuch

Juli — 31 Tage — 1947

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Dienstag	**Dominiontag**		3 54	8 14	3 30	8 37	3 44	8 24	2 14
2	Mittwoch	Maria Heimsuchung		3 55	8 14	3 31	8 36	3 44	8 23	2 48
3	Donnerstag	Kornelius	🌕	3 56	8 13	3 32	8 35	3 45	8 23	Aufg.
4	Freitag	Ulrich		3 56	8 13	3 33	8 35	3 45	8 23	9 47
5	Sonnabend	Anselm		3 57	8 12	3 34	8 34	3 46	8 22	10 18
27. Woche. 5. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 16.14; Sask. 16.59; Alta. 16.35								
6	Sonntag	Jesaias		3 58	8 12	3 35	8 34	3 47	8 22	10 42
7	Montag	Willibald		3 59	8 11	3 36	8 33	3 48	8 21	11 1
8	Dienstag	Kilian		4 0	8 10	3 37	8 32	3 49	8 20	11 17
9	Mittwoch	Cyrillus		4 1	8 10	3 38	8 31	3 50	8 19	11 31
10	Donnerstag	Sieben Brüder		4 1	8 9	3 40	8 30	3 51	8 18	11 46
11	Freitag	Pius	🌗	4 2	8 8	3 41	8 29	3 52	8 17	Mrg.
12	Sonnabend	Heinrich		4 3	8 7	3 42	8 27	3 53	8 16	0 1
28. Woche. 6. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 16.02; Sask. 16.42; Alta. 16.21								
13	Sonntag	Margareta		4 4	8 6	3 44	8 26	3 55	8 16	0 18
14	Montag	Bonaventura		4 5	8 5	3 45	8 25	3 56	8 15	0 39
15	Dienstag	Apostel-Teilung		4 6	8 4	3 46	8 24	3 57	8 14	1 8
16	Mittwoch	Ruth		4 7	8 3	3 47	8 23	3 58	8 13	1 48
17	Donnerstag	Alexius	🌑	4 8	8 2	3 48	8 22	3 59	8 12	Untg.
18	Freitag	Rosina		4 9	8 1	3 50	8 21	4 1	8 11	9 21
19	Sonnabend	Rufina		4 11	8 0	3 51	8 20	4 3	8 10	9 46
29. Woche. 7. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 15.47; Sask. 16.25; Alta. 16.04								
20	Sonntag	Elias		4 12	7 59	3 53	8 18	4 4	8 8	10 10
21	Montag	Praxedes		4 13	7 58	3 54	8 16	4 5	8 7	10 29
22	Dienstag	Maria Magdalena		4 14	7 57	3 56	8 15	4 6	8 6	10 45
23	Mittwoch	Apollinaris		4 16	7 56	3 58	8 13	4 8	8 4	11 1
24	Donnerstag	Christine	🌓	4 17	7 54	4 0	8 12	4 10	8 2	11 16
25	Freitag	Jakob Apostel		4 19	7 53	4 1	8 11	4 11	8 1	11 33
26	Sonnabend	Anna		4 21	7 51	4 3	8 9	4 12	7 59	11 52
30. Woche. 8. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 15.27; Sask. 16.02; Alta. 15.44								
27	Sonntag	Martha		4 23	7 50	4 5	8 7	4 14	7 58	Mrg.
28	Montag	Pantaleon		4 24	7 49	4 6	8 5	4 15	7 56	0 17
29	Dienstag	Beatrix		4 25	7 47	4 8	8 3	4 17	7 55	0 48
30	Mittwoch	Abdon		4 26	7 46	4 9	8 2	4 18	7 54	1 29
31	Donnerstag	Erneftine		4 27	7 45	4 10	8 0	4 19	7 53	2 20

Das Wetter: 1.—2. bedrohlich; 3.—5. unbeständig; 6.—8. sehr feucht; 9.—12. unbeständig; 13.—17. kühler, schön; 18.—22. Blitze; 23.—26. trocken, heiß; 27.—28. unbeständig; 29.—31. lokale Stürme.

Tagebuch

August — 31 Tage — 1947

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Freitag	Petri Kettenfeier 🌕	4 28	7 44	4 12	7 58	4 20	7 52	Aufg.
2	Sonnabend	Gustav	4 30	7 42	4 14	7 56	4 22	7 50	8 47
31. Woche. 9. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 15.09; Sask. 15.38; Alta. 15.23									
3	Sonntag	August	4 31	7 40	4 16	7 54	4 24	7 47	9 7
4	Montag	Dominik	4 33	7 38	4 18	7 53	4 26	7 45	9 24
5	Dienstag	Oswald	4 35	7 36	4 19	7 51	4 27	7 43	9 39
6	Mittwoch	Sixtus	4 36	7 34	4 21	7 49	4 29	7 41	9 53
7	Donnerstag	Donatus	4 37	7 33	4 23	7 47	4 30	7 39	10 6
8	Freitag	Cyriakus	4 39	7 31	4 25	7 45	4 32	7 37	10 22
9	Sonnabend	Roman 🌗	4 40	7 30	4 26	7 43	4 34	7 36	10 42
32. Woche. 10. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 14.46; Sask. 15.13; Alta. 14.58									
10	Sonntag	Laurenz	4 42	7 28	4 28	7 41	4 36	7 34	11 5
11	Montag	Hermann	4 44	7 26	4 30	7 39	4 38	7 32	11 39
12	Dienstag	Klara	4 45	7 24	4 32	7 37	4 39	7 30	Mrg.
13	Mittwoch	Hippolyt	4 46	7 23	4 34	7 35	4 41	7 28	0 26
14	Donnerstag	Eusebius	4 47	7 21	4 35	7 33	4 42	7 27	1 32
15	Freitag	Mariä Himmelfahrt	4 48	7 19	4 37	7 31	4 44	7 24	2 42
16	Sonnabend	Isaak 🌑	4 50	7 17	4 39	7 29	4 46	7 22	Untg.
33. Woche. 11. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 14.23; Sask. 14.45; Alta. 14.33									
17	Sonntag	Bertram	4 52	7 15	4 41	7 26	4 47	7 20	8 30
18	Montag	Agapetus	4 54	7 13	4 43	7 24	4 49	7 18	8 49
19	Dienstag	Sebald	4 55	7 11	4 44	7 21	4 50	7 16	9 5
20	Mittwoch	Bernhard	4 57	7 9	4 46	7 18	4 52	7 14	9 20
21	Donnerstag	Hartwig	4 58	7 7	4 48	7 16	4 54	7 12	9 37
22	Freitag	Philibert	4 59	7 5	4 50	7 14	4 55	7 10	9 57
23	Sonnabend	Zachäus 🌓	5 1	7 3	4 52	7 12	4 57	7 8	10 19
34. Woche. 12. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 13.59; Sask. 14.17; Alta. 14.07									
24	Sonntag	Bartholomäus	5 2	7 1	4 53	7 10	4 58	7 5	10 48
25	Montag	Ludwig	5 4	7 0	4 55	7 8	5 0	7 3	11 24
26	Dienstag	Samuel	5 5	6 58	4 57	7 6	5 1	7 1	Mrg.
27	Mittwoch	Gebhard	5 7	6 56	4 59	7 3	5 3	6 58	0 12
28	Donnerstag	Augustin	5 9	6 53	5 1	7 0	5 5	6 56	1 9
29	Freitag	Joh. Enthauptung	5 10	6 50	5 2	6 58	5 6	6 54	2 15
30	Sonnabend	Benjamin	5 11	6 48	5 4	6 56	5 7	6 52	3 25
35. Woche. 13. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 13.33; Sask. 13.47; Alta. 13.41									
31	Sonntag	Paulinus 🌕	5 13	6 46	5 6	6 53	5 9	6 50	Aufg.

Das Wetter: 1.—4. heiße Periode; 5.—8. bewölkt, trüb; 9.—12. sehr feucht; 13.—15. bedrohlich; 16.—19. unbeständig; 20.—21. aufheiternd, kühl; 22.—24. kühl; 25.—28. veränderlich; 29.—31. unbeständig.

Tagebuch

September — 30 Tage — 1947

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Montag	**Arbeitertag**	5 15	6 44	5 8	6 50	5 11	6 48	7 45
2	Dienstag	Absalom	5 17	6 42	5 10	6 48	5 13	6 45	7 59
3	Mittwoch	Mansuet	5 18	6 40	5 11	6 46	5 15	6 43	8 14
4	Donnerstag	Moses	5 20	6 38	5 13	6 44	5 17	6 41	8 29
5	Freitag	Herkules	5 22	6 36	5 15	6 42	5 19	6 39	8 46
6	Sonnabend	Magnus	5 23	6 34	5 17	6 40	5 20	6 36	9 7
36. Woche. 14. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 13.08; Sask. 13.18; Alta. 13.11							
7	Sonntag	Regina ☾	5 24	6 32	5 19	6 37	5 22	6 33	9 36
8	Montag	Maria Geburt	5 25	6 29	5 20	6 34	5 23	6 31	10 17
9	Dienstag	Bruno	5 26	6 27	5 22	6 32	5 25	6 29	11 13
10	Mittwoch	Sosthenes	5 28	6 25	5 24	6 29	5 27	6 27	Mrg.
11	Donnerstag	Protus	5 30	6 23	5 26	6 26	5 29	6 25	0 26
12	Freitag	Syrus	5 31	6 20	5 28	6 23	5 30	6 22	1 50
13	Sonnabend	Maternus	5 32	6 18	5 29	6 21	5 31	6 20	3 19
37. Woche. 15. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 12.43; Sask. 12.48; Alta. 12.45							
14	Sonntag	Kreuzerhöhung ●	5 33	6 16	5 31	6 19	5 33	6 18	Untg.
15	Montag	Nikodemus	5 35	6 14	5 33	6 16	5 35	6 16	7 8
16	Dienstag	Euphemia	5 37	6 12	5 35	6 14	5 37	6 14	7 24
17	Mittwoch	Lambert	5 38	6 9	5 37	6 11	5 38	6 11	7 40
18	Donnerstag	Titus	5 40	6 7	5 38	6 9	5 39	6 8	7 57
19	Freitag	Januarius	5 42	6 5	5 40	6 7	5 41	6 6	8 18
20	Sonnabend	Fausta	5 44	6 3	5 42	6 4	5 43	6 4	8 45
38. Woche. 16. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 12.16; Sask. 12.17; Alta. 12.16							
21	Sonntag	Matthäus Evang. ☽	5 45	6 1	5 44	6 1	5 45	6 1	9 19
22	Montag	Moritz	5 47	5 58	5 46	5 58	5 46	5 58	10 4
23	Dienstag	Hoseas	5 48	5 56	5 47	5 56	5 47	5 56	10 58
24	Mittwoch	Gerhard	5 50	5 54	5 49	5 54	5 49	5 54	11 59
25	Donnerstag	Kleophas	5 51	5 52	5 51	5 51	5 51	5 51	Mrg.
26	Freitag	Cyprian	5 53	5 50	5 53	5 49	5 53	5 49	1 10
27	Sonnabend	Kosmos und Damian	5 54	5 47	5 55	5 46	5 55	5 47	2 21
39. Woche. 17. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 11.50; Sask. 11.48; Alta. 11.48							
28	Sonntag	Wenzel	5 55	5 45	5 56	5 54	5 56	5 44	3 34
29	Montag	Michael	5 56	5 43	5 58	5 42	5 58	5 42	4 47
30	Dienstag	Hyronymus ○	5 58	5 41	6 0	5 40	6 0	5 40	Aufg.

Das Wetter: 1.—3. kühl; 4.—9. viel kühler, schön; 10.—13. angenehm; 14.—16. windig; 17.—19. unbeständig; 20.—21. warm; 22.—25. stürmisch; 26.—27. aufheiternd; 28.—30. kühl, angenehm.

Tagebuch

Oktober — 31 Tage — 1947

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Mittwoch	Remibius		6 0	5 39	6 2	5 37	6 2	6 38	6 35
2	Donnerstag	Leodegar		6 2	5 36	6 4	5 34	6 3	5 35	6 52
3	Freitag	Dairus		6 3	5 34	6 5	5 32	6 4	5 33	7 12
4	Sonnabend	Franz		6 5	5 32	6 7	5 30	6 6	5 31	7 38
40. Woche. 18. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 11.23; Sask. 11.18; Alta. 11.21								
5	Sonntag	Fides		6 7	5 30	6 9	5 27	6 8	5 29	8 14
6	Montag	Friederike		6 9	5 28	6 11	5 24	6 10	5 26	9 5
7	Dienstag	Amalia	☾	6 10	5 26	6 13	5 21	6 11	5 24	10 11
8	Mittwoch	Pelagia		6 11	5 23	6 14	5 19	6 12	5 22	11 30
9	Donnerstag	Dionysius		6 13	5 21	6 16	5 17	6 14	5 20	Mrg.
10	Freitag	Gereon		6 15	5 19	6 18	5 14	6 16	5 18	0 55
11	Sonnabend	Burkhard		6 16	5 17	6 20	5 11	6 17	5 16	2 22
41. Woche. 19. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 10.58; Sask. 10.47; Alta. 10.54								
12	Sonntag	Maximiliam		6 17	5 15	6 22	5 9	6 19	5 13	3 47
13	Montag	Koloman	●	6 18	5 13	6 24	5 6	6 21	5 10	5 9
14	Dienstag	Kallistus		6 19	5 11	6 26	5 4	6 23	5 8	Untg.
15	Mittwoch	Theresia		6 21	5 9	6 28	5 2	6 25	5 5	6 0
16	Donnerstag	Gallus		6 23	5 7	6 30	5 0	6 27	5 3	6 19
17	Freitag	Florentius		6 25	5 5	6 32	4 58	6 29	5 1	6 43
18	Sonnabend	Lukas Ev.		6 27	5 3	6 34	4 56	6 30	4 59	7 14
42. Woche. 20. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 10.32; Sask. 10.18; Alta. 10.25								
19	Sonntag	Ferdinand		6 29	5 1	6 36	4 54	6 32	4 57	7 54
20	Montag	Wendelin		6 30	4 59	6 38	4 51	6 33	4 55	8 45
21	Dienstag	Ursula	☽	6 32	4 57	6 40	4 49	6 35	4 53	9 45
22	Mittwoch	Kordula		6 34	4 55	6 42	4 47	6 37	4 51	10 52
23	Donnerstag	Severin		6 35	4 53	6 43	4 45	6 38	4 49	Mrg.
24	Freitag	Salome		6 37	4 51	6 45	4 43	6 40	4 47	0 2
25	Sonnabend	Wilhelmine		6 38	4 49	6 47	4 40	6 42	4 45	1 14
43. Woche. 21. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 10.07; Sask. 9.49; Alta. 9.59								
26	Sonntag	Amandus		6 40	4 47	6 49	4 38	6 44	4 43	2 27
27	Montag	Sabina		6 41	4 45	6 51	4 36	6 46	4 41	3 40
28	Dienstag	Simon und Juda		6 43	4 44	6 53	4 34	6 48	4 39	4 55
29	Mittwoch	Engelhardt	○	6 45	4 43	6 55	4 32	6 50	4 37	Aufg.
30	Donnerstag	Klaudius		6 47	4 41	6 57	4 30	6 52	4 35	5 15
31	Freitag	**Reformationsfest**		6 49	4 39	6 59	4 28	6 54	4 33	5 40

Das Wetter: 1.—2. wärmer; 3.—4. unbeständig; 5.—8. kühl; 9.—13. angenehm; 14.—15. windig; 16.—18. windig, Regen; 19.—22. angenehmes Wetter, kühl; 23.—24. veränderlich; 25.—27. stürmisch, kalt; 28.—31. trüb, unangenehm.

Tagebuch

November — 30 Tage — 1947

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	Allerheiligen	6 50	4 37	7 1	4 26	6 55	4 31	6 13
44. Woche. 22. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.44; Sask. 9.21; Alta. 9.33						
2	Sonntag	Allerseelen	6 51	4 35	7 3	4 24	6 57	4 30	6 59
3	Montag	Gottlieb	6 53	4 33	7 5	4 22	6 59	4 28	8 1
4	Dienstag	Charlotte	6 55	4 31	7 7	4 20	7 1	4 26	9 17
5	Mittwoch	Blandine ☾	6 57	4 29	7 9	4 18	7 3	4 24	10 41
6	Donnerstag	Leonhard	6 59	4 28	7 11	4 16	7 5	4 22	Mrg.
7	Freitag	Engelbert	7 0	4 27	7 12	4 14	7 6	4 21	0 6
8	Sonnabend	Gottfried	7 2	4 25	7 14	4 12	7 8	4 19	1 30
45. Woche. 23. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.19; Sask. 8.54; Alta. 9.07						
9	Sonntag	Theodor	7 4	4 23	7 16	4 10	7 10	4 17	2 51
10	Montag	Martin Luther	7 6	4 22	7 18	4 9	7 12	4 16	4 9
11	Dienstag	Martin B.	7 7	4 21	7 20	4 7	7 13	4 14	5 27
12	Mittwoch	Jonas ●	7 8	4 20	7 22	4 6	7 14	4 13	Untg.
13	Donnerstag	Briccius	7 10	4 19	7 24	4 4	7 16	4 11	4 44
14	Freitag	Levinus	7 12	4 17	7 26	4 2	7 17	4 9	5 11
15	Sonnabend	Leopold	7 14	4 16	7 28	4 1	7 19	4 8	5 47
46. Woche. 24. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.00; Sask. 8.30; Alta. 8.46						
16	Sonntag	Othmar	7 15	4 15	7 30	4 0	7 21	4 7	6 34
17	Montag	Hilda	7 16	4 14	7 32	3 58	7 23	4 6	7 31
18	Dienstag	Gelasius	7 18	4 12	7 34	3 56	7 25	4 4	8 36
19	Mittwoch	Elisabeth	7 20	4 11	7 36	3 55	7 27	4 3	9 45
20	Donnerstag	Amos ☽	7 21	4 10	7 38	3 54	7 29	4 2	10 56
21	Freitag	Mariä Opfer	7 23	4 9	7 40	3 52	7 31	4 1	Mrg.
22	Sonnabend	Cäcilia	7 24	4 8	7 41	3 51	7 32	4 0	0 7
47. Woche. 25. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 8.41; Sask. 8.07; Alta. 8.25						
23	Sonntag	Klemens	7 26	4 7	7 43	3 50	7 34	3 59	1 19
24	Montag	Chrysogamus	7 28	4 6	7 45	3 49	7 36	3 58	2 31
25	Dienstag	Katharina	7 29	4 5	7 47	3 48	7 38	3 57	3 47
26	Mittwoch	Konrad	7 30	4 4	7 49	3 47	7 39	3 57	5 6
27	Donnerstag	Otto	7 31	4 4	7 50	3 46	7 40	3 56	6 27
28	Freitag	Günther ☺	7 33	4 3	7 52	3 45	7 42	3 55	Aufg.
29	Sonnabend	Eberhard	7 35	4 2	7 54	3 44	7 44	3 54	4 50
48. Woche. 1. Sonntag im Advent.			Tageslänge: Man. 8.26; Sask. 7.49; Alta. 8.09						
30	Sonntag	Andreas	7 36	4 2	7 55	3 44	7 45	3 54	5 48

Das Wetter: 1.—3. veränderlich, kühl; 4.—9. viel kühler, angemessen; 10.—13. stürmisch; 14.—19. kalte Welle; 20.—22. angemessen; 23.—24. veränderlich; 25.—27. angemessen, wärmer; 28.—30. Stürme.

Tagebuch

Dezember — 31 Tage — 1947

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Mond Aufg. u. Untg.
1	Montag	Longinus		7 37	4 1	7 56	3 43	7 46	3 53	7 2
2	Dienstag	Aurelia		7 38	4 1	7 57	3 42	7 47	3 52	8 26
3	Mittwoch	Kassian		7 39	4 0	7 59	3 41	7 48	3 52	9 53
4	Donnerstag	Barbar	☾	7 41	4 0	8 0	3 41	7 49	3 51	11 18
5	Freitag	Abigail		7 42	3 59	8 1	3 40	7 50	3 51	Mrg.
6	Sonnabend	Nikolaus		7 43	3 59	8 3	3 40	7 51	3 51	0 39
49. Woche. 2. Sonntag im Advent.				Tageslänge: Man. 8.15; Sask. 7.35; Alta. 7.57						
7	Sonntag	Agathon		7 44	3 59	8 4	3 39	7 53	3 50	1 57
8	Montag	Mariä Empf.		7 45	3 59	8 5	3 39	7 54	3 50	3 15
9	Dienstag	Joachim		7 46	3 59	8 6	3 39	7 55	3 50	4 31
10	Mittwoch	Judith		7 48	3 58	8 8	3 39	7 57	3 50	5 47
11	Donnerstag	Damasus		7 49	3 58	8 9	3 39	7 58	3 50	7 2
12	Freitag	Epimachus	●	7 50	3 58	8 10	3 38	7 59	3 49	Untg.
13	Sonnabend	Luzia		7 51	3 58	8 11	3 38	8 0	3 49	4 27
50. Woche. 3. Sonntag im Advent.				Tageslänge: Man. 8.06; Sask. 7.26; Alta. 7.48						
14	Sonntag	Nikasius		7 52	3 58	8 12	3 38	8 1	3 49	5 20
15	Montag	Johanna		7 53	3 59	8 13	3 38	8 2	3 49	6 22
16	Dienstag	Ananias		7 53	3 59	8 14	3 38	8 2	3 49	7 30
17	Mittwoch	Lazarus		7 54	3 59	8 15	3 38	8 3	3 50	8 40
18	Donnerstag	Wunibald		7 54	3 59	8 16	3 38	8 3	3 50	9 51
19	Freitag	Abraham		7 55	3 59	8 16	3 38	8 4	3 50	11 1
20	Sonnabend	Amon	☽	7 55	3 59	8 17	3 39	8 5	3 51	Mrg.
51. Woche. 4. Sonntag im Advent.				Tageslänge: Man. 8.04; Sask. 7.22; Alta. 7.45						
21	Sonntag	Thomas		7 56	4 0	8 17	3 39	8 6	3 51	0 11
22	Montag	Beata		7 56	4 1	8 18	3 40	8 6	3 52	1 23
23	Dienstag	Dagobert		7 56	4 2	8 18	3 40	8 6	3 52	2 38
24	Mittwoch	Adam und Eva		7 57	4 3	8 18	3 41	8 7	3 53	3 58
25	Donnerstag	**Weihnachten**		7 57	4 4	8 18	3 42	8 7	3 54	5 22
26	Freitag	Stephanus		7 57	4 4	8 18	3 43	8 7	3 54	6 48
27	Sonnabend	Johannes	○	7 58	4 5	8 19	3 44	8 8	3 55	Aufg.
52. Woche. Sonntag nach Weihnachten.				Tageslänge: Man. 8.08; Sask. 7.26; Alta. 7.48						
28	Sonntag	Unschuldige Kinder		7 58	4 6	8 19	3 45	8 8	3 56	4 37
29	Montag	Jonathan		7 58	4 7	8 19	3 46	8 8	3 57	6 1
30	Dienstag	David		7 59	4 9	8 19	3 47	8 8	3 58	7 30
31	Mittwoch	**Silvester**		7 59	4 10	8 19	3 49	8 8	3 59	9 0

Das Wetter: 1.—4. kalt, windig; 5.—6. bedrohlich; 7.—10. stürmisch, kalt; 11.—13. andauernd kalt mit trockenen Winden; 14.—16. veränderlich; 17.—21. stürmisch; 22.—26. klar und kalt; 27.—28. bewölkt; 29.—31. stürmisch.

Tagebuch

Postverordnungen für Canada

Briefe für Canada, nach Großbritannien und allen anderen Plätzen im britischen Reich, den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich und allen Plätzen in Nord- und Süd-Amerika 4 Cents für die erste Unze oder einen Bruchteil derselben und 3 Cents für jede weitere Unze. Stadtbriefe 3 Cents. Bei nicht genügend frankierten Briefen hat der Empfänger das Doppelte des fehlenden Portos zu entrichten. Ist der Brief ganz unfrankiert auf die Post gegeben, so wird er nach der Dead Letter Office zu Ottawa und dem Aufgeber unter Anrechnung von Strafporto zurück geschickt.

Briefe nach allen im ersten Abschnitt nicht genannten Ländern 5 Cents für die erste Unze und 3 Cents für jede weitere Unze oder Bruchteil derselben.

Wünscht man, daß ein Brief, im Falle er nicht abgeliefert werden kann, an den Absender zurückgeschickt werde, so schreibe oder drucke man auf das Kuvert etwa folgendes: If not delivered within ten days return to . . . . (hier folgt Name und Adresse des Absenders).

Postkarten nach Canada, den Vereinigten Staaten, nach allen Plätzen in Nord- und Süd-Amerika, Großbritannien und allen anderen Plätzen im britischen Reiche und nach Frankreich 3 Cents.

Postkarten nach allen anderen Ländern 4 Cents.

Privat-Postkarten kann sich jeder selbst verfertigen, indem er ein steifes Stück Papier, nicht größer als 3½ bei 6 Zoll groß, nimmt und auf die für die Adresse bestimmte Seite die notwendigen Marken klebt.

Zeitungen und Zeitschriften, die von anderen als Herausgebern versandt werden, für Canada, Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Mexiko 1 Cent für 4 Unzen, nach allen anderen Ländern 1 Cent für je 2 Unzen oder einen Bruchteil derselben.

Handelspapiere in Canada kosten dasselbe wie Briefe, nach allen anderen Ländern 10 Cents für die ersten 10 Unzen, 2 Cents für jede weiteren 2 Unzen.

Empfangsbescheinigung (nur für registrierte Gegenstände) nach Canada und allen anderen Ländern 10 Cents, falls bei der Aufgabe des Artikels verlangt.

Muster ohne Wert (Warenproben) nach Canada, den Vereinigten Staaten und Mexiko 1 Cent für 2 Unzen; nach allen anderen Ländern 2 Cents für die ersten 4 Unzen; 1 Cent für jede weitere 2 Unzen.

Registrierung irgend einer Postsendung kostet nach dem Inland und Ausland 10 Cents; man kann auch Postpakete innerhalb Canadas, der Ver. Staaten und Englands versichern.

Post-Anweisungen (Money Orders) für Canada und die Vereinigten Staaten kosten:

Bis zu $5	8 Cents
Von $5 bis $10	12 „
Von 10 bis 20	16 „
Von 30 bis 40	18 „
Von 60 bis 80	23 „
Von 80 bis 100	27 „

Will man mehr als 100 Dollar per Post senden, so muß man mehrere Money Orders lösen, da auf eine Order nicht mehr als 100 Dollar geschickt werden können.

Die Gebühren für Money Orders, zahlbar im britischen Reich, und in fremden Ländern (mit einigen Ausnahmen, für die der erste Tarif gilt) betragen:

Diese Raten schließen die besondere Steuer ein.

Bis zu $5	10 Cents
Bis zu 10	15 „
Bis zu 30	23 „
Bis zu 50	33 „

Da die Wechselrate des Geldes der Vereinigten Staaten stets wechselt, können für Postanweisungen nach den Vereinigten Staaten, Cuba, Hawaii, Panama Zone, den Philippinen usw. keine festen Raten angegeben werden. Jede Poststation, die Postanweisungen ausgibt, kann im gegebenen Fall über die jeweilige Rate Auskunft geben.

Eine Person, die Briefe anderer Leute öffnet oder zurückhält, oder auch findet und nicht abliefert, macht sich eines schweren Vergehens schuldig, welches mit Geld- und Gefängnisstrafen geahndet wird.

Die Postal-Noten eignen sich ganz besonders, um kleinere Beträge durch die Post zu versenden. Sie werden in Beträgen von 1 Cent bis 10 Dollar in jedem Postamte ausgestellt und zwar zu den folgenden Raten:

20 bis 40 Cents	2 Cents
50 Cents bis $1.50	3 „
$2.00 bis $5.00	4 „
$10.00	6 „

Ungerade Cente können durch aufkleben von Postmarken hinzugefügt werden. Wer eine Postal Note kauft, sollte, ehe er sie aufgibt, den Namen des Empfängers und den des Postamtes, wo der Betrag auszuzahlen ist, sowie seinen Namen als Käufer einfüllen und den Abschnitt lostrennen und aufheben. Diese Postal-Noten gelten nur in Canada und Neufundland.

Spezialablieferung von Briefen an ein canadisches Postamt adressiert, wo man freie Ablieferung durch Briefträger hat, kann man haben, wenn man dem Briefe eine sogenannte Special Delivery-Marke, die 10 Cents kostet, aufklebt, außer dem gewöhnlichen Porto.

Postpakete

Die Paketpost befördert Postpakete bis zum Höchstgewicht von 25 Pfund durch ganz Canada. Ausgeschlossen von der Beförderung sind feuergefährliche Gegenstände, leicht verderbliche Nahrungs- und Genußmittel sowie Sprengstoffe. Auf den Versand von Sprengstoffen und feuergefährliche Gegenstände durch die Post stehen hohe Strafen.

Nachnahmepakete (C.O.D.) sind jetzt eingeführt. Man kann per Post Pakete mit Nachnahme bis zum Werte von hundert Dollar schicken nach allen Postämtern; abschicken dagegen nur von solchen, die Postanweisungen ausgeben und empfangen. Pakete mit Nachnahme können, nachdem abgeliefert, nicht wieder zurückgegeben werden. Die Kosten belaufen sich auf 15 Cents bis zum Wertbetrage von $50 und 30 Cents bis zum Betrage von $100. Diese Kosten hat der Absender zu tragen außer der Versandgebühr für das Paket selbst.

Für die einzelnen Provinzen gelten für gewöhnliche Pakete die folgenden Tarife:

Paketpost-Tarif für die Provinz Manitoba

Adressiert an eine Post-Office	1 ℔ $ c.	2 ℔ $ c.	3 ℔ $ c.	4 ℔ $ c.	5 ℔ $ c.	6 ℔ $ c.	7 ℔ $ c.	8 ℔ $ c.	9 ℔ $ c.	10 ℔ $ c.	11 ℔ $ c.	12 ℔ $ c.	13 ℔ $ c.	14 ℔ $ c.	15 ℔ $ c.	16–21 ℔ $ c.	21–25 ℔ $ c.
Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Ontario oder Saskatchewan....	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Quebec oder Alberta..........	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In den See-Provinzen oder Br. Col.	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
Im Yukon	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Saskatchewan

Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Manitoba oder Alberta........	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Ontario oder Brit. Columbia...	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Quebec oder Yukon............	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In den östlichen Seeprovinzen	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Alberta

Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Saskatchewan oder Brit. Col. ..	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Manitoba oder Yukon	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Ontario......................	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In Quebec oder den östl. Seeprov...	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Britisch Columbia

Adressiert an eine Post-Office	1 ℔ $ c.	2 ℔ $ c.	3 ℔ $ c.	4 ℔ $ c.	5 ℔ $ c.	6 ℔ $ c.	7 ℔ $ c.	8 ℔ $ c.	9 ℔ $ c.	10 ℔ $ c.	11 ℔ $ c.	12 ℔ $ c.	13 ℔ $ c.	14 ℔ $ c.	15 ℔ $ c.	16–21 ℔ $ c.	21–25 ℔ $ c.
Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Alberta oder Yukon	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Saskatchewan.................	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Manitoba.....................	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In Ont., Que., den östl. Seeprov...	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Ontario

Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Quebec oder Manitoba........	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Sask. oder den östl. Seeprov...	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Alberta......................	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In Britisch Columbia oder Yukon..	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Man kann Pakete gegen Verlust versichern. Die Gebühr beträgt bis zum Werte von $5.00: 3 Cents; Versicherung bis $25.00: 6 Cents; bis $50.00: 12 Cents; bis $100.00: 30 Cents.

„Nun, was sagst du zu dem Spiel dieses Pianisten?“

„Gegen den sollte der Staatsanwalt einschreiten.“

„Weshalb?“

„Wegen Notenfälschung.“

* * *

Viel Gutes

„Wie kommen Sie darauf, daß Krause tot sein soll?“

„Ich höre soviel Gutes über ihn reden!“

„Ach, Anna, mein Mann ist so schrecklich eifersüchtig. Selbst die Briefe, die du mir schreibst, öffnet er.“

„Ich habe eine gute Idee: ich werde in Zukunft als Absender den Namen deiner Schneiderin angeben, dann macht er sie bestimmt nicht mehr auf.“

* * *

„Junger Mann, ich werde Sie lehren, meine Tochter zu küssen.“

„Zu spät, Herr Mayer, habe ich eben schon gelernt . . .“

Getreide-Gewichtstabelle

Nachstehende Tabelle wird an der Chicagoer Börse zur schnelleren Berechnung benützt. Hat also z. B. ein Kommissionshändler 243,600 Pfund Weizen und will wissen, wie viel das in Buschel ausmacht, so hat er aus der Tabelle die Zahlen aus der Weizen-Kolonne, welche neben 200,000, neben 40,000, neben 3,000, neben 600 Pfund stehen, herauszuziehen und zusammenzuzählen, und er hat die genaue Zahl der Buschel; also:

200,000 = 3,333 20
40,000 = 666 40
3,000 = 50 ....
600 = 10 ....
———— —
Buschel 4,059 .... 60 Pfund

Da aber 60 Pfund gerade ein Buschel ausmachen, so sind die 243,000 Pfund Weizen gleich 4,060 Buschel.

Pfund.	Weizen. 60 Pfd.		Korn und Roggen. 56 Pfd.		Hafer. 32 Pfd.		Gerste. 48 Pfd.		Malz. 34 Pfd.	
	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd
100	1	40	1	44	3	04	2	04	2	32
200	3	20	3	32	6	08	4	08	5	30
300	5	00	5	20	9	12	6	12	8	28
400	6	40	7	08	12	16	8	16	11	26
500	8	20	8	52	15	20	10	20	14	24
600	10	00	10	40	18	24	12	24	17	22
700	11	40	12	28	21	28	14	28	20	20
800	13	20	14	16	25	00	16	32	23	18
900	15	00	16	04	28	04	18	36	26	16
1,000	16	40	17	48	31	08	20	40	29	14
2,000	33	20	35	40	62	16	41	32	58	28
3,000	50	00	53	32	93	24	62	24	88	08
4,000	66	40	71	24	125	00	83	16	117	22
5,000	83	20	89	16	156	08	104	08	147	02
6,000	100	00	107	08	187	16	125	00	176	16
7,000	116	40	125	00	218	24	145	40	205	30
8,000	133	20	142	48	250	00	166	32	235	10
9,000	150	00	160	40	281	08	187	24	264	24
10,000	166	40	178	32	312	16	208	16	294	04
20,000	333	20	357	08	625	00	416	32	588	08
30,000	500	00	535	40	937	16	625	00	882	12
40,000	666	40	714	16	1,250	00	833	16	1,176	16
50,000	833	20	892	48	1,562	16	1,041	32	1,470	20
60,000	1,000	00	1,071	24	1,875	00	1,250	00	1,764	24
70,000	1,166	40	1,250	00	2,187	16	1,458	16	2,058	28
80,000	1,333	20	1,428	32	2.500	00	1,666	32	2,352	32
90,000	1,500	00	1,607	08	2,812	16	1,875	00	2,647	02
100.000	1,666	40	1,785	40	3,125	00	2,083	16	2,941	06
200,000	3,333	20	3,571	24	6,250	00	4,166	32	5,882	12
300,000	5,000	00	5,357	08	9,375	00	6,250	00	8,823	18

Es war sein erster Besuch im Ausland, und er wurde ärgerlich, als man immer wieder seine Papiere zu sehen wünschte. Der Hotelbesitzer erklärte: „Wie soll ich sonst feststellen, daß die Dame wirklich mit Ihnen verheiratet ist."

* * *

Gebotene Diskretion

„Heute nacht ist frisch geschlagenes Holz gestohlen worden. Wer kann das gewesen sein, Sepp?"

„I kann mir's schon denken, Herr Förster, aber i mag's net sagen."

„Dann ist's der Bergwieser Xaverl gewesen! Der ist der einzige, vor dem du Angst hast."

In einer kleinen Dorfgemeinde hängt im Schulzimmer der kleinen Schulkinder eine Kopie der Engelsfiguren der Sixtinischen Madonna. Anläßlich einer Inspektion des Schulgemeinwesens rühmt ein Inspektor den guten Geschmack des Dorfschullehrers. Dieser meint zu dem Lob: „Ich habe das Bild hier aufgehängt, damit die Kinder sehen, wie es aussieht, wenn sie so in den Bänken lümmeln!"

* * *

„Wußte ich es doch, daß eine Frau auf dem Grund aller Dinge ist," bemerkte der Bauer, als er seine Frau aus der Tiefe des Brunnens aufzog.

Maße und Gewichte

A. Maße

Längenmaße

1 Zoll (inch) = 0,0254 m = 2,54 cm.
1 Fuß (foot) = 12 Zoll = 0,3048 m = 30,48 cm.
1 Yard = 3 Fuß = 36 Zoll = 0,9144 m = 91,44 cm.
1 Rod = 1 Perch = 5½ Yard = 16½ Fuß = 5,0292 m.
1 Meile = 1760 Yard = 5280 Fuß = 1609,34 m.
1 Kilometer = 1092,22 Yard = 0.62 Meile.
1 Meter = 39.32 Zoll = 1 Yard × 3.32 Zoll.
1 Dezimeter = 3,932 Zoll, nicht ganz 4 Zoll.
1 Zentimeter = .3932 Zoll = nicht ganz ⅖ Zoll.

Praktisches Längenmaß

Eine Handbreit 4 Zoll, ausgestreckte Hand 7 Zoll, mit Ellbogen 18 Zoll; militärischer Schritt 2 Fuß 6 Zoll, geometrischer Schritt 5 Fuß; ein Klafter 6 Fuß; Kabellänge 120 Klafter; Schiffsknoten 6080 Fuß oder eine Seemeile; 1 Grad 30 Seemeilen.

Flächenmaße

1 Quadrat-Zoll (square inch) = 0,0006452 m. = 6,45 qcm.
1 Quadrat-Fuß = 144 Quadrat-Zoll = 0,0929 qm.
1 Quadrat-Yard = 9 Quadrat Fuß = 1296 Quadrat-Zoll = 0,8361 qm.
1 Quadrat-Yard = 1 Perch = 30¼ Quadrat-Yard = 0,2529 Are.
1 Acker = 160 Perches = 0,4047 Hektar (oder 43,559,99 Quadratfuß; 7⅝ deutscher Morgen).
1 Quadrat-Acker mißt an jeder Seite 208,71 Fuß.
1 Quadrat-Meile = 640 Acker = 1 Sektion = 259 Hektar.
1 Are = 3,953 Quadrat-Rods.
1 Hektar = 2,471 Acker.

Körpermaß

1 cubic foot = 1728 cubic inches.
1 cubic yard = 27 cubic feet.
1 cord = 128 cubic feet.
1 Liter = 61.022 cubic inches.
1 Hektoliter = 3,531 cubic feet.
1 cubic inch = ,01639 Liter.
1 cubic foot = ,2832 Hektoliter.

1 Cord Holz ist 4 Fuß hoch, 4 Fuß breit und 8 Fuß lang.
Bauholz wird nach dem Fuß verkauft. Unter einem Fuß Bauholz versteht man ein Stück 1 Fuß lang, 1 Fuß breit und 1 Zoll dick.

Flüssigkeitsmaße

1 Quart = 2 Pints.
1 Gallone = 4 Quarts.
1 Barrel = 31½ Gallonen.
1 Hogshead = 2 Barrels.
1 Liter = 33,81 fluid ounces.
1 Liter = 1,0567 Quarts.
1 Liter = ,26417 Gallonen.
1 Hektoliter = 2.837 Buschel.
1 Fluid oz. = ,02956 Liter.
1 Quart = ,9465 Liter.
1 Gallone = 3,786 Liter.
1 Buschel = ,3524 Hektoliter.
1 Pint Wasser wiegt etwa 1 Pfd.
1 Keg Bier enthält 8 Gallonen.
1 Peck = 8 Quarts.
1 Buschel = 4 Pecks.

Das Pint des Trockenmaßes ist größer als das des Flüssigkeitsmaßes; dieses enthält 28¾, jenes aber 33⅗ Kubikzoll.

Maschinenkraftmaß

1 Pferdekraft (P.S. oder HP, horse-power) ist gleich 75 Kilogramm-Meter, d. i. 75 Kilogramm in 1 Sekunde 1 Meter hoch gehoben.

Wärmeerzeugungsmaß

1 Kalorie (Wärmeeinheit) erhöht den Wärmegrad von 1 kg. Wasser um 1 Grad Celsius.

B. Gewichte

Kaufmannsgewicht

1 Unze = 16 Drams.
1 Pfund = 16 Unzen.
1 Hundredweight (cwt.) = 100 Pfund.
1 Ton = 2000 Pfund.
1 Grain = ,0648 Gramm.
1 Unze = ,0283 Kilogramm.
1 Pfund = ,4536 Kilogramm.
1 Ton = ,9071 Tonne.
1 Gramm = 15.432 Grains.
1 Kilogramm = 35.27 Unzen.
1 Kilogramm = 2.2046 Pfund.
1 Tonne = 1,1023 Tons.

Apotheker und Goldschmiede gebrauchen das Troygewicht, dessen Pfund nur 12 Unzen hat.

Hausgewichte etc.

1 Quart Weizenmehl = 1 Pfund.
1 Quart Maismehl = 1 Pfund 2 Unzen
1 Quart Butter = 1 Pfund.
1 Quart Stückzucker = 1 Pfund.
1 Quart weißer Zucker = 1 Pfund 1 Unze.
1 Quart brauner Zucker = 1 Pfd. 2 Unzen.
10 Eier = 1 Pfund.
4 große Eßlöffel = ½ Gill.
1 gewöhnliches Trinkglas = ½ Gill.
1 gewöhnliches Weinglas = ½ Gill.
1 Teetasse = 1 Gill.
1 großes Weinglas = 2 Gill.
1 großes Weinglas = 2 Unzen.
1 Eßlöffel = ½ Unze.

Gewicht von Getreide und Samen per Buschel

	Pfd.
Weizen	60
Hafer	34
Gerste	48
Roggen	56
Flachssamen	56
Erbsen	60
Bohnen	60
Welschkorn (Mais)	56
Malz	36
Kleesamen	60
Timothy	48
Blaugras	14
Wurzeln, Rüben, Beete, Kartoffeln, Mohrrüben, Rotrüben	60

Heu, wenn es sich gesetzt hat, mißt per Tonne (2000 Pfund) im Schober (stack) 7×7×7 Fuß oder 343 Quadratfuß.

Ein Eisenbahn-Frachtwaggon hält 60,000—80,000 Pfund. Die höchste Last, die in eine Car geladen wird, ist wie folgt: Weizen 1470 Buschel, Hafer 2200 Buschel, Gerste 1700 Buschel, Kartoffeln 1350 Buschel, Aepfel 270 Fässer, Zucker 270 Fässer.

Es gibt nur sehr wenige kleine Waggons von 40,000 Pfund und diese werden nur auf besondere Applikation geliefert.

Immerwährende Trächtigkeits-Tabelle.

Anfang der Trächtigkeit	Ende der Trächtigkeit: Pferde	Rinder	Schafe	Schweine
Januar 1	Dezember 6	Oktober 12	Juni 3	April 30
" 6	" 11	" 17	" 8	Mai 5
" 11	" 16	" 22	" 13	" 10
" 16	" 21	" 27	" 18	" 15
" 21	" 26	November 1	" 23	" 20
" 26	" 31	" 6	" 28	" 25
" 31	Januar 5	" 11	Juli 3	" 30
Februar 5	" 10	" 16	" 8	Juni 4
" 10	" 15	" 21	" 13	" 8
" 15	" 20	" 26	" 18	" 13
" 20	" 25	Dezember 1	" 23	" 18
" 25	" 30	" 6	" 28	" 23
März 2	Februar 4	" 11	August 2	" 28
" 7	" 9	" 16	" 7	Juli 4
" 12	" 14	" 21	" 12	" 9
" 17	" 19	" 26	" 17	" 14
" 22	" 24	" 31	" 22	" 19
" 27	" 29	Januar 5	" 27	" 24
April 1	März 6	" 10	September 1	" 29
" 6	" 11	" 15	" 6	August 3
" 11	" 16	" 20	" 11	" 8
" 16	" 21	" 25	" 16	" 13
" 21	" 26	" 30	" 21	" 18
" 26	" 31	Februar 4	" 26	" 23
Mai 1	April 5	" 9	Oktober 1	" 28
" 6	" 10	" 14	" 6	September 2
" 11	" 15	" 19	" 11	" 7
" 16	" 20	" 24	" 16	" 12
" 21	" 25	" 29	" 21	" 17
" 26	" 30	März 6	" 26	" 22
" 31	Mai 5	" 11	" 31	" 27
Juni 5	" 10	" 16	November 5	Oktober 2
" 10	" 15	" 21	" 10	" 7
" 15	" 20	" 26	" 15	" 12
" 20	" 25	" 31	" 20	" 17
" 25	" 30	April 5	" 25	" 22
" 30	Juni 4	" 10	" 30	" 27

Anfang der Trächtigkeit	Ende der Trächtigkeit: Pferde	Rinder	Schafe	Schweine
Juli 5	Juni 9	April 15	Dezember 5	November 1
" 10	" 14	" 20	" 10	" 6
" 15	" 19	" 25	" 15	" 11
" 20	" 24	" 30	" 20	" 16
" 25	" 29	Mai 5	" 25	" 21
" 30	Juli 4	" 10	" 30	" 26
August 4	" 9	" 15	Januar 4	Dezember 1
" 9	" 14	" 20	" 9	" 6
" 14	" 19	" 25	" 14	" 11
" 19	" 24	" 30	" 19	" 16
" 24	" 29	Juni 4	" 24	" 21
" 29	August 3	" 9	" 29	" 26
September 3	" 8	" 14	Februar 3	" 31
" 8	" 13	" 19	" 8	Januar 5
" 13	" 18	" 24	" 13	" 10
" 18	" 23	" 29	" 18	" 15
" 23	" 28	Juli 4	" 23	" 20
" 28	September 2	" 9	" 28	" 25
Oktober 3	" 7	" 14	März 5	" 30
" 8	" 12	" 19	" 10	Februar 4
" 13	" 17	" 24	" 15	" 9
" 18	" 22	" 29	" 20	" 14
" 23	" 27	August 3	" 25	19
" 28	Oktober 2	" 8	" 30	" 24
November 2	" 7	" 13	April 4	" 29
" 7	" 7	" 18	" 9	März 1
" 12	" 17	" 23	" 14	" 6
" 17	" 22	" 28	" 19	" 11
" 22	" 27	September 2	" 24	" 16
" 27	November 1	" 7	" 29	" 21
Dezember 2	" 6	" 12	Mai 4	" 26
" 7	" 11	" 17	" 9	" 31
" 12	" 16	" 22	" 14	April 5
" 17	" 21	" 27	" 19	" 10
" 22	" 26	Oktober 2	" 24	" 15
" 27	Dezember 1	" 7	" 29	" 20

Festtagstabelle des laufenden Jahrhunderts

Jahr	Ostern	Pfingsten	Weihnachten	Jahr	Ostern	Pfingsten	Weihnachten
1947	6. April	25. Mai	Donnerstag	1973	22. April	10. Juni	Dienstag
1948	28. März	16. Mai	Sonnabend	1974	14. April	2. Juni	Mittwoch
1949	17. April	5. Juni	Sonntag	1975	30. März	18. Mai	Donnerstag
1950	9. April	28. Mai	Montag	1976	18. April	6. Juni	Sonnabend
1951	25. März	13. Mai	Dienstag	1977	10. April	29. Mai	Sonntag
1952	13. April	1. Juni	Donnerstag	1978	26. März	14. Mai	Montag
1953	5. April	24. Mai	Freitag	1979	15. April	3. Juni	Dienstag
1954	18. April	6. Juni	Sonnabend	1980	6. April	25. Mai	Donnerstag
1955	10. April	29. Mai	Sonntag	1981	19. April	7. Juni	Freitag
1956	1. April	20. Mai	Dienstag	1982	11. April	30. Mai	Sonnabend
1957	21. April	9. Juni	Mittwoch	1983	3. April	22. Mai	Sonntag
1958	6. April	25. Mai	Donnerstag	1984	22. April	10. Juni	Dienstag
1959	29. März	17. Mai	Freitag	1985	7. April	26. Mai	Mittwoch
1960	17. April	5. Juni	Sonntag	1986	30. März	18. Mai	Donnerstag
1961	2. April	21. Mai	Montag	1987	19. April	7. Juni	Freitag
1962	22. April	10. Juni	Dienstag	1988	3. April	22. Mai	Sonntag
1963	14. April	2. Juni	Mittwoch	1989	26. März	14. Mai	Montag
1964	29. März	17. Mai	Freitag	1900	15. April	3. Juni	Dienstag
1965	18. April	6. Juni	Sonnabend	1991	31. März	19. Mai	Mittwoch
1966	10. April	29. Mai	Sonntag	1992	19. April	7. Juni	Freitag
1967	26. März	14. Mai	Montag	1993	11. April	30. Mai	Sonnabend
1968	14. April	2. Juni	Mittwoch	1994	3. April	22. Mai	Sonntag
1969	6. April	25. Mai	Donnerstag	1995	16. April	4. Juni	Montag
1970	29. März	17. Mai	Freitag	1996	7. April	26. Mai	Mittwoch
1971	11. April	30. Mai	Sonnabend	1997	30. März	18. Mai	Donnerstag
1972	2. April	21. Mai	Montag	1998	12. April	31. Mai	Freitag
				1999	4. April	23. Mai	Sonnabend
				2000	23. April	11. Juni	Montag

Herr (zu seiner Nachbarin): „Ja, man muß nur die Augen offen halten, gnädige Frau, dann hat man die Künste von Sherlock Holmes bald heraus. Sehen Sie z. B. den Herrn da unten an der Tafel. Ich erkenne mit einem Blick, daß er Junggeselle ist."

Dame: „Irren Sie sich auch nicht?"

Herr: „Ausgeschlossen! Sein Kragen ist oben eingebrochen und am Rock unten fehlt ein Knopf. Wäre er verheiratet, würde seine Frau ihn nicht so umherlaufen lassen."

Dame: „Ich verbitte mir jede weitere Beleidigung! Der Herr ist mein Mann."

* * *

„Kurt, deine Rechenaufgabe, wo sich der Schnellzug Chicago-New York und der Personenzug New York-Chicago treffen, ist ja total falsch! Wie bist du denn zu dieser Lösung gekommen?"

„Ich habe beim Reisebüro angefragt, Herr Lehrer!"

* * *

Chef zum neu aufgenommenen Schreibmaschinenfräulein: „Also Gehalt bekommen Sie hundert Dollar im Monat!"

„Damit werde ich gewiß keine großen Sprünge machen können!"

„Das sollen Sie ja auch nicht. Wir betreiben ein Handelsgeschäft und nicht — Leichtathletik!"

„Ist eigentlich der Herr Pulato ein moderner Maler?"

„Das will ich meinen; der stellt sogar den Tod nicht mehr mit der Sense, sondern mit der Mähmaschine dar."

* * *

Sie saßen in der Skihütte, achtzehn Leutchen, und langweilten sich. Denn nun war plötzlich und unerwartet Tauwetter eingetreten.

Ein Mädchen sang Volkslieder.

Schauerlich . . .

Der Vater, furchtbar stolz, sagte zu einem jungen Mann: „Meine Tochter Emmi singt fabelhaft!"

„Wie," fragte der Jüngling zurück, „haben Sie denn noch eine Tochter?"

* * *

Herr, abweisend zum Geschäftsreisenden: „Womit handeln Sie denn?"

Reisender: „Mit Verstand."

„Proben haben Sie wohl nicht bei sich?"

* * *

„Glauben Sie an Vererbung?"

„Klar, daher habe ich doch mein ganzes Geld."

* * *

„Wann hörte für Adam das Leben im Paradiese auf?"

„Als er Eva bekam."

Zinstabelle I (Auf 1 Jahr)

Kapital Doll.	3 Proz. Doll.	3 Proz. Cts.	3½ Proz. Doll.	3½ Proz. Cts. Mills	4 Proz. Doll.	4 Proz. Cts.	4½ Proz. Doll.	4½ Proz. Cts. Mills	5 Proz. Doll.	5 Proz. Cts.	6 Proz. Doll.	6 Proz. Cts.
1	—	3	—	3 5	—	4	—	4 5	—	5	—	6
2	—	6	—	7	—	8	—	9	—	10	—	12
3	—	9	—	10 5	—	12	—	13 5	—	15	—	18
4	—	12	—	14	—	16	—	18	—	20	—	24
5	—	15	—	17 5	—	20	—	22 5	—	25	—	30
6	—	18	—	21	—	24	—	27	—	30	—	36
7	—	21	—	24 5	—	28	—	31 5	—	35	—	42
8	—	24	—	28	—	32	—	36	—	40	—	48
9	—	27	—	31 5	—	36	—	40 5	—	45	—	54
10	—	30	—	35	—	40	—	45	—	50	—	60
20	—	60	—	70	—	80	—	90	1	—	1	20
30	—	90	1	05	1	20	1	35	1	50	1	80
40	1	20	1	40	1	60	1	80	2	—	2	40
50	1	50	1	75	2	—	2	25	2	50	3	—
60	1	80	2	10	2	40	2	70	3	—	3	60
70	2	10	2	45	2	80	3	15	3	50	4	20
80	2	40	2	80	3	20	3	60	4	—	4	80
90	2	70	3	15	3	60	4	05	4	50	5	40
100	3	—	3	50	4	—	4	50	5	—	6	—
200	6	—	7	—	8	—	9	—	10	—	12	—
300	9	—	10	50	12	—	13	50	15	—	18	—
400	12	—	14	—	16	—	18	—	20	—	24	—
500	15	—	17	50	20	—	22	50	25	—	30	—
600	18	—	21	—	24	—	27	—	30	—	36	—
700	21	—	24	50	28	—	31	50	35	—	42	—
800	24	—	28	—	32	—	36	—	40	—	48	—
900	27	—	31	50	36	—	40	50	45	—	54	—
1000	30	—	35	—	40	—	45	—	50	—	60	—
2000	60	—	70	—	80	—	90	—	100	—	120	—
3000	90	—	105	—	120	—	135	—	150	—	180	—
4000	120	—	140	—	160	—	180	—	200	—	240	—
5000	150	—	175	—	200	—	225	—	250	—	300	—

Zinstabelle II (Auf 1 Monat)

Kapital Doll.	3 Proz. Doll.	3 Proz. Cts. Mills	3½ Proz. Doll.	3½ Proz. Cts. Mills	4 Proz. Doll.	4 Proz. Cts. Mills	4½ Proz. Doll.	4½ Proz. Cts. Mills	5 Proz. Doll.	5 Proz. Cts. Mills	6 Proz. Doll.	6 Proz. Cts. Mills
1	—	0 25	—	0 291	—	0 33	—	0 375	—	0 416	—	0 5
2	—	0 5	—	0 583	—	0 66	—	0 75	—	0 833	—	1
3	—	0 75	—	0 875	—	1	—	1 125	—	1 25	—	1 5
4	—	1	—	1 166	—	1 33	—	1 5	—	1 66	—	2
5	—	1 25	—	1 458	—	1 66	—	1 875	—	2 083	—	2 5
6	—	1 5	—	1 75	—	2	—	2 25	—	2 5	—	3
7	—	1 75	—	2 041	—	2 33	—	2 625	—	2 916	—	3 5
8	—	2	—	2 33	—	2 66	—	3	—	3 33	—	4
9	—	2 25	—	2 625	—	3	—	3 375	—	3 75	—	4 5
10	—	2 5	—	2 916	—	3 33	—	3 75	—	4 166	—	5
20	—	5	—	5 33	—	6 66	—	7 5	—	8 33	—	10
30	—	7 5	—	8 75	—	10	—	11 25	—	12 5	—	15
40	—	10	—	11 66	—	13 33	—	15	—	16 66	—	20
50	—	12 5	—	14 583	—	16 66	—	18 75	—	20 833	—	25
60	—	15	—	17 5	—	20	—	22 5	—	25	—	30
70	—	17 5	—	20 416	—	23 33	—	26 25	—	29 166	—	35
80	—	20	—	23 33	—	26 66	—	30	—	33 33	—	40
90	—	22 5	—	26 25	—	30	—	33 75	—	37 5	—	45
100	—	25	—	29 166	—	33 33	—	37 5	—	41 66	—	50
200	—	50	—	58 33	—	66 66	—	75	—	83 33	1	—
300	—	75	—	87 5	1	—	1	12 5	1	25	1	50
400	1	—	1	16 66	1	33 33	1	50	1	66 66	2	—
500	1	25	1	45 833	1	66 66	1	87 5	2	08 83	2	50
600	1	50	1	75	2	—	2	25	2	50	3	—
700	1	75	2	04 166	2	33 33	2	62 5	2	91 66	3	50
800	2	—	2	33 33	2	66 66	3	—	3	33 33	4	—
900	2	25	2	62 5	3	—	3	37 5	3	75	4	50
1000	2	50	2	91 66	3	33 33	3	75	4	16 66	5	—
2000	5	—	5	83 33	6	66 66	7	50	8	33 33	10	—
3000	7	50	8	75	10	—	11	25	12	50	15	—
4000	10	—	11	66 66	13	33 33	15	—	16	66 66	20	—
5000	12	50	14	58 33	16	66 66	18	75	20	83 33	25	—

☞ Handelt es sich um 7 Prozent, so multipliziert man die unter 3½ Prozent angegebene Zahl mit 2; ebenso für 8 Prozent, die unter 4 Prozent angegebene Zahl; für 9 Prozent, die Zahl unter 4½ Prozent; für 10 Prozent, die Zahl unter 5 Prozent.

Harald Olaffens Erlösung

Roman von Felix Bronnen

Erster Teil

Winter

Bedeutsam schwer fiel die Tür hinter der hohen Männergestalt ins Schloß. Die letzte Aussprache hatte zu nichts anderem geführt denn zu einem Schwall häßlicher Worte und beleidigendster Gedanken.

Ein Ekel kam den Einsamen an, dessen kraftvoller Schritt wuchtig im Gewölbe des ausladenden Treppenhauses verhallte.

Bis zum letzten hatte Marianne Engelbrecht ihre Unschuld dem Verlobten gegenüber beteuert, behauptet, er vernachlässige sie. Sein Beruf und vor allem andere Frauen . . . Immer erregter war die Frau geworden. Die sonst so weiche Stimme schrie schrill und gell, daß plötzlich die alte Frau Engelbrecht die Tür vom Nebenzimmer aufstieß.

Doktor Harald Olaffen war bleich bis in die Lippen geworden. Einer Menge neugieriger, spöttischer Augen sah er sich gegenüber. Alles also ein abgekartetes Spiel! Marianne hatte zu ihrer Untreue auch noch diese letzten Schamlosigkeit der Oeffentlichkeit gehabt.

Hilflos weinend flüchtete Marianne sich in den Arm der Mutter, die dem Mann das Furchtbare ins Gesicht schleuderte: Nie würde er eine Frau glücklich machen können. Denn mit der einen Geliebten im Arm, denke er schon an das nächste Abenteuer. Gerade keine moralisch sehr einwandfreie Art als Frauenarzt! —

Doktor Harald Olaffen kräuselte die Lippen in bitterem Spott. Nicht treu gewesen sein soll er? Und Marianne? Der Mann ballte die Hände zur Faust.

Vor ein paar Tagen noch hatte er sie mit einem anderen überrascht, mit jenem jungen, leidenschaftlichen Rechtsanwalt Karl-Heinz Friedrichsen. Und er würde dafür durchs Feuer gehen: es war nicht das erste Mal gewesen. Aber Marianne hatte das Recht einer hilflosen Schönheit auf ihrer Seite. Das machte die Frauenherzen weich und mitleidig und die Männerherzen galant und ritterlich.

Harald Olaffen dachte an die auf ihn gerichteten Augen von Mariannes Freunden und Bekannten. Ein grausiges „Schuldig!" sprachen sie ihm alle. Kein mittelalterlicher Gerichtshof konnte verdammender urteilen. Marianne aber stand rein da, unberührt, als sei alles nicht geschehen.

Harald Olaffen warf dem Chauffeur, dessen Frau er einmal vor dem sicheren Tod gerettet, einen weltvernichtenden Blick zu. Bange Frage las er in des Getreuen Augen. Zum Teufel! Wußte denn schon alle Welt von seiner Qual?

Der alte Mann zögerte einen Augenblick.

„Alles noch einmal gut abgelaufen, Herr Doktor?"

Der andere preßte die Zähne fest aufeinander. Und dann, fast zwischen den geschlossenen Lippen hervorstoßend:

„Es ist aus! Ich bin wieder frei!"

Der alte Mann drehte verlegen an seinem Jackenärmel. Ihm hatte die Verbindung mit der leichtlebigen Marianne Engelbrecht nie recht gefallen wollen. Fast scheu, um die blutende Herzwunde des anderen nicht noch mehr aufzureißen, meinte er tröstend:

„Ich kann den Herrn Doktor nicht begreifen. Ist es vielleicht nicht ganz gut . . ."

Harald Olaffen legte seine große, kräftige Hand, deren Geschicklichkeit schon so viele Menschenleben gerettet, auf des anderen ein wenig gebeugten Rücken:

„Das werden Sie wohl nie verstehen, Dietrichs. Aber schließlich, das eine ist doch gut: ich bin jetzt vollständig fertig mit den Frauen — mit allen Frauen!

Der alte Mann sah unsicher vor sich hin.

„Aber Herr Doktor — und Ihre Patientinnen?"

Der andere lachte schneidend.

„Werden sich eben einen anderen Arzt suchen müssen. Mir wird sich sowieso keine anständige Frau mehr anvertrauen. Schon morgen wird es die ganze Stadt wissen, welch Verführer und Frauenbetörer ich bin. Die alte Frau Engelbrecht wird schon dafür sorgen. Denn letzten Endes hat sie wohl doch noch geglaubt, daß ich gute Miene zum bösen Spiel machen würde.

Jäh unterbrach sich der Mann.

„Aber warum erzähle ich Ihnen das alles? Der Stadtklatsch wird es ja doch bald herumtragen." Der Mann höhnte: „Wissen Sie schon, Frau, Nachbarin, Doktor Olaffen löst seine Verlobung mit Marianne Engelbrecht, weil sie sich

ständiger Untreue und allerlei Bedrohungen ausgesetzt sah. War ja auch nicht anders zu erwarten. Ich habe es schon immer gesagt!"

Harald Olassen lachte grimmig vor sich hin.

„Sogar einen rechtlichen Vertreter wird die schöne Marianne finden: Rechtsanwalt Karl-Heinz Friedrichsen. Der glaubt wohl an die Unschuld Mariannes. Seltsam! Wenn einem diese Unschuld gleichsam auf dem Präsentierteller angeboten wird. Pfui Teufel! Eine unschuldige Frau gibt es überhaupt nicht!"

Harald Olassen stürmte die Treppe hinab, daß ihm der Chauffeur kaum folgen konnte. Letzterer hatte doch noch etwas so Wichtiges auf dem Herzen.

„Meine Frau . . ."

Da blieb der andere stehen.

„Meine Frau liegt seit gestern darnieder. Wenn ich den Herrn Doktor noch einmal bitten dürfte . . ."

Nun war es heraus. Aber Harald Olassen schnitt den angefangenen Satz mit einer schnellen Handbewegung brüsk ab.

„Suchen Sie sich einen anderen Arzt, Dietrichs. Ich praktiziere nicht mehr. Schließlich wird der Stadtklatsch in mir den schuldigen Teil sehen."

Verbissen preßte der Mann die Lippen aufeinander, verschwieg, daß er in einem jäh aufwallenden Gefühl eine angebliche Schuld auf sich genommen. Tage, Wochen hatte er dem Treiben der Verlobten zugeschaut, mit Nachsicht und Liebe sie gewarnt, sie beschworen. Aber Marianne hatte immer nur gelächelt, getändelt, ihn mit einem Kuß beschwichtigt. Bis es heute zu dieser Aussprache gekommen war, die sein ganzes Lebensglück vernichtete. Hart war er gewesen, eisenhart. Die Szene mit Karl-Heinz Friedrichsen stand allzu deutlich vor seinen Augen. Aber Marianne hatte ihre Unschuld beteuert, immer wieder.

„Lügnerin!" Harald Olassen fluchte vor sich hin. — „Unschuld . . .?!"

An der Tür hatten Mariannes Freunde gelauscht, die ganze Auseinandersetzung mit angehört, konnten jetzt beeidigen, daß er hart gewesen, daß er der Frau zugesetzt, bis sie weinend zusammengebrochen. Und war alles doch nur Komödie. Die Zeugen waren ja sozusagen bestellt gewesen.

Armseliges Gelichter!

Harald Olassens Gesicht erstarrte zur Maske. Vor solchen Menschen rechtfertige ich mich nicht. Und dann vor allem: keine Ruhe würde Marianne ihm gegeben haben, wenn er nicht die Schuld der Trennung auf sich genommen hätte. Tag um Tag würde sie ihn bestürmt haben. Und um Ruhe zu haben, Ruhe nach den Wochen einer bis zum Wahnsinn getriebenen Qual, hatte er in die neugierig-höhnischen Gesichter hineingeschrien, daß er alle Schuld auf sich nähme. Man solle ihm nur seine Ruhe gönnen.

Er stand jetzt als der einzig Schuldige da.

Eine finstere Falte vertiefte sich an des Mannes Nasenwurzel, gab dem dunkel verbrannten Gesicht, das von vielen einsamen Spaziergängen bei Wind und Wetter erzählte, etwas schroff Abweisendes, das an völlige Weltverachtung grenzte.

Der alte Dietrichs fühlte plötzlich eine menschlich unüberbrückbare Kluft zwischen sich und Harald Olassen aufstehen. Und der junge Arzt war doch sonst das Entgegenkommen selber gewesen. Schon als Kind.

Dietrichs erinnerte sich an seinen Vater, der noch beim alten Herrn Olassen als Bediensteter gewesen. Nichts Lieberes hatte er gewußt, als dem bildschönen, dunkelhaarigen Kind, dessen tiefbrauner Teint so sehr gegen die anderen Kinder der norddeutschen Stadt abstach, irgendeinen Gefallen zu erweisen. Genau so lieb konnte der kleine Harald lachen wie seine wunderschöne junge Mutter, die der alte Olaf Olassen aus dem sonnigen Süddeutschland in die nordische Nebelstadt heimgeholt. War überhaupt wohl niemand, der den kleinen Harald nicht in sein Herz geschlossen hatte. Da waren die Arbeiter und Angestellten des Vaters, dessen Schiffe stolz hinaus auf die hohe See fuhren. Da waren die Lehrer und Kameraden, die den allzeit Aufgeweckten und überaus Temperamentvollen fast vergötterten. Kein Musterschüler war der heranwachsende Harald Olassen gewesen. Aber immer ein aufrechter, gerader Charakter, dessen unbestechlicher Ehrlichkeit sich selbst ältere Gefährten beugten.

Wie ein einziger Sonnentag waren Harald Olassens Kinderjahre gewesen. Bis sein Lebenshimmel sich zum ersten Male zu verdüstern begann,als der junge Abiturient mit dem festen Plan dem Vater gegenübertrat, Arzt zu werden, nicht in das väterliche Geschäft einzutreten. Harte Kampftage hatte es da gegeben, Tage, an denen Vater und Sohn herumgegangen waren, als trachteten sie sich gegenseitig das Leben zu verbittern. Aber der Junge war nicht einen Schritt zurückgewichen. Es schwebte ihm etwas vor, etwas Großes, Ideales. Der Menschheit wollte er helfen. Und dazu dünkte ihn der Kaufmannsberuf nicht das Richtige. Und endlich hatte der alte Olassen nachgegeben. Es war ihm zwar schmerzlich, daß sein einziger Sohn nicht ins Geschäft praktisch arbeitend eintreten sollte, und der Sohn des Bruders, der Teilhaber, einmal den stolzen Namen Olassen im Geschäft weiterführen sollte. Aber er verschloß sich nicht der Einsicht, daß man einen jungen und willensstarken Menschen, der bereits genau weiß, was er will, nicht zu einem Beruf

zwingen soll, zu dem er sich nicht einigermaßen berufen fühlt.

Olaf Olafsen hatte sein Nachgeben nie bereut. In einer fast unglaublich kurzen Zeit hatte der Junge alle Examen bestanden. Ohne aber dabei ein Stubenhocker und Bücherwurm zu werden. Noch nicht einmal ehrgeizig war Hdrold. Nur das zielsichere Streben, vorwärtszukommen, um armen, kranken Menschen hilfreich beistehen zu können, hatte ihn getrieben.

Neben dem Studieren und praktischen Arbeiten aber stand von den ersten Tagen der Studienzeit an der immer wechselnde Einfluß der Frauen, die, ganz gleich welchen Alters, den jungen Harald Olafsen vergötterten. So bezaubernd konnten seine braunen Augen lächeln, so sicher führte sein starker Arm durchs Tanzgewühl, so heiß brannten seine Lippen beim Küssen, und nicht zuletzt war es die schlanke, große Erscheinung, die schon damals den Zauber der Persönlichkeit trug, die alle weiblichen Herzen zum Entflammen brachte.

Kein Wunder, daß der junge Arzt, der sich kurz nach seines Vaters Tod in seiner Heimatstadt niedergelassen hatte, der Held aller Gesellschaften und der erträumte Schwiegersohn aller töchterbesitzenden Mütter war. Kein anderer konnte neben ihm bestehen. Aller Herzen gewann er sich im Flug. Aber lächelnd schritt Harald Olafsen über alle Eroberungen, alles Entgegenkommen hinweg. Gar so aufdringlich war man. So gab es wohl einen Flirt nach dem anderen. Nie aber etwas Ernstes. Denn im Grunde genommen glaubte Harald Olafsen wohl, daß man nicht so sehr Jagd mache auf seine Person, sondern viel mehr noch auf seinen Reichtum, der seiner zukünftigen Frau einmal jede Extravaganz gestatten würde.

Bis eines Tages sein Herz doch Feuer fing. Sehr hübsch war die junge Marianne Engelbrecht gewesen, sehr pikant mit ihrem hellen Haar, kühn im Herrenschnitt zurückgekämmt. Dazu eine fraulich ausgereifte Figur, trotz ihrer Jugend. Und ein sprühendes Temperament. Da hatte die Stadt, in der dunstig die Nebelschwaden aufstiegen und sich der würzige Geruch des unfernen Meeres erfrischend herb um die Glieder legte, ihre Sensation: Harald Olafsen verlobte sich.

Aber nicht lange hatte das Glück gedauert. Vielleicht, weil über ihn so viele Verwünschungen heimlich gesprochen. Denn keine Mutter konnte es verschmerzen, daß nicht ihr Liebling die Auserwählte. Aber trotz seiner Verlobung hatte Harald die Gesellschaften, die Tanztees und Veranstaltungen durch den Zauber seiner Persönlichkeit weiter beherrscht.

Bis dann der Zusammenbruch kam.

Mancherlei Gerüchte gingen in der Stadt um. Böse Zungen behaupteten, der Arzt flirte allzusehr mit seinen Patientinnen. Das habe seine Verlobte auf die Dauer nicht mit ansehen können. Andere wieder behaupteten, Marianne habe die Gesetze von Liebe und Treue nicht sehr heilig gehalten.

Und sie waren der Wahrheit sehr nahe.

Eine von jenen unersättlichen Naturen war Marianne, die stets der Abwechslung bedürfen, um glücklich zu sein. Harald Olafsen hatte anfangs nachsichtig gelächelt, wenn er von Mariannes kleinen Eroberungen hörte. Eine schöne Frau will nun einmal umschwärmt werden! Das Ausmaß dieses ewig wechselnden Flirts erkannte der Vielbeschäftigte aber erst, als der Stadtklatsch ihn bereits hundertfach verzerrt herumtrug und ihm so die Augen unnachsichtig geöffnet wurden.

Erregte Szenen hatte es gegeben. Harald Olafsen forderte einen streng zurückgezogenen Lebenswandel, um alle Schandmäuler der Stadt zu stopfen. In der ersten Aufregung versprach Marianne alles, schon aus Angst, Harald würde die Verlobung aufheben, wodurch sie wieder arm geworden wäre wie zuvor. Aber sie konnte ihr Versprechen nun einmal nicht halten. Eines Tages überraschte sie der Verlobte mit dem jungen Rechtsanwalt Karl-Heinz Friedrichsen. Frech trumpfte das Mädchen auch noch auf. Beteuerte seine Unschuld. Da war es zum endgültigen Bruch gekommen.

Aber selbst der treue alte Dietrichs wußte von all den geheimen, in der Stadt unbekannten Vorgängen nichts, die sich sozusagen hinter der Bühne abgespielt hatten. Er sah nur, daß aus dem lebensfrohen, hilfsbereiten Harald Olafsen ein verschlossener, wortkarger, ungefälliger Mann geworden war, der trotz seiner Jugend lebensverbittert die Welt verachtete, denn er hatte Marianne Engelbrecht einmal wirklich geliebt. Ein Stück Herz hatte sie ihm blutend aus der Brust gerissen. Und Harald Olafsen war ein Mann, der nicht so leicht vergessen konnte.

Ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, schritt er jetzt an dem alten Dietrichs vorbei. Er wollte nicht mit dem Wagen fahren, sondern zu Fuß gehen.

Ein trostloser Novemberhimmel sank abendlich über das Häusermeer, drin schon hier und da vereinzelte Lichter aufglühten. Eintönig sang der Regen sein plätscherndes Lied, saugte sich in die Kleider der Vorüberhastenden, durchweichte Harald Olafsen den Rock, bis er endlich den Mantelkragen hochstellte. Aus irgendeinem geschützt gelegenen Park trieb der Wind noch ein paar letzte fahle Blätter über die Straße. Es war, als schritt der Tod selber durch die Stadt, der Wintertod, der hier nicht froststarrend und jugendvoll kam, sondern als verbitterter, griesgrämiger Greis, der dem Sterben kein verhüllendes Tuch

umlegte, sondern es in seiner grausigen Nacktheit zeigte. — Harald Olassen suchte den Weg aus der Stadt heraus. Er konnte die geschäftigen Menschen nicht mehr um sich haben, wollte allein sein.

Irgendwo weit draußen vor der Stadt, da schon die Nähe des unfernen Meeres herb würzig zu spüren, lag gegen den Strom hin eine Fischerkneipe, die um diese frühe Abendstunde noch gar nicht oder wenig besucht war. Tief zog sich das Dach über das niedrige Erdgeschoß. Die kleinen Fenster blinzelten verschlafen gleich Bullaugen in den diesigen Novemberhimmel hinaus.

Krachend warf der Sturm die Tür hinter Harald Olassen ins Schloß.

„Tag, Vater Pieter!"

Schlurfend kam der Wirt hinter der Theke hervor. Er erwartete um diese Zeit noch keine Gäste, war aber jetzt erfreut, einen so geschätzten alten Bekannten begrüßen zu können.

Unzählige Male hatten die Primaner des alten Johann-Adolf-Gymnasiums hier ihre Kneipen — streng verboten — abgehalten. Es war sozusagen ein offenes Geheimnis gewesen. Und doch hatte sich niemand an dieser Offenheit gestoßen. Du liebe Zeit! Man mußte der Jugend ihr Recht geben! Und die frisch-fröhlichen Kneipabende bei Vater Pieter, dessen Person in der ganzen Stadt geachtet, waren wirklich nicht das Schlimmste, was so ein Primanerhirn aushecken konnte. Denn Vater Pieter sorgte stets für Anstand und Zucht. Hatte besser als mancher gestrenge Vater einem argen Sünder ins Gewissen geredet und ihn auch fast jedesmal wieder auf den rechten Weg gebracht.

Das hatten ihm später die reuigen Sünder dann auch nicht vergessen. Viele Jahre nachher, wenn aus so einem versessenen Burschen längst ein gelehrter Herr Doktor, ein Herr Pastor oder ein wohlsituierter Kaufmann geworden war, kamen sie wohl zu Vater Pieter zurück, verbrachten wieder einmal einen gemütlichen Abend bei ihm. Und wenn sie gar in der Heimatstadt eine Anstellung gefunden, so wiederholten sich diese Abende des öfteren, bis sie zur lieben Selbstverständlichkeit wurden.

So war es auch Harald Olassen gegangen. Weite Reisen hatte er gemacht, fürstliche Hotels kennengelernt, aber nichts konnte an die kleine, immer verqualmte Wirtsstube von Vater Pieter heranreichen. Es war eben schlechthin „Heimat".

So setzte der Mann sich denn auch jetzt an einen Tisch unmittelbar an der Theke, starrte auf das blankgescheuerte weiße Holz, das ein paar Stunden später Gymnasiasten, Horonatioren und Fischer vereinigen würde wie all die Jahrzehnte vorher. Ein paar Worte, und Vater Pieter, der alte Getreue, wußte Bescheid.

„Na, Herr Harald" — der Alte konnte sich an den Vatersnamen seines Lieblings ebenso wenig gewöhnen wie an den feierlichen Doktortitel —, „nun kann ja wohl ein neues Leben beginnen?!"

Das war alles. Der Alte war nie geschwätzig, eigentlich mehr verschlossen. Aber was er sagte, hatte Hand und Fuß. Wenigstens dünkte es Harald Olassen im Augenblick so.

„Hast recht, Vater Pieter. Ein neues Leben."

Er hob das Glas.

Der Wirt nickte.

„Wohl bekomm's."

Dann war wieder das Schweigen zwischen den beiden ungleichen Männern, von denen der eine bereits auf der Friedensinsel des Lebensmeeres gelandet, während der andere noch so bitter mit der gischenden Brandung zu ringen hatte.

„Wirst mich lange nicht mehr sehen!"

Harald Olassen schob das auf einen Zug geleerte Glas zum Füllen hin.

Vater Pieters stahlblaue Augen forschten in des anderen Gesicht, das so weltverachtend und verbittert ausschaute. Gut würde es dem Jüngeren tun, wenn er sich draußen in der Welt die erste Lebensniederlage abschliff.

Der Alte füllte das Glas.

„Haben recht, Herr Harald. Nur nicht verliegen und versauern. Ein Kerl, wie Sie, muß erst einmal die Welt kennenlernen, bevor er sich ins warme Nest flüchtet."

Schlurfend ging Vater Pieter an den Schrank, in dem er den besten Tropfen verwahrte, schenkte zwei Gläser ein, schob eins dem Gast hin.

„Trink denn darauf, daß Sie eines Tages doch noch das warme Nest finden. Aber das richtige."

Der andere wollte aufbegehren, zornig das Glas von sich stoßen. Aber Vater Pieter verstand keinen Spaß.

„Austrinken!" befahl er. „Werden sich doch nicht selber bei Ihrem Glück im Wege stehen!"

„Glück?!"

Harald Olassen kräuselte ironisch die Lippen. Aber er trank doch. Bei Vater Pieter gab es keine Widerrede.

Das Licht zündete der Mann jetzt an.

Kein helles Licht gab die altmodische Lampe, sondern nur einen trauten Dämmerschein, der alles heimlicher, verschwommener werden ließ. Eine Atmosphäre zum Träumen, zum Grübeln und Nachdenken.

Vater Pieter wußte das wohl. Aber er wollte seinen Gast nicht zu einem trüben Sichbesinnen kommen lassen. So setzte er sich wieder neben ihn, nachdem auch die Fensterladen vor den rauchblinden Bullaugen geschlossen, begann ganz gegen seine Gewohnheit von seinen eigenen Familienverhältnissen zu erzählen. Seit Wochen sei seine Schwester, die ihm den Haushalt führe, nun schon krank. Mit so einer jungen Aerztin halte

sie es. Verschroben! Was eine Frau schon von der Heilkunst verstehe! Aber einen Mann lasse sie gar nicht an sie heran.

Harald Olassen wurde zynisch.

„Eine fast ausgestorbene Sorte Frauen, Vater Pieter. Die junge Generation jagt so hinter dem Manne her, daß sie sich ihm gleich mit Haut und Haaren verschreibt.“

Vater Pieter hüstelte. Er fühlte, daß er bei seinem Ablenkungsgespräch gerade das Falsche gewählt hatte. Das schmerzte den treuen Alten tief. Aber es war nun nicht mehr zu ändern. Vor allem, weil in diesem Augenblick die Tür nach kurzem Anklopfen vom Gang her geöffnet wurde.

„Herr Triemann — auf einen Augenblick!“

Vater Pieter erhob sich etwas schwerfällig, ging der schlanken, eleganten Frauengestalt entgegen, die dort auf der Schwelle stand.

„Habe mich nur ein bißchen mit Ihrem Kollegen unterhalten, Fräulein Doktor!“

Irene Gärtners lebhafte graue Augen gingen zu Harald Olassens Tisch hinüber. Sie kannten sich von einer Welle von Wintergesellschaften, Konzerten, Theaterbesuchen her.

Fast widerwillig erhob sich der Mann. In die Einsamkeit wollte er flüchten, und nun stand diese Frau mit dem ein wenig indiskreten, lebhaften Blick vor ihm, der ihm deutlich verriet, daß schon ein paar Stunden genügt hatten, um den Stadtklatsch über seine getrennte Verlobung in rasenden Umlauf zu setzen.

„Guten Abend, Fräulein Doktor!“

Fast unwirsch ergriff er die dargebotene Hand. Aber Irene Gärtner gab nicht nach.

„Nun, Herr Kollege, wieder frei?“

Scherzhaft lachend, als handle es sich um einen höchst gelungenen Witz, klopfte sie ihm auf die Schulter.

„Hat auch seine schönen Seiten, dies Freisein! So die Freiheit . . .!“

Harald Olassen bekam harte, böse Augen. Freiheit! Er wußte, Irene Gärtner würde diese sogenannte Freiheit, die sie jetzt so pries, lieber heute als morgen mit dem Joch der Ehe vertauscht haben. Allerdings nur mit einem schön vergoldeten. Anders tat sie es nicht. War wohl auch der Grund, weshalb sie noch immer ledig war. Reichtum war heute selbst in der alten Kaufmannsstadt nicht mehr so sehr häufig vertreten.

„Lassen wir die Freiheit lieber aus dem Spiel!“

Ganz scharf klang des Mannes Stimme.

Aber Irene Gärtner ließ sich nicht abschrecken. Sie lachte wieder. Etwas gezwungen, fand der Mann. Aber wer trotz eines so schweren Berufes so viel lachte, wie Irene Gärtner, konnte schon nicht aus dem tiefsten Herzen heraus lachen.

Die Frau schien Harald Olaffens Abweisung gar nicht zu bemerken, tändelte leicht darüber hinweg.

„Sie gehen doch jetzt auch zur Stadt zurück — nicht wahr, Herr Doktor?"

Sie versuchte einen kindlichen Augenaufschlag, der ihr auch ganz gut gelang, denn zu schauspielern verstand Irene Gärtner. Und wenn es nach ihr gegangen wäre, so stände sie heute auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Aber der Herr Geheimrat, ihr gestrenger Vater, hatte diese Zumutung damals entrüstet von sich gewiesen. Da mußte eben ein anderer Beruf gewählt werden.

Harald Olaffen schwieg hartnäckig. Um keinen Preis der Welt wollte er jetzt mit dieser Frau in den späten Abend hinauswandern.

Aber er hatte nicht mit ihrer Zähigkeit gerechnet. Ganz schnell gab sie Vater Pieter noch einige Anweisungen in der Behandlung, dann öffnete sie lächelnd die Tür.

„Ich denke, Herr Doktor, Sie lassen mich nicht allein gehen. Es ist schon so dunkel. Und der Weg ist so unbelebt."

Da konnte der Mann nicht anders. Schweigend schritt er neben Irene Gärtner her. In ein Gespräch versuchte sie ihn zu ziehen. Aber es drehte sich immer nur um das eine: die glücklich wiedergewonnene Freiheit noch kurz vor der Eheschließung.

„Ich habe es immer gewußt, daß eine Ehe mit einer Marianne Engelbrecht Sie nicht glücklich machen würde." Irene Gärtner streifte ganz dicht an des Mannes Arm, drückte ganz sacht seine Hand. „Ganz anders müßte Ihre Frau sein!"

Der Mann sah nicht das gespannte, lauernde Glitzern in den Augen der Frau. Beharrlich schwieg er. Aber seine Begleiterin schien das für Zustimmung zu nehmen. Unbeirrt fuhr sie fort: „Ich kann mir eine Ehe überhaupt nur glücklich denken, wenn beide Partner aus demselben Interessenkreis hervorgegangen sind. Das wäre die ideale Lösung."

Eine Laterne warf gerade ihren trübseligen Lichtschein auf die Straße. Der fiel in Irene Gärtners Gesicht, zeigte das Lauernde, Beschleichende in all seinen Zügen.

Harald Olaffen wußte plötzlich, worum es dieser Frau ging. Angewidert blieb er stehen. Gab es denn noch Frauen, die Abenteuer oder eine sichere Versorgung suchten? War wirklich alles weibliche Schamgefühl erloschen, oder nur noch bei den ausgemergelten Weiblein wie bei der Schwester von Vater Pieter?

Brüsk wandte sich der Mann seiner Begleiterin zu.

„Für Ihre nächtlichen Hirngespinste suchen Sie sich besser einen anderen ‚Herrn Kollegen', Fräulein Gärtner! Ich bin nicht der geeignete!"

Er winkte einer gerade vorbeifahrenden Taxe, öffnete die Tür, schob die Frau hinein und nannte dem Chauffeur die Adresse.

Irene Gärtner leistete kaum Widerstand. Allzu plötzlich war diese Ueberrumpelung gekommen. Aber sie ließ es sich nicht verdrießen. Bestimmt: Harald Olaffen würde noch zu ihr zurückkommen. Waren sie nicht in der vergangenen Wintersaison als das besttanzende Paar preisgekrönt worden?

Ganz aus der Ferne hörte der Mann noch dieses gezwungene Lachen, das ihn sonst wohl amüsierte, ihm jetzt aber auf den Tod verhaßt war, wie überhaupt das ganze weibliche Geschlecht.

All die jungen Mädchen und Frauen seiner Bekanntschaft ließ Harald Olaffen an seinem inneren Auge vorbeiziehen. Sehr hübsche waren darunter. Sehr pikante, verführerische. Aber in einem würden sie alle gleich sein: sie würden Jagd auf ihn machen, sobald sie von der aufgelösten Verlobung wußten. Sie würden ihm keine Ruhe lassen. Jede würde versuchen, ihn in ihren Bann zu ziehen. Und alles nur aus Eigennutz, aus Ichsucht; keine einzige, weil sie ihn in seinem Unglück trösten wollte, ihm helfen. Das würde einzig seine Mutter tun, die daheim jetzt wohl auf ihn wartete.

Die Mutter!

Der Mann beschleunigte plötzlich seine Schritte. Ja, die Mutter war die einzige Frau, auf die man sich verlassen konnte. Sie saß jetzt sicher noch in ihrem gemütlichen Wohnzimmer mit einer feinen Stickarbeit, und wartete auf ihren großen Jungen, der doch heute abend einfach zu ihr kommen mußte. Denn sie verstanden sich ausgezeichnet, die weißhaarige alte Frau Olaffen und ihr Einziger.

Kalt war es jetzt. Der Wind trieb keine Regenschauer mehr vor sich her, sondern näßliche Schneewehen, die sich ungemütlich auf die Kleider legten. Aber droben bei der alten Barbara Olaffen würde es warm und gemütlich sein, und für ein paar Stunden konnte man seine Sorgen dort vergessen.

Wie jäh um Hilfe schreiend, ging die Klingel durch das alte, fast schloßartige Gebäude, in dem die alte Frau Olaffen nach des Gatten Tod nur noch einen kleinen Teil der ersten Etage bewohnte. Die anderen Räume sollte Harald einmal mit seiner jungen Frau beziehen. Aber Marianne hatte für eine moderne Etagenwohnung gestimmt. Die Streitfrage war noch nicht entschieden gewesen. Haralf Olaffen preßte die Lippen fest aufeinander. Jetzt gab es keine Streitfrage mehr.

Und das Düstere des alten Hauses paßte zu seiner augenblicklichen Gemütsverfassung.

Bei der Mutter aber würde es gemütlich sein, so liebedurchwärmt, wie er bis jetzt noch nichts anderes gefunden.

Fast behutsam öffnete der große Mann die Tür.

Aber Barbara Olaffen hatte ihn schon kommen hören. Sie trat ihm gleich entgegen, zog ihn in die weichen Arme und flüsterte liebedurchzittert: „Mein Junge!"

* * *

Den ganzen Tag hatte es geschneit. Fast nach Metern konnte man den Schnee messen. Die kleinen Bauernhäuser unten im Tal konnten sich nur mehr mit Mühe ein Pfädlein aus dem weißen Winterzauber herausschaufeln. Hänge und Mulden waren vollständig verschwunden.

Und durch den Wald schritt das Schweigen einer winterlichen Märchenwelt, deren fast brennende Morgenkühle sich um Mittag immer in eine beglückende Wärme entzauberte, um allerdings zur Nacht sich wieder in den Mantel eisiger Zurückhaltung zu kleiden.

Unter Eis und Schnee aber schlief das Werden, das ewige, geheimnisvolle Wunder der Natur, das jetzt gebannt und in einer fast beseligenden Reinheit in den zapfig gefrorenen kleinen Gebirgswassern einem kommenden Frühling entgegenträumte.

Die Menschen oben in dem eleganten Wintersporthotel ahnten nichts von dem Wunder, das dort draußen in den hohen Tannenwäldern geheime Sprache redete. Für die meisten von ihnen war dieser zauberhafte Bergwinter nichts anderes als eine andere Art gesellschaftlicher Betätigung zu finden. Die Skier, der äußerst scharmante Skilehrer, die Beschaffenheit des Schnees, ein etwa zu befürchtender Wetterumsturz machten das Tagesgespräch aus, zu dem sich am Abend und Nachmittag die Sorge um einen zu versäumenden Tanz, ein elegantes Kleid und den jeweiligen Flirt gesellte.

Die alte Generalsfrau von Leidow schaute diskret hinter ihrem reich bebilderten Modejournal hinüber in den Tanzsaal, da sich zum Fünf-Uhr-Tee die tanzlustige Jugend versammelt, die draußen beim abnehmenden Tageslicht keine Freude mehr an sausender Skifahrt hatte. Aus den praktischen dunklen Skianzügen hatten sich jetzt entzückende Mädchenblüten herausgeschält, die in leise betäubend knisternden Taft oder rauschender Seide wohl zu entzücken wußten.

Die alte Frau General suchte in dem Blumengarten von Rot, Rosa, Lichtblau, Weiß und Fliederfarben nach dem leuchtenden Gelb, das, in gefällige Farben und Rüschen angeordnet, das allzu kräftig Sportliche der Tochter zum Lieblichen hinmilderten.

Schon das dritte Mal tanzte sie jetzt mit diesem eleganten Norddeutschen, dessen Namen und Herkommen die alte Dame diskret aus dem Fremdenbuch und geschickten kleinen Nachfragen erfahren. Doktor Harald Olaffen hieß er, anscheinend unverheiratet und ungeheuer reich.

Die Frau General seufzte leise. Wenn Gabriele doch endlich einmal zugegriffen hätte! Jahr für Jahr reiste sie nun schon mit der Tochter. Und Jahr um Jahr kehrte sie mit ihr wieder enttäuscht in die kleine bescheidene Wohnung zurück, die ihr nach des Gatten Tode geblieben.

Und dabei war Gabriele nicht einmal häßlich. Durchaus ansehnlich. Vielleicht nur ein klein wenig zu männlich. Das ließ sie auf viel Männer allzusehr herabsehen. „Schwächlinge! Windhunde!" Das war alles, was sie sagte.

Du liebe Zeit! Die alte Frau General seufzte. Es war eben leichter, für eine durchschnittliche Tochter einen Mann zu finden als für so ein sportbesessenes, kraftstrotzendes Mädel wie ihre Gabriele, die alle weiblichen Tugenden als lächerlich und unzeitgemäß verspottete.

Aber jetzt schien sie doch Feuer gefangen zu haben. Zum zweiten Male zog sie den Tanztee einer ausgiebigen Skitour vor, hatte beim Ankleiden sogar den Spiegel lange um Rat gefragt.

Aber um diesen Doktor Olaffen lohnte es sich schon. Ein ausgezeichneter Skiläufer war er, überhaupt auf sportlichem Gebiet bewandert. Allerdings — hier seufzte die kleine alte Dame fast verliebt —, ihr gefiel er noch besser im tadellosen Gesellschaftsanzug.

Und er beherrschte das Parkett! Ebenso wie all die vielen Mädchenherzen des Hotels, von denen fast keines einem kleinen Abenteuer oder auch einem festen Liebesverhältnis abgeneigt war. Und eine jede dieser blau, rot oder fliederfarben gekleideten Blüten glaubte sich von dem Helden aller Träume bevorzugt.

Bat Harald Olaffen am Morgen nach dem Frühstück die kleine Baronesse Hilde, mit ihm einen Waldspaziergang zu machen, so lächelte er mittags bei Tisch bestimmt der jungen Witwe Ina Edersen zu. Am Nachmittag versuchte er, noch unermüdlicher als der geplagte Skilehrer, dem zuletzt hinzugekommenen Skihaserl, der rundlichen lustigen Greti Frankenhausen mit dem steinreichen Herrn Papa im schönen Köln, das Skifahren beizubringen. Und am Abend endlich widmete er sich ausgiebig der pikanten Ilona Horrig, über deren tiefes Dekolleté und undefinierbares Alter alle Mütter mit Töchtern lebhaft diskutierten.

Aber die Sache mit Gabriele Leidow schien doch haltbarer Natur. Gestern nachmittag war sie schon Harald Olaffens bevorzugte Tänzerin gewesen, heute morgen hatten sie zusammen einen

kleinen Skiausflug unternommen. Und jetzt saßen sie schon wieder nebeneinander.

Die alte Frau General verkroch sich wieder ganz hinter ihrem Modejournal. Nur ja jetzt nicht durch Aufdringlichkeit stören! Und vor allem nicht das Getuschel hören, das die Mutter der kleinen Baronesse Hilde und die der rundlichen Greti mit absichtlich scharfer Betonung an dem benachbarten Tische führten. War ja doch weiter nichts als Neid!

Drüben im Tanzsaal zog Harald Olaffen seine Tänzerin eine wenig fester in den Arm.

Um seine Mundwinkel hatte sich eine ironische Falte eingegraben, die oft ins Zynische hinüberspielte. Die Welt konnte ihm nichts Neues mehr geben, wenigstens nicht die Frauen. Ueberall waren sie gleich. Viel gereist war er seit dem vergangenen Jahre, da seine Verlobung gelöst war. Viele, unendlich viele Frauenbekanntschaften hatte er gemacht. Aber unter all den Frauen, die sich in seine Nähe drängten, war keine einzige gewesen, die er hätte achten können, bei der sein krankes, verbittertes Herz Heilung finden konnte. Haben wollten alle diese Frauen etwas, nicht eine wollte ihm etwas in selbstlosem Opfer geben.

Und wie kamen sie ihm entgegen! Seiner in seinen eigenen Augen fast an Unverschämtheit grenzenden Dreistigkeit setzten sie nicht den geringsten oder nur sehr äußerlichen Widerstand entgegen. Es war immer dasselbe Spiel, das den Mann im Grunde genommen anekelte. Studien trieb er, kalte, berechnende Studien bei den vielen Flirts und Liebeleien, denen er nichts aus dem Wege ging, nur, um beim Abschiednehmen den Genuß der bittersten Enttäuschung auf all diesen Frauengesichtern zu sehen. Er freute sich, wenn er in einer seiner Trägerinnen einmal wieder das ganze weibliche Geschlecht gekränkt und betrogen hatte, nur weil die eine ihn so grausam hintergangen und die anderen ihm in einer fast lächerlichen Gier nachjagten.

Auch diese Gabriele von Leidow war nichts anders. Beim Sport ein ganz passabler Kamerad. Aber auch nichts weiter. Vermännlichte Frauen haßte Harald Olaffen aus dem tiefsten Grunde seiner tatschaffenden, männlichen Seele, die nur in einem Gegenpol Befriedigung finden konnte.

Und jetzt beim Tanzen?

Der Mann prüfte seiner Tänzerin dunkelbraun verbranntes Gesicht. Das Sportliche war jetzt von ihr abgestreift, aber auch das nette Kameradschaftliche. Sie gehörte jetzt wieder zu den Frauen, die auf ihn Jagd machten.

Oder hatte er sich doch in ihr getäuscht? War es nicht vielmehr die Mutter, die versuchte, ihn immer wieder an die Tochter zu fesseln?

Harald Olaffen führte seine Tänzerin an den kleinen, jeden Nachmittag für ihn reservierten Tisch, der gerade der Eingangstür gegenüberlag.

„Skilaufen macht doch viel mehr Spaß?" Er beobachtete das Mädchen fast sezierend scharf.

Gabriele von Leidow nickte mit dem Kopfe. „Das schon!" Unumwunden gab sie zu. „Aber auf den Gesellschaftsabend nach dem Souper freue ich mich doch."

Der Mann wurde spöttisch, fast beleidigend. „Ach, wohl wegen der schönen Toilette?"

Gabriele von Leidow hörte darüber hinweg. Ihr gefiel dieser dunkelhaarige Hüne mit den tiefbraunen Augen, in denen so seltsam flammende Lichter standen. Um keinen Preis wollte sie es mit ihm verderben. Diesmal hatte die Mutter wirklich recht. In diesem Falle wollte sie gern gehorsam sein.

Lärm klang jetzt von der Diele herein, übertönte selbst die Musik, die gerade zu einem flotten Walzer einschmeichelnd aufforderte.

Jetzt wurde auch schon die Tür aufgerissen.

Ein ganz junger Mensch stand draußen im Vestibül. Wirr hing ihm das Haar um das bronzebraun gebrannte Gesicht. Flehend hoben sich seine Hände immer wieder gegen die Schar neugieriger Hotelgäste, die ihn anscheinend teilnahmsvoll oder auch sensationsbegierig umstanden.

Einer von ihnen trat jetzt auf Harald Olaffen zu.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber der Hoteldirektor fragte eben nach einem Arzt. So viel ich weiß, sind Sie augenblicklich der einzige unter den Hotelgästen. Ein kleines Mädchen ist verunglückt. Der junge Mensch dort hat sie begleitet, mußte sie aber allein lassen, um schnelle Hilfe zu holen, da er sie nicht allein transportieren konnte."

Harald Olaffen war sofort entschlossen. Im ersten Augenblick zwar hatte er gezögert. Nicht mehr ausüben wollte er ja seinen Beruf. Aber dann: um ein kleines Mädchen handelte es sich. Was trug das Kind schließlich schuld daran, was seine reiferen Mitschwestern ihm angetan!

Einen Augenblick zum Umkleiden erbat er sich. Schon nach wenigen Minuten kam er zurück, stand dann dem jungen Menschen gegenüber, dessen Züge ihn vom ersten Augenblick an gefesselt hatten.

Jetzt lag ein dankbares Lächeln auf dem dunkel getönten Gesicht, zu dem das helle Haar in seltsamem Widerspruch stand, ebenso wie die blauen Augen, die in dem Antlitz wie helle Blickpunkte anmuteten. Etwas Eigenartiges, Anziehendes lag über dem jungen Menschen, der jetzt neben Harald Olaffen in den schneidend kalten Winterabend hinausstapfte.

Eine Skitour hätten er, der Dieter Nadler, und seine kleine Gefährtin, die Rose Burkhardt,

unternommen. Dort hinten am Steig aber sei die Kleine verunglückt, habe nicht wieder aufstehen können. Und auch die Schulter habe bei jeder noch so leisen Berührung geschmerzt, daß man sich gar nicht getraue, das Mädel überhaupt anzufassen.

„Wird schon nicht so schlimm sein!" tröstete Harald Olassen.

Und Dieter Nadler schien es zufrieden. Ein grenzenloses Vertrauen setzte er in den Fremden, der nach den ersten Fragen so wortlos neben ihm herging, ein gutes Stück vor der Hilfsmannschaft, die einen Schlitten zu eventuellem Transport mit sich führte.

Fast ehrfürchtig sah der junge Mensch, der nicht mehr als neunzehn Jahre zählen mochte, zu seinem Begleiter auf. So entschlossen und unerschrocken schaute er drein. War so, als könne sich eine ganze Welt gegen ihn erheben, ohne ihm etwas anzuhaben. Sicherlich, der Herr Doktor würde auch Rose helfen können.

Wie ein seltsamer Märchenzug zu heimlicher Brautfahrt schritt die Rettungsmannschaft mit ihrem flackernden Fackellicht durch den verschneiten Wald.

Tief senkten die riesigen Tannen die Aeste unter der weißen Schneelast. Unberührt lag der Wald da, dessen Weiß unter dem Fackellicht wie ein seltenes Geschmeide aufblitzte und glitzerte. Unten unter dem Schnee aber lagen die Wässerlein, erstarrt und zugefroren, und träumten einem neuen Frühling entgegen. Von Zeit zu Zeit brach einmal ein glitzernder Eiszapfen von den Tannenspitzen, da mittags die Sonne die oberste Schneeschicht wegtaute, damit der Abend sie in Eis bannen konnte. Sonst war alles totenstill, erstarrt wie für die Ewigkeit.

Genau wie bei mir!, mußte Harald Olassen plötzlich denken. Nur daß es bei mir ewig Winter bleiben wird. Denn das Menschenleben kennt nicht das stete, wechselvolle Sichverjüngen der Natur, weiß nichts von einem zweiten Lenz.

Irgendwo flog laut krächzend ein Vogel hoch, aufgeschreckt durch den plötzlich blendenden Lichtschein der Fackeln. Schauerlich!

Harald Olassen dachte jetzt an das kleine Mädchen, das hier draußen im Walde mit Schmerzen und völlig hilflos liegen mußte. Mitleid kam ihn an. Er verdoppelte seine Schritte.

„Hat sie denn gar keine Angst?"

Dieter Nadler fuhr aus seinem Sinen auf, das der kleinen Gespielin gegolten hatte. So verstand er denn auch sofort, wer mit diesem „sie" gemeint war. „Rose weiß ja, daß ich wiederkomme!" sagte er schlicht.

Der andere entgegnete nichts. Es mußte schon etwas Besonderes um dieses Kind sein, daß es sich nicht in Todesangst an den Gefährten geklammert hatte, sondern ihn ohne Widerspruch hatte gehen lassen. Ein grenzenloses Vertrauen mußte es besitzen.

„Jetzt hier um den Hügel, dann sind wir da!" Dieter Nadler wies mit dem ausgestreckten Arm.

Fackeln gespensterten über den weißen Schnee, suchten die Mulde ab. Und wirklich, dort unten bei der großen Tanne, die wie ein Wahrzeichen die kleine Vertiefung beherrschte, kauerte ein dunkler Punkt.

„Rose, hallo!" Dieter Nadlers kräftige Jungmannstimme forderte Echo in der schweigenden Winterwelt.

Tausendfach gaben die Berge ihr Echo. Rose, Rose!

Mit einem kühnen Sprung stand Harald Olassen neben der kleinen, halb liegenden Gestalt im dunkelblauen Skianzug, von der wenig mehr denn ein glühend rot gefrorenes Gesichtchen unter tief herabgezogener Wollmütze zu sehen war.

Zwei tiefblaue Augen schauten den Mann an, in unendlicher Dankbarkeit. „Danke!" flüsterte eine noch kindlich spröde Stimme, in der irgend etwas von angstvoll verhaltenen Tränen zitterte. Aber kein Wort von dieser Angst, keine Bitte um schnelle Hilfe — zuerst der Dank!

Ein seltsames Kind! Harald Olassen untersuchte den kranken Fuß.

„Hat schon ein wenig lange gedauert!" entschuldigte sich Dieter Nadler.

Die Kleine schüttelte den Kopf. „Ich wußte ja, daß du einmal kamst!"

Der Arzt mußte irgend etwas hinunterschlukken, eine jähe Rührung, ein Mitleid, das er nun schon über ein Jahr lang nicht mehr gekannt. An dem schmalen, zarten Fuß machte er sich zu schaffen, der wohl eine Verstauchung aufwies, aber kein gebrochenes Glied.

„Das beste ist, wir fahren sofort zum Hotel zurück!" Ganz barsch klang seine Stimme.

Wie konnte er sich nur rühren lassen! Es ärgerte ihn, reizte ihn, daß er absichtlich unliebenswürdig war.

Dieter Nadler erschrak fast. Wie verändert hatte sich der teilnahmvolle Begleiter von vorhin!

Nur Rose ließ sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen.

„Nicht böse sein!" bat sie, legte die im kräftigen Fausthandschuh steckende Rechte auf des Unwirschen Schulter. „Ich geb' mir auch Mühe, ganz schnell wieder gesund zu werden. Will Sie bestimmt nicht stören."

So flehend sah das arme verfrorene, kleine Gesicht drein — so, als habe das Kind den Unglücksfall selbst herbeigeführt, und müsse sich nun entschuldigen.

Irgend etwas Unverständliches knurrte der Mann. Aber er bettete die leichte Gestalt doch

mit auffallender Sorgfalt in dem mitgeführten Schlitten, deckte sie warm zu und erlaubte fast nicht, daß das Nasenspitzchen herauslugte.

„Vorwärts!"

Dieter Nadler wagte jetzt nicht mehr zu erzählen wie auf der Hinfahrt. Fast unheimlich erschien ihm sein Begleiter. Hatte so böse Falten um Mund und Augen. Ob er ihn sehr gestört habe? Aber es war doch kein anderer Arzt dagewesen. Und Rose konnte doch nicht die Nacht über im Wald bleiben.

Im Hotel hatte man den kleinen Vorfall schon wieder vergessen. Die großen Gesellschaftsräume waren freilich beleuchtet. Bunt abgedämpfte Lampen spendeten eine märchenhafte Beleuchtung, in der die tanzenden Paare fast wie unwirkliche Märchengestalten anmuteten.

Wie geblendet war die kleine Rose. In ihrem einfachen Skianzug und dem bescheidenen Mützchen kam sie sich wie ein verwunschener häßlicher Wurzelzwerg vor, den man plötzlich in ein Schloß von gütigen Feen geführt.

Einen Händedruck fühlte Harald Olaffen auf seiner Schulter.

„Nun, wieder zurück vom Abenteuer?" Gabriele von Leidow spöttelte. „Ich glaubte, Sie schwärmten nicht für nächtliche oder spätabendliche Fahrten. Schlugen es mir doch neulich aus."

Der Aerger, daß der Mann sie um den Beginn der gesellschaftlichen Abendveranstaltung gebracht hatte, war deutlich auf dem Gesicht des Mädchens zu lesen.

„Ich hatte eben Pflichten!" Scharf betonte der Mann jede Silbe.

„Pflichten!" Die Frau spöttelte. „Das kleine Mädchen hätte man auch ohne Ihre Hilfe hierher bringen können. Die ständige Hilfsmannschaft weiß doch, wie man sich bei Unglücksfällen an Ort und Stelle zu verhalten hat."

Gabriele von Leidow zupfte an ihrem Kleid. „Und mir haben Sie den ganzen Abend verdorben."

Harald Olaffen lächelte zynisch.

„Ach so, deshalb! Nun, meine Verehrteste, Ihr Herz macht diesem Winter alle Ehre. Genau so eisig und hart!" Brüsk wandte er sich ab.

Das Mädchen weinte in einem stillen Winkel ohnmächtige Tränen der Wut. Nur zu genau wußte es nun: Jetzt hatte es keine Chancen mehr bei dem stahlharten Norddeutschen oder höchstens ebensoviel wie die kleine Baronesse oder die rundliche Greti aus Köln. Und Schuld daran trug dieses lächerliche, verunglückte Kind, um das sich anscheinend jetzt das ganze Hotel bemühte. Die Musik brach sogar mitten in einem schmeichelnden Walzer ab.

Aber Harald Olaffen verscheuchte die müßigen Gaffer alle mit einer einzigen Handbewegung. Auf seinem Arm trug er die Kleine hinauf in das schnell hergerichtete Zimmer, das neben dem eigenen lag, sogar durch einen gemeinsamen Balkon verbunden. Keiner durfte im Raum bleiben, abgesehen von einem anstelligen Zimmermädchen und dem jungen Dieter Nadler, der sich äußerst gewandt zeigte, aber erst kam, als er Roses Vater telephonisch benachrichtigt und beruhigt. Keine Angst solle er haben, brauche auch nicht heute nach noch zu kommen. Rose sei in allerbesten Händen.

„Das arme Fräuleinchen!" Das Zimmermädchen konnte sich beim Anblick der armen verfrorenen, kleinen Gestalt gar nicht beruhigen. Bis der Arzt sie heftig anfuhr. Da war sie ganz still. Aber der Anblick des geschwollenen Fußes brachte sie doch wieder außer Fassung.

„Alberne Gans!" Harald Olaffen schob das Mädchen beiseite, und als in diesem Augenblick Dieter Nadler ins Zimmer trat, schickte er es fort, um etwas Stärkendes, Wärmendes für die Patientin zu holen.

„Ist's schlimm?" Dieters Gesicht erschien ihm fast versorgt.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Die Verstauchung hat nichts zu sagen. Auch die geringe Quetschung an der Schulter nicht. Das, was jetzt den Ausschlag gibt, ist die völlige Erschöpfung."

Dieter sah auf die kleine Gefährtin, die in die Kissen zurückgesunken war. Das glühende Rot des Gesichts war jetzt einer völligen, erschreckenden Bläße gewichen. Eine schwere Ohnmacht hielt die Sinne umfangen.

„Ausschlafen! Das ist jetzt die Hauptsache." Harald Olaffen rieb den zarten kindlichen Körper, an dem durch die helle Haut bläuliche Adern schimmerten, bis Rose die Augen wieder aufschlug.

„Na, was machen wir denn?" Der Mann versuchte einen kleinen Scherz. „Wie muß ich denn nun eigentlich sagen, Sie oder du, wo das Fräuleinchen ja schon nicht mehr in einem Kinderbett schlafen kann?"

Ein Lächeln huschte über das blasse, erschöpfte Gesichtchen. „Hör mal, Dieter, Fräuleinchen hat der Herr Doktor gesagt!"

Ganz fest hielt der Junge der Gefährtin kleine, noch so kalte Hände. „Ist eben zu allen Frauen galant, Rose, auch zu den allerkleinsten."

Eine böse Falte vertiefte sich auf des Mannes Stirn. Aber dem bezaubernden Liebreiz, der von Roses heller Kinderstimme ausging, konnte er sich nicht entziehen. Schon dreizehn Jahre alt sei sie. Aber Fräuleinchen habe sie noch keiner genannt. Das werde sie dem Herrn Doktor nie vergessen.

Da sanken schon die langbewimperten Augenlider auf die Wangen. Rose war eingeschlafen.

Ein von einem Gast gestiftetes Nachthemd zog Harald Olassen über der Kleinen schmale, feine Glieder, deren kindliche Hagerkeit allerdings in dem eleganten Gewebe fast ertrank. Ein wenig warme Milch wurde der schon Traumbefangenen eingeflößt. Und dann: „Nur ruhig schlafen lassen. In solchem Alter kurieren Ruhe und Schlaf noch am allerbesten!"

Gedämpft klang von unten die Tanzmusik herauf.

Dieter Nadler rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, den Harald Olassen ihm in seinem Zimmer angeboten.

„Es ist nur" — mit jäher Hast stieß er es plötzlich hervor —, „ich möchte den Doktor nicht um den Abend bringen." Der Junge hatte vorhin Gabrielle von Leidows bitteren Vorwurf gehört. Wie eine drückende, untragbare Last erschien er ihm. „Ich kann gut bei Rose allein wachen. Besorge schon alles, was Sie mir auftragen."

Aber der andere wehrte ab. „Hab' schon ganz gern mal einen Abend ohne all den Trubel und Jubel. Sitz' viel lieber jetzt ruhig mit Ihnen zusammen."

Dieter konnte das zwar nicht verstehen. Ein begehrter, umfeierter Frauenliebling war der Herr Doktor doch sicherlich. Aber er wagte keine Entgegnung. Und als Harald Olassen ihn aufforderte, ein wenig von der kleinen Rose und sich zu erzählen, da hatte er bald alles um sich vergessen, und auch das reichliche Abendbrot verschwand spurlos vor dem jungen gesunden Appetit.

Viel zusammen seien Rose und er. Eigentlich, seit die Kleine laufen konnte, hatten sie immer zusammengehockt. Ihre Väter waren befreundet, wenn auch der alte Burkhardt ein menschenscheuer Einsiedler, seitdem ihm seine junge Frau bei Roses Geburt gestorben, und der eigene Vater sei Amtsrichter in der nächsten Kreisstadt, ein recht lebensfroher alter Herr. Aber die Freundschaft war so unlöslich, daß sie selbst die junge Generation verband.

Seine ganzen Ferien brachte Dieter meist in dem vollständig von aller Welt abgelegenen Malerhaus Burkhardts zu. Gemeinsame Interessen verbanden den Lebensverbitterten und den jungen, noch unbekümmert Vorwärtsstürmenden. Ein kleines Maltalent entdeckte der alte Freund bei Dieter. Und viele Tage saßen sie gemeinsam draußen, um die Schönheit der Natur in Farben und Formen auf Papier zu bannen.

Ganz still hockte die kleine Rose dann stets dabei. Sie wußte, daß sie jetzt nicht stören durfte. Um so seliger aber war sie, wenn Dieter den Zeichenstift endlich beiseite legte. Wohl gefielen ihr seine Bilder, von denen ein großer Teil droben in ihrem geräumigen Kinderzimmer Aufnahme gefunden. Noch viel schöner als malen aber konnte er erzählen. Alles belebte sich unter seinen Worten. Kindliche Märchen erfand er im Anfang, ganz Roses Alter angepaßt. Immer verwickelter wurden sie später, wiesen endlich einen richtigen Helden auf, der hinauszog, um die Welt zu erobern.

Ewald Burkhardt lauschte diesen anfangs noch knabenhaft phantastischen Erzählungen, die sich später immer mehr zu einem Ganzen abrundeten, nachdenklich, mit einer gewissen unruhigen Freude. Er fühlte in Dieter etwas werden und reifen, was immer mehr zu dem einen beseligenden Beruf hindrängte, der in seiner nimmerrastenden, himmelstürmenden Sehnsucht die Menschheit zu erlösen sucht. Dieter Nadel war zum Dichter geworden. Die Schönheit und jahreszeitlich wechselnde Verschiedenheit der Landschaft, die Reinheit der ihn umgebenden Menschen, vor allem aber der Umgang mit der kleinen Rose, die mit ihrem hellen Goldgelock selbst wie ein verwunschenes Märchenprinzeßchen aussah, hatten eine glückliche Veranlagung begünstigt. Und da der junge Mensch, aus dieser Ausgeglichenheit herauskommend, selbst in einem Alter keine seelischen Verwirrungen zeigte, da Alterskameraden schwer zu ringen hatten, so wiesen seine kleinen Werke, die er endlich nach langem Bitten des alten Burkhardt aufgeschrieben und einer begeisterten Oeffentlichkeit preisgegeben, eine gewisse Reife auf, die sonst bei Gleichaltrigen nicht zu finden war.

Harald Olassen fühlte all dies Eigenerlebte, Persönliche mehr zwischen den Worten des jungen Erzählers heraus, als daß er es selbst verriet. Denn in den Vordergrund stellte Dieter Nadler sich nie oder nur mit einer höchst angenehmen jugendlichen Sorglosigkeit, die ihm stets aller Herzen gewann. Der Mittelpunkt seines Lebens war und blieb Rose.

„Ich werde sie auch einmal heiraten!" vertraute er dem neugewonnenen Kameraden an, denn als solchen empfand er Harald Olassen in der gemeinsamen Sorge um die kleine Gespielin.

Der andere mußte ein wenig lächeln. „Und wenn sie nicht will?"

Dieter staunte. „Das ist doch selbstverständlich. Ein anderer Mann kommt für sie doch gar nicht in Frage. Wir gehören doch zusammen."

Den Arzt überkam eine bittere Einsamkeit. Wie glücklich und beneidenswert dieser junge Mensch doch war, daß er wußte, wohin er gehörte, während er selbst . . .

Brüsk brach der Mann die Unterhaltung ab.

„Im oberen Stockwerk steht ein Zimmer für Sie zur Verfügung, Herr Nadler!"

Er klingelte. Das Zimmermädchen erschien, brachte den Zimmerschlüssel gleich mit. Dieter war entlassen. Noch einen schnellen Blick warf er auf die schlummernde kleine Gefährtin. Dann folgte er nach einem kurzen „Gute Nacht!" dem Mädchen.

Harald Olafsen blieb allein.

Durch die weit offenstehende Balkontür drang eisig die reine Gebirgsnachtluft. Schweigend trat der Mann hinaus, bohrte den Blick in die unendlichen Fernen, die, sonst von den Bergen eingefangen, jetzt aber durch die Nacht bis in die Ewigkeit getragen wurden. Ein plötzlich aufkommender Wind trieb die schweren, tief hängenden Schneewolken auseinander. Ein Sternlein blitzte auf. Da, noch ein zweites.

Harald Olafsen krampfte die Hände in den Rocktaschen. Selbst die Gestirne wanderten nicht allein ihre ewige Bahn im unermeßlichen Weltenraum. Zusammen fand sich alles. Nur er, er war einsam, konnte seine Ergänzung nicht finden zu glückhafter Vereinigung.

Schmal preßten sich des Mannes Lippen aufeinander. Selbst dieser noch knabenhaft junge Fant, der jetzt sicher schon über ihm längst den schnellen, gesunden Schlaf der Jugend gefunden, dachte schon an eine Verbindung. Glücklich würde er in der beseligenden Zweisamkeit sein, glücklich mit Rose, die aufgewachsen wie eine frische junge Blume, an der alles natürlich und rein sein würde, nichts verkümmert und eigensüchtig wie an all den Frauen, die er kannte. War fast wie ein Haß, der in dem Einsamen gegen Dieter Nadler aufstieg.

Vorsichtig stieß er die Tür von Roses Zimmer auf, trat an der Kleinen Lager. Behutsam fühlte er ihren Puls. Ganz normal schien der wieder. Auch die zarte Röte auf den kindlich runden Wangen zeugte von Gesundung. Halb geöffnet waren die Lippen.

Jetzt richtete sich Rose im Schlaf auf. Die Arme streckte sie aus, legte sie, ehe der Mann zur Seite weichen konnte, um seinen Hals. „Ich bin so dankbar, daß ihr mich nicht habt erfrieren lassen!"

Und dann nach einer Weile, aus tiefem, aufregendem Traum heraus, dessen Lebendigkeit sich deutlich auf dem zarten Kindergesicht ausprägte: „Dem Herrn Doktor schenk' ich meinen neuen Ball. Er ist so gut zu mir gewesen."

Harald Olafsen fühlte den leisen Druck der ihn umschlingenden Arme, von deren Umfangen eine unendliche, und doch selbst verschenkende Liebe ausströmte. Ein Kind noch und doch in diesem Augenblick schon ein Weib, das in endlosem Opfer immer wieder das eigene Ich darbringt.

Einen Augenblick gab der Mann sich dem weihevollen, unirdischen Zauber dieser Minuten hin. Dann bettete er die Kleine, lebhafte Träumerin energisch in die Kissen.

Närrisch bin ich!, schalt er sich. Vollständig verrückt! Ein dummes Kind ist diese Rose noch, das mit Bällen spielt und darin ihren schönsten Besitz sieht. Dann aber wieder diese leise, nagende Stimme: Diesen höchsten Besitz will sie dir schenken. Nicht wie ihre Mitschwestern will sie etwas von dir haben. —

Aergerlich über sich selbst, über die eigene plötzliche Unruhe, schloß der Mann heftig die Balkontür.

Ein schon lange nicht mehr benutztes medizinisches Werk sah er in dem kleinen Büchergestell an der Wand. Fast hastig nahm er es von seinem Platz herunter; Arbeit, Arbeit war das einzige, das ihn über seine grenzenlose Einsamkeit hinwegtäuschen konnte.

Daß er nicht schon längst darauf verfallen war! Schon vor ein paar Jahren, nach einer schwierigen, glücklich verlaufenen Operation, die einen speziell gelagerten Fall gebracht hatte, wollte er mit dem Ausarbeiten einer medizinischen Schrift beginnen. Aber man hatte ihm keine Zeit dazu gelassen. Die ausgedehnte Praxis, die mancherlei gesellschaftlichen Verpflichtungen und endlich dann seine Verlobung mit Marianne! Jetzt aber würde er Mußestunden genug haben, konnte sich ganz in Ruhe der schriftstellerischen Arbeit und einer breit angelegten Forschungsarbeit widmen.

Die Schreibtischlampe schaltete der Mann ein. Und während die kleine Rose im Nebenzimmer in tiefem Kinderschlaf mit den lebhaften Figuren ihrer reichen Traumwelt rang, begann Harald Olafsen mit seinem Werk, das seinen Namen weit in die Welt hinaustragen würde, ihm über bittere Stunden innerer Einsamkeit hinweg half, ihn aber in Wahrheit immer mehr noch von den Menschen abschloß.

* * *

Den kleinen Vorfall vom vorvergangenen Tage hatte man in dem Riesenhotel, das nur auf Vergnügen und Unterhaltung eingestellt war, schnell wieder vergessen. Ja, man staunte sogar, als neben der hohen Gestalt Harald Olafsens heute ein kleines, blondlockiges Mädchen, das den rechten Fuß noch ein wenig schleppend nachzog in einem weichen, winzigen Hausschuh, im Speisesaal erschien.

Ach ja, dunkel erinnerte man sich noch: Vorgestern hatte man ja das kleine verunglückte Mädchen eingeliefert. Heute mußte es wohl zum ersten Male aufgestanden sein. Neugierig reckte man den Hals.

Auffallend hübsch war dieser kleine Eindringling. Hatte ein Gesichtlein wie Milch und Blut,

um das sich natürlich und anmutig goldige Locken ringelten, die hinten an dem feinen Hälschen mit einem schmalen Seidenband zusammengehalten wurden.

Die jungen Damen an den verschiedenen Tischen musterten die kleine Fremde mit prüfenden Blicken. Gut, daß sie nicht älter war! Hätte sonst eine gefährliche Konkurrentin gegeben. Schön wie ein Englein schaute sie drein, trotz des kindlich einfachen Kleidchens.

Ja, diese kleine Verunglückte — man erinnerte sich jetzt ganz genau — bedeutete für den Augenblick wieder eine Art Sensation. Tuschelnd flüsterte man sich zu, daß der Vater Rose Burkhardts sich geweigert hatte, sein krankes Kind zu besuchen. Ein menschenscheuer Einsiedler sei er, fürchte sich vor dem Getriebe eines solchen Riesenhotels. Nur abholen werde er die Kleine, wahrscheinlich schon morgen mittag. Denn auf den Abend folgte die Heilige Nacht, in der man gern beisammen war, wenn man noch etwas Liebes auf der Welt hatte.

Rose merkte gar nichts von all den vielen Menschen, denen sie plötzlich Mittelpunkt geworden war.

Fast wie ein Märchen erschien ihr der große, luxuriös ausgestattete Speisesaal, in dem die Kellner so lautlos hin und her liefen und trotz der vornehmen schwarzen Befracktheit jeden Wunsch der Gäste erfüllten.

Aber dieses Märchen ließ Rose nicht verstummen, verschüchterte sie keineswegs. Ihr angeborener feiner Takt wies ihr stets die richtigen Grenzen, die hier unsichtbar um jeden gezogen. Und selbst als ihr silberhelles Lachen, das an das Sprudeln eisig klarer Frühlingswässerlein erinnerte, in eine völlige Wortpause hineinfiel, nahm ihr das keiner übel.

Nur als nach dem Essen alles auf sie zustürzte, nach dem Unglücksfall und ihrer Gesundung fragte, wurde Rose schüchtern, zupfte verlegen an Harald Olaffens Rock.

„Darf ich nach oben gehen, Herr Doktor?"

Der Mann lachte. Aber im Innern gab er der kleinen Scheuen recht. Höchst lächerlich und zudringlich, wie man sich um das Kind drängte, das in natürlichem Empfinden davor zurückschreckte!

Die alten Damen streichelten begeistert über das gesenkte Köpfchen, die jüngeren ließen bewundernd die weichen goldigen Locken durch ihre Finger rieseln. Die jüngsten Backfischchen aber griffen nach Roses sammetweichen Händen und wollten sie mit sich in ihren Kreis ziehen.

Ja, eins dieser kleinsten Fräulein begann sogar ein Gedicht, das so anfing: „Wie schön ist ihrer Locken Gold, wie ein Prinzeßchen ist sie hold. Die Augen sind wie Himmelsblau . . .", das aber nie ein Ende finden würde, weil die stolze Dichterin keinen anderen Reim auf „blau" kannte. Es war jammerschade, daß das begeisterte Poem wegen Unvollständigkeit der Nachwelt nicht überliefert werden konnte.

Auch Gabriele von Leidow hatte sich in den Kreis der Neugierigen, Sensationsbegierigen geschlichen. Um jeden Preis versöhnen wolle sie Harald Olaffen, der sich nun schon zwei Tage von ihr fernhielt. Allerdings auch von allen Uebrigen, wie sie mit Genugtuung festgestellt hatte.

Er habe zu arbeiten, entschuldigte er sich überall. Lächerlich! Als ob man in ein höchst elegantes Hotel zum Arbeiten fahre. Irgend etwas mußte da wohl dahinterstecken. Denn die kleine Rose konnte doch nicht die Ursache sein, vor allem weil ihr Freund ihr die meisten Stunden des Tages rührend Gesellschaft leistete.

Gabriele von Leidow zuckte unmutig mit den Achseln.

Lächerlich, diese ganze Angelegenheit! Wenn dies Kind nicht gewesen wäre — wer weiß . . . Vielleicht wäre sie jetzt schon die Braut des reichen jungen Arztes gewesen.

Aber trotzdem: sie mußte sich bei Rose einzuschmeicheln versuchen. Harald Olaffen schien die Kleine ja wirklich in sein Herz geschlossen zu haben.

Wie spielend griff Gabriele nach Roses seidigem Goldgelock.

„Wie ein Christkind schaust du ja aus. Schade, daß du schon vor dem Heiligen Abend gehen willst!"

Das Kind verstand nicht sofort. Aber als die anderen, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, in Jubel ausbrachen und riefen: „Fräulein von Leidow hat recht, Rose würde ein entzückendes Christkind zur Bescherung morgen abend abgeben!", da klammerte sich das Kind ängstlich an Harald Olaffens große Hand.

„Was wollen die eigentlich von mir?!" Ganz verstört schauten die großen reinen Kinderaugen. „Ich bin doch kein Christkind!"

Für einen Augenblick sah der Arzt in das zarte, blühende Gesicht, in dem man das Blut kommen und gehen zu sehen vermeinte. War wirklich nicht ganz zu Unrecht, die kleine Unschuld dem Christkind zu vergleichen. Aber es verstörte das reine Herzchen nur.

Recht barsch schaffte der Mann sich Platz. „Hören Sie mit dem Unsinn auf!"

Gabriele von Leidow kam es vor, als gälten die harten Worte nur ihr. Daß sie sich aber auch immer vergreifen mußte in der Wahl der Mittel, Harald Olaffen zu gefallen!

Die Mutter hatte schon recht. Andere Mädchen waren viel gescheiter.

Rose sah nicht mehr die bösen oder neugierigen

Blicke, die ihr folgten. Selig, daß sie ihren Peinigern entronnen, hüpfte sie die Treppe hinauf. Die Verstauchung am Fuß schien sie nicht mehr zu spüren. Lautlos schloß sie die Tür ihres Zimmers hinter sich.

Ein seltsames Kind, mußte Harald Olassen wieder denken. Ganz allein mußte sie jetzt sein. Denn Dieter Nadler war heute morgen weggefahren, wollte noch ein paar Weihnachtseinkäufe machen. Ob es Rose gar nicht langweilig war? So still war sie, hatte ihn noch nie bei der Arbeit gestört. Allerdings strahlte ihr Gesichtchen immer selig, wenn er ihr in ihrer Einsamkeit, wenn Dieter nicht bei ihr war, ein wenig Gesellschaft leistete.

Lautlos öffnete der Mann die Tür. Ganz überrascht blieb er stehen.

Am offenen Fenster, durch das silbrig die Schneesternchen tanzten, kniete Rose mit gefalteten Händen. Sie erschrak nicht, als er jetzt hinter sie trat. Ganz ernst und bekümmert war das liebe Gesichtchen, so, wie der Mann es noch gar nicht gesehen hatte. Denn trotz der Schmerzen an Schulter und Fuß war die Kleine stets guter Dinge, lachte gern und lustig, ohne je forciert dabei zu wirken.

„Fehlt dir etwas, Rose?" Harald Olassen legte seinen starken Arm um die zarte Kindergestalt, die sich willig seinem kraftvollen Schutz überließ.

„Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf!" Fast andächtig ließ das Kind die Schneesternchen auf der warmen Hand zerfließen.

Und dann, als Harald Olassen ermunternd nickte, fast leidenschaftlich, bis zu Tränen erregt: „Sie sollen drunten das nicht mit dem Christkind sagen. Man spielt das Christkind nicht einfach so mit Verkleiden. Und ich würde es schon gar nicht tun."

Der Mann tat einen tiefen Blick in die fromme Kinderseele, deren Unschuld das schönste Kindersymbol als unantastbar heilig empfand.

Ganz weit wurden Roses Augen, ihre Stimme fast geheimnisvoll. „Sehen Sie, ich weiß sehr wohl, daß das Christkind nicht selbst all die schönen Sachen auf den Weihnachtstisch legt. Das glauben nur die ganz kleinen, dummen Kinder. Aber" — und jetzt war das süße Blumengesichtlein ganz ganz dicht an des Mannes dunkelgebräunter Wange, der das schwaze Haar einen im dämmerigen Schneelicht fast unheimlichen Rahmen gab — „aber es ist wahr, daß das Christkind in den Nächten vor Weihnachten in alle Häuser fliegt und den Eltern und überhaupt allen Menschen ins Herz legt, womit sie ihren Kindern oder Freunden die größte Freude machen. Und das ist dann wirklich die große Liebe!"

Ganz dicht schmiegte sich jetzt Roses warmes Gesicht an des Mannes dunkles. „Nicht? Und solche Liebe macht man nicht nach im weißen Kleid und Flügeln. Solche Liebe kann man nicht spielen. Das Christkind würde böse darum sein."

Harald Olassen, der harte Weltverneinende, wurde jäh eingesponnen in den Zauber dieser reinen Kinderseele, die dem Geheimnis des Christkindes um so viel näher war als mancher gelehrte Pfarrherr.

Ganz innig schloß der Mann das Kind in den Arm.

„Hast recht, Rose! Die Leute drunten sind dumm. Sie sollen dir auch nichts tun. Ich laß es nicht zu."

Einen Augenblick noch stand das Kind ganz versonnen. Dann aber brach das Frisch-Natürliche hervor, das bei Rose immer wieder die Oberhand über das Innerlich-Verträumte gewann.

„Schauen Sie nur dort draußen, Herr Doktor! Dieter und ich haben da heute morgen einen Schneemann gebaut. Grauslich schaut der aus. Nicht? Aber" — hier saß der kleinen Sprecherin der lose Schalk im Nacken — „er soll hier nicht lange so böse drohen!"

Schon häufelte sie ein wenig Schnee auf der Fensterbank zusammen, drückte ihn fest. Und hui! flog vor dem festgezielten Wurf dem armen Schneemann drunten der Hut vom Kopf.

Und dann tanzte der kleine Uebermut jubelnd und jauchzend im Zimmer herum, formte immer von neuem Wurfgeschosse und zielte haargenau, so daß der Schneemann ein immer kläglicheres Gesicht zog.

Harald Olassen mußte lachen, fand aber so viel Freude an dem lustigen Bombardement, daß er Rose endlich unterstützte, bis von dem weißen Herrn mit der Rübennase nichts anderes mehr übrigblieb als ein trauriges Schneehäufchen.

„Fein — was?" Roses Augen strahlten.

Dann aber plötzlich: „Ich hab' Sie doch nicht aufgehalten, wo Sie doch sicher wieder arbeiten wollten?"

Harald Olassen wurde nachdenklich. So viel Unverständnis war er seinem Willen zur Arbeit schon hier begegnet. Und wieder war es dieses Kind, das ihm in seinem Werk am nächsten stand, das es in natürlicher Selbstverständlichkeit respektierte.

„Du störst mich nie, Rose!" Ganz weich klang des Mannes Stimme plötzlich.

Aber Rose merkte das nicht. Sie kramte in einem Schrankfach, holte ein Blatt mit sorgfältig aufgezeichneten kleinen Koboldеn heraus.

„Sie sind nicht alle gleich schön!" Das Kind entschuldigte sich. „Aber der letzte ist doch komisch. Sieht er nicht gerade wie der Schneemann unten aus, als ich ihm den Hut vom Kopf geworfen habe?"

Der Mann mußte lachen.

„Wann hast du denn all die Kerlchen gemacht?"

„Och" — Rose dehnte die einzelnen Worte — "ich bin doch schon manche Stunde allein gewesen. Immer nach dem Mittagessen. Wo Sie doch so fleißig gearbeitet haben. Ich hab's am Blätterrascheln gemerkt. Da konnte ich doch nicht mit Schneebällen vom Fenster aus werfen. Das hätte Sie doch gestört. Da hab' ich eben die drolligen Zwerge gezeichnet."

Wieder fühlte Harald Olaffen, wie sich durch des Kindes unbewußte Rücksichtnahme unsichtbare Fäden zwischen ihm und der kleinen Rose spannen. Aber er wollte sich von dieser geheimen, zarten Bindung nicht fesseln lassen. Nein, um keinen Preis! Was sollte ihm auch dies Kind? Es würde ihn doch nicht davon überzeugen können, daß die Welt nicht so schlecht und die Frauen so verdorben, wie sie ihm erschienen. Denn Rose mußte wohl von der großen Welt überhaupt nichts in ihrer unberührten Unschuld.

Ganz in der Ordnung fand es die Kleine jetzt auch, als ihr großer Freund und Beschützer sich erhob, um in sein Zimmer zu gehen. Wahrscheinlich wollte er wieder arbeiten. Da mußte sie ganz still sein.

Der Zeichenstift fuhr wieder lustig über's Papier. Von Zeit zu Zeit lachte Rose ein wenig hellauf, wenn eins der Männlein gar so putzig gelungen. Aber sie unterdrückte es schnell wieder, um ihren Zimmernachbar nicht zu stören.

Wenn der wirklich gearbeitet hätte, würde er das leise Lachen kaum gehört haben. Aber Harald Olaffen stand mit dem Kopf gegen die Verbindungstür gelehnt.

Kein Laut konnte ihm entgehen. Er wollte es sich selbst nicht eingestehen, aber im Tiefsten seines Herzens konnte er es nicht abstreiten: er stand völlig im Bann der kleinen Rose, deren natürliche, kindliche Zutraulichkeit so weit entfernt war von den Zudringlichkeiten, denen sich der Mann sonst von weiblicher Seite ausgesetzt fand. Und ohne daß Harald Olaffen es wußte, hatte er Rose gern. Es war eine geheime Bindung zwischen ihm und ihr, die er nicht mehr so leicht zerreißen konnte.

* * *

Ewald Burkhardt hatte Harald Olaffen nur schweigend die Hand gedrückt. Einen anderen Dank brachte der Lebensverbitterte nicht über die Lippen. Und der andere hatte auch so verstanden. So prüfend hatten sich die beiden Männer gegenübergestanden, so, als wollten sie sich von Grund ihrer Seele erforschen.

Und trotz des schroffen Wesens mußte der Aeltere Gefallen an dem Jüngeren gefunden haben. „Können uns einmal besuchen!" knurrte er vor sich hin.

Rose klatschte jubelnd in die Hände. Sie kannte den Vater, wußte, daß er ihrem Retter eine höchste Gunstbezeigung zuteil werden ließ. Nicht verstehen aber konnte sie den Arzt, der diese Gunstbezeigung von sich wies. Er dankte vielmals, aber seine Arbeit binde ihn jetzt zu jeder Tagesstunde!

Der alte Burkhardt nickte beifällig. Recht hatte der andere! Ein junger Mann durfte seine Tage nicht verliegen. Arbeiten mußte er, Werte schaffen.

So schieden die beiden Männer im besten Einvernehmen.

Nur eine war traurig. Ganz still saß Rose neben dem Vater im Schlitten. Eine Träne stahl sich über das blühende Gesichtchen.

Nie wieder würde sie ihren großen, starken Beschützer sehen! Aber tapfer verbiß die Kleine nun den wehen Abschiedsschmerz. Nicht traurig durfte sie den Vater machen, der immer so unglücklich dreinschaute, wenn sie einmal weinte.

Klingling, klingling! So silbern läuteten die Schlittenglöcklein in den strahlenden Wintertag hinaus.

Klingling! War so, als fahre das Christkind selber durch's Land.

Klingling!

Droben von der Terrasse des Hotels hörte Harald Olaffen das lustige Gebimmel. Es kränkte ihn jetzt, daß er die Einladung Burkhardts abgelehnt. War ja nur, um die geheimen Fäden zwischen sich und Rose abzuschneiden.

Wie konnte er, der welterfahrene Mann, sein Herz an ein kleines Mädchen hängen! Es war ein Unsinn! Und dem Unsinn mußte ein Riegel vorgeschoben werden.

Seine Skier holte der Mann aus der Skiablage, fuhr hinaus in den sonnigen Gebirgsmittag. Erst die Dunkelheit trieb ihn wieder ins Hotel zurück.

Fast alle Fenster unbeleuchtet! Nur in den riesigen Gesellschaftsräumen brannte Licht — ein seltsames, halb beschattetes Licht.

Harald Olaffen erinnerte sich plötzlich: Heiliger Abend war ja heute. Den feierte man wohl in den Sälen des Hotels.

Vorsichtig stellte er seine Skier ab, schlich durch das Vestibül.

Die Tür des ersten Gesellschaftsraums war halb geöffnet. Riesige Tannen hatte man in die Säle hineingeschafft, mit elektrischen Glühbirnen beleuchtet. Dazu sang die Stimme des Grammophons ein Weihnachtslied. „Stille Nacht, heilige Nacht . . ."

Aber die Menschen, die sich in diesen Räumen versammelt hatten, wußten nichts von der stillen Weihe dieser einen Nacht des Jahres.

Die Tanzkapelle verdrängte mit fröhlichen Weisen bald das Grammophon. Es war wieder

wie alle Abende der Wintersaison. Nur daß man heute vielleicht noch ein rauschenderes Kleid trug, den neuen Ring und das brillantbesetzte Armband, und sich schließlich die kleine Baroneß Hilde mit dem ältlichen, steinreichen Bankier als Brautpaar präsentierte.

Harald Olaffen fühlte sich fast angeekelt. Mit schweren, wuchtigen Schritten ging er die teppichbelegten Stufen zu seinem Zimmer hinauf. Wild schleuderte er die Tür hinter sich ins Schloß, schaltete das Licht ein.

Wie geblendet fuhr er zurck.

Auf dem Tisch stand ein Tannenbäumchen, ganz klein nur und mit wenigen Kerzen, gefährlich schief angebracht wie von unsicherer Kinderhand. Und unter dem Bäumchen ein sorgfältig ausgeführtes Blatt mit all den putzigen Wichten, die er am vergangenen Tage bei Rose bewundert.

„Frohe Weihnachten! Und herzlichen Dank!" hatte die schräge, noch unausgeschriebene Kinderhandschrift daruntergesetzt.

Um Harald Olaffen war es wirklich Weihnachten geworden, Weihnachten still und innerlich, wie er sie vielleicht nie in seinem Leben gekannt. Vergessen war das Treiben drunten in den Gesellschaftsräumen, vergessen die Not, das Leid seines Lebens.

Er verlöschte das Licht, zündete die geradgestellten Kerzen an.

Durch das offene Fenster flutete wirklich die stille, die heiligen Nacht ins Zimmer.

„Christkind!" flüsterte der Mann leise und streichelte fast liebkosend über die bescheidenen kleinen Zeichnungen.

Dann fiel ihm ein, was Rose gesagt. „Christkind kann man nicht spielen!"

Harald Olaffen faltete die Hände für einen Augenblick, starrte in das Flackern der hellen Weihnachtslichtlein.

Nein, so viel Liebe kann man wirklich nicht spielen, kleine Rose, die kann man nur durch die Tat zeigen!

Eines der Zweiglein fing Feuer. Mit sicherer Hand löschte es der Mann. Wie ein Warnungszeichen waren ihm die Flammen.

War recht, daß du die Einladung des Malers Burkhardt nicht annahmst, alter Narr! Was hilft dir schon so ein kleines Mädchen wie Rose?

Ein Wahnsinn wäre es gewesen, wenn du dein Herz an das Kind gehängt hättest.

Ganz zuunterst unter vielen Briefschaften und Büchern verbarg der Mann die kindlichen Zeichnungen. Schloß das Fach sorgfältig ab, um nur ja nicht in die Versuchung zu kommen, sich in die putzigen Wichte voll neckischer Kinderphantasie noch einmal zu vertiefen.

Eisig umflutete ihn die Gebirgsnacht. Vom Dach hingen schwere Eiszapfen herab. Weiß verschneit lag das Land da. Zugefroren die oberste Schicht, als solle sie nie wieder auftauen.

Der Einsame preßte schmal die Lippen aufeinander. Gut tat sie, diese eisige Nacht, ertötete auch das letzte Gefühl, legte sich wie ein unlöslicher Ring um das Herz, immer mehr erkaltend, bis alles zu Eis geworden.

Ueber der schweigenden Nacht aber stand, blaß und wesenlos, die helle, ruhige Mondscheibe, die keine Wärme spendete, nur jetzt ein wenig Licht hinauswarf in das Frostklirren dieser Nacht. Irgendwo krachte ein Ast. Ein dunkler Körper fiel zu Boden. Eine erfrorene Krähe. Denn es war wirklich Winter.

Zweiter Teil

Frühling

Im Gebirge tobten die Frühlingsstürme. Sie orgelten in den hohen Tannen das Lied vom ewigen Werden, das sich in diesen Tagen gewaltig offenbarte. Von den Zweigen tropfte der geschmolzene Schnee, gab dem Boden, der bald nur noch hier und da mit weißen Schneeflecken übersät war, eine feuchte Fruchtbarkeit, die in den Mittagsstunden bereits mit warmem Atem zu dampfen begann.

Am tollsten aber waren die Gebirgswässer. Aus dem Kristall der bannenden Eisdecke hatten sie sich befreit, rissen die noch festen Eisstücke an den Seiten ab und sprudelten und schäumten in durchsichtiger bläulicher Klarheit zu Tal, sprangen quer über die Waldwege und ließen sich in ihrer jugendlichen Ausgelassenheit und bezaubernden Reinheit keine Fesseln anlegen und Regeln vorschreiben. Eine ewige Jugend hatte sich in ihnen wieder ans Licht gerungen. In den Mittagsstunden fing sich die warme Frühlingssonne in ihnen. Da glitzerten und funkelten die Quellen und Wässerlein, brachen vor dem einsamen Waldwanderer hervor wie ein köstlich gekleidetes Märchenkind, dessen seliges Lachen die ganze Luft erfüllte.

Ein wenig unwirsch zog Harald Olaffen den Fuß zurück. Unsagbar naß war es hier im Wald.

Drunten im Hotel hatte man recht gehabt, wenn man ihn vor einem Spaziergang in dieser Höhe gewarnt. Aber den Mann hatte es nicht mehr in den engen Stuben gelitten. So herzbefreiend war dieser Gebirgsfrühling im Grunde genommen ja. Etwas Herberes, Frischeres konnte man sich kaum denken.

Fast Sehnsucht hatte Harald Olaffen nach dieser urwüchsigen Kraft des Gebirges gehabt, verwandt dem Elementaren des Meeres, das er schon Jahre nicht mehr gesehen. Wohl schrieb die Mutter von Zeit zu Zeit einen Brief voll Sehnsucht und Liebe, der immer wieder in dem Einsamen eine

wehe Stelle wund aufriß vor Heimweh. Aber er konnte nicht in die Heimatstadt zurückkehren. Noch nicht. Vielleicht einmal wieder in vielen, vielen Jahren, Jahrzehnten, wenn die Heimatstadt ein neues Gesicht zeigen würde und viele Menschen nicht mehr lebten, die den Mann einst gekannt. Alt würde dann alles sein, alt und grau!

Der Mann hielt den Schritt an.

Alt? Wie alt war er eigentlich?

Er zählte die Jahre nicht mehr. Aber er kam sich vor wie ein Greis, der schon mit allem in der Welt abgeschlossen. Nur daß ihm der seelische Frieden, das innere Gleichgewicht des Greises fehlte! Daran merkte er, daß er das vierzigste Lebensjahr noch nicht erreicht. Aber sonst? Harald Olaffen dachte zurück an all die vergangenen Jahre seit seiner gelösten Verlobung.

Bekannt war sein Name geworden, geachtet in der Fachwelt, fast abgöttisch genannt in Frauenkreisen. Aufsehen hatte sein Werk erregt, dessen richtungsweisende Grundlinien jährlich Tausenden von jungen Frauen das Leben rettete, das früher unweigerlich für sie verloren war. Aus allen Teilen der Welt kamen Dankschreiben, begeisterte, scheu-innerliche. Universitäten ernannten den Mann zu ihrem Ehrendoktor. Schroff und unliebenswürdig lehnte Harald Olaffen alles ab, zog sich in eine ungeliebte Wohnung in einer fremden Großstadt zurück. Alle Ehrungen konnten ihn nicht glücklich machen, gaben ihm nicht eine kleine, bescheidene Alltagsbefriedigung zurück, um die er den ärmsten Bettelmann oft beneidete.

Auch Marianne hatte einmal an ihn geschrieben. Einen Brief voll Reue und Zerknirschung. Den Rechtsanwalt Friedrichsen hatte sie damals geheiratet. Aber schon nach einem Jahre war diese Ehe geschieden worden. Friedrichsen hatte Unglück in mehreren Prozessen gehabt. Seine Klienten kamen nicht mehr. Die Not zog ins Haus und vertrieb endlich Marianne, deren unermüdliche Abenteurerlust sich jetzt nach Ruhe und Frieden, vor allem aber nach einem vollständig gesicherten Dasein und anspruchsvollem Lebensabschnitt sehnte.

In tausend Fetzen zerriß Harald Olaffen den Brief.

Gehaßt hatte er bis zu diesem Augenblick die Frau, die ihn so schamlos betrogen, um nachher doch als Unschuldige in den Augen der Welt dazustehen. Jetzt verachtete er sie. Und diese Verachtung zerriß das Herz noch viel mehr als der Haß.

Diese Verachtung hatte das letzte Restchen Gefühl in des Mannes Seele getötet. Es war nichts anderes in ihm übriggeblieben als ein messerscharfer Zynismus, der nichts Heiliges mehr kannte, alles in den Staub zog, verspottete und verhöhnte. Vor allem die Frauen. Das war auch der Grund, weshalb er alle Bitten und Beschwörungen ausschlug, doch wieder zu praktizieren.

„Sie sind es der gesamten Frauenwelt schuldig!" hatte der alte Professor Wegener gesagt.

Aber Harald Olaffen lachte nur.

„Ich der Frauenwelt etwas schuldig? Ich glaube, der Fall ist durchaus umgekehrt gelagert. Ich fühle mich wirklich nicht berufen, auch nur irgendeinem weiblichen Wesen durch mein Wissen oder die Geschicklichkeit meiner Hände zu helfen!"

Und dabei war es geblieben.

Zwar war Harald Olaffen auch jetzt noch der vergötterte Frauenliebling, wo er sich blicken ließ. Aber die Frauen, die ihm alle eigensüchtig und würdelos erschienen, bedeuteten nichts weiter als Episoden in seinem Leben, die meist mit einem grellen Mißton unharmonisch abschlossen. Einsam war der Mann im tiefsten geblieben. Hineinverrannt hatte er sich in eine Idee, die ihn immer weiter von den Menschen, von allen Menschen wegführen würde, um endlich einmal in vollständiger Verbitterung zu enden.

Aber Harald Olaffen, dessen Geist sonst sezierend scharf seine Umwelt, jede Frage durchdachte, machte sich das nicht klar. Oder auch er wollte es sich nicht klarmachen.

Wieder hüpfte so ein munter sprudelndes, frühlingstoll schäumendes Quellchen über des einsamen Wanderers Fuß.

Verflucht!

Harald Olaffen trat einen Schritt zurück. Wie diese kleinen übermütigen Dinger einen quälen konnten. Eine böse Falte zog sich über die dunkel verbrannte Stirn, ergab an der Nasenwurzel einen harten Winkel, der unheil-drohend sich von Minute zu Minute schärfer ausprägte.

Gab es denn hier im Wald nirgendwo ein trockenes Fleckchen, daß man, ungestört von dieser wilden Jugend, weiterwandern konnte?

Harald Olaffen spähte den Weg hinauf. Aber er war ein einziges Quellen von unzähligen taufrischen Wässerlein, die alle unbekümmert jeden Handbreit Boden in Besitz nahmen.

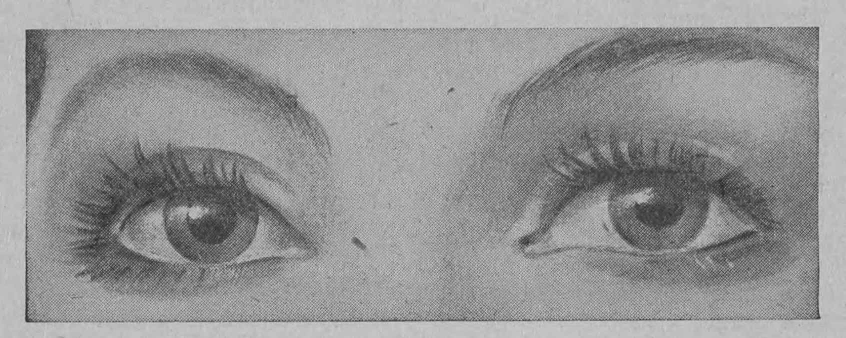
Da, ein schmaler Pfad schlängelte sich zur Seite in den Wald hinein. Irgendwohin mußte er führen. Der Arzt kannte ihn nicht. Wußte auch nichts anderes von ihm, als daß er im Anfang leidlich trocken war. Schwer sank sein wandernder Fuß in den feuchten Boden ein.

Mitten in den Wald hinein wand sich der Pfad, bog neckisch einmal bei einer kleinen Anhöhe ab, um dann doch wieder wie endlos weiterzulaufen. Es war, als suche er irgendeine geheime Ueberraschung.

Wie einer plötzlichen Eingebung folgend, überließ der Mann sich des Weges willkürlichem Spiel.

Sie erhalten schnelle Erleichterung, wenn Ihre Augen ermüdet und gereizt sind

durch: Sonne, Wind, Staub, Ueberarbeitung, Lesen, Nähen, Sport im Freien etc.



Warum an ermüdeten, brennenden, stechenden Augen leiden? Murine bringt schnelle Hilfe. Murine ist ein wissenschaftliches Erzeugnis aus sieben Bestandteilen — sicher, sanft und oh, so beruhigend!

Isotonic mit den Tränen, mild alkalisch, leicht herb, reinigt Murine sanft aber gründlich die zarten Augengewebe des Kindes und der Erwachsenen ohne die geringste Unannehmlichkeit oder Stechen.

Murine ist leicht anzuwenden und wegen seiner Zusammensetzung genügen ein oder zwei Tropfen für eine Behandlung; es ist sparsam zu verwenden. Da der Tropfer in Murine eingetaucht ist, ist die Sterilität jeder Anwendung gesichert.

Seit 45 Jahren wurde Murine von hervorragenden Berufs- und Geschäftsmenschen und im Heim in der ganzen Welt verwendet. Wir glauben, daß Sie es sehr vorteilhaft finden werden, Murine stets bei der Hand zu haben.

Die kostbaren Augen sollten täglich gepflegt werden

Verwenden Sie Murine für . . .

- Müde Augen
- Gerötete Augen
- Gereizte Augen
- Juckende Augen

Lindernd

Reinigend

Erfrischend



Verkauft von Apothekern, General-Händlern und Optometristen



Bis endlich auch hier ein wilder kleiner Sturzbach den Pfad teilte. Uebermütiger noch als alle anderen Wässerlein war dieser Quell. Jemand, der den Weg anscheinend öfter benutzte, hatte sogar ein Brett als Brücke über den Pfad gelegt. Seltsam, es mußten also wohl Menschen hier in der Gegend wohnen. Vielleicht aber war es nur ein sorglicher Förster, der auf seinem ständigen Reviergang hier allemal von dem Wasser aufgehalten war. Aber nach einer geschickten Männerhand sah die Lage des Brettes eigentlich nicht aus.

Harald Olaffen fand sich versucht, der Brücke eine bessere Lage zu geben, damit das Wasser sie nicht völlig mit sich fortriß. Dann aber kam er sich lächerlich vor, gab dem Brett einen kräftigen Fußtritt. Und nun wurde es wirklich mit zu Tal gerissen.

Einen Augenblick schaute er dem Stück Holz nach, das seine Talfahrt begann. Erst ein lauter Schreckensruf ließ ihn wieder auf den Weg achten.

„O weh, meine Brücke!"

Zwischen den hohen, noch schneefeucht düsteren Tannen wirkte die junge Mädchengestalt doppelt schmal und zart. Fast wie ein Kind noch!, mußte der Mann unwillkürlich denken.

Die Kleine hatte ihn wohl noch nicht gesehen. Durch eine Tanne war er vor ihrem Blick geschützt. Jetzt ging sie ein paar Schritte zurück, nahm einen Anlauf, und dann . . .

Harald Olaffen kam gerade noch im rechten Augenblick, um die junge Fremde in seinen Armen aufzufangen, sonst wäre sie mitten in das Wasser hineingesprungen.

Ein süßes, warmes junges Leben hielt er im Arm, den leibhaftigen ersten Frühling, wenn er sich in Gebirgsquellen austollt. Länger als unbedingt nötig hielt der Mann das Mädchen umfangen.

Einen bösen Blick hatten seine Augen. Weshalb stellte das Schicksal ihm selbst auf seinen einsamen Wanderungen eine Frau auf den Weg, noch dazu eine, deren Lachen ihn jetzt an das Glucksen der Wässerlein erinnerte.

„Ich bin wohl Ihre Gefangene?" neckte die Kleine lustig. „Weil Sie mich gar nicht wieder freigeben wollen." Herb war die junge Stimme, verriet aber eine verhaltene innerliche Lieblichkeit und Schmiegsamkeit, die erst noch geweckt werden mußte.

Einen schnellen Griff noch wagte der Mann um der Kleinen schmale Hüften, dann gab er sie frei. In seinem dunklen Gesicht kam und ging das Blut für einen Herzschlag lang mit einer Heftigkeit, daß es ihm fast die Besinnung raubte. Etwas Berauschendes ging von der Kleinen aus — etwas, das ihn erregte.

Gegen einen Baum lehnte der Mann.

„Ich bin Ihnen wohl zu schwer gewesen?" forschte das Mädchen, trat einen Schritt näher und legte ihre kühle kleine Hand forschend auf seinen Puls.

Da hatte der Mann sich wieder in der Gewalt. Lächerlich, vor so einem Ding, das wie ein Nichts vor ihm stand, schwach zu werden! Höhnisch lachte er auf.

„Zu schwer? Ich glaube, Sie haben mich noch nicht recht angeschaut!"

Harald Olaffen richtete sich in seiner breiten Größe auf, die der Kleinen gewaltigen Respekt einzuflößen schien.

„Sie sind ja fast ein Riese!" meinte sie beinah andächtig. Dann streckte sie ihm ihre kleine Hand hin. „Ich danke Ihnen auch, daß Sie mich aufgefangen haben. Schön naß wäre ich sonst wohl geworden. Und Dorta hätte böse gescholten."

Nur flüchtig berührte Harald Olaffen der Kleinen Fingerspitzen.

„Sie brauchen sich nicht zu bedanken. Ich habe Ihnen doch Ihre Brücke zerstört."

Da lachte das Mädchen.

„Ich hab' heute morgen schon kaum noch geglaubt, daß sie noch da war. Wo es die Nacht so gestürmt hat."

So arglos plauderte der kleine Zudringling, nicht ein bißchen kokett, völlig unbefangen.

Harald Olaffen legte seine große Hand auf die zarte Schulter, deren feine Rundungen unter dem eng anschließenden grünen Kleid, das wie ein herber Gebirgsfrühling anmutete, er fühlen konnte.

Das Mädchen hob die blauen Kinderaugen unschuldig zu dem Manne auf.

„Aber gewiß! Das heißt: nur gehen?" Hier saß der Schalk der Kleinen schon wieder im Nacken. Gehen könne man ihre Waldläufe wohl nicht nennen. Immer laufen, springen und laut dabei singen müsse sie.

„Es hört ja jetzt niemand", entschuldigte sie sich dann errötend. Nur jetzt, wo es überall Frühling werde, müsse sie mit dem Wind um die Wette laufen und mit den hundert und aber hundert Wässerlein im Chor singen.

„Aber wenn es Sie stört, will ich ganz still sein!" setzte sie schnell hinzu, als sie in Harald Olaffens finsteres Gesicht sah, dessen dunkle Tönung dem Manne fast etwas Unheimliches verlieh.

Ohne daß sie es selbst wußten oder wollten, gingen die beiden so ungleichen Wanderer nebeneinander her. Fast ein wenig scheu betrachtete das Mädchen seinen wortkargen Begleiter. Die hohe Gestalt, das dunkle Haar, die braunen Augen und um den Mund dieser seltsame Zug, den sie sich nicht erklären konnte. Und endlich die großen schlanken Hände, von denen ein unendliches Geborgensein ausströmte, trotzdem die Kleine in dem

Gedanken erschauerte, diese Hände könnten sie noch einmal wie vorhin berühren.

Jahre, Jahre sanken vor dem Mädchen plötzlich in ein Nichts. War ihr, als sei sie noch ganz klein. Bis es dann jäh wie eine Eingebung kam.

„Darf ich wohl etwas fragen?" Ganz scheu klang die eben noch so übermütige Stimme.

Harald Olafsen warf einen kurzen Seitenblick auf seine Begleiterin. Jetzt gemahnte sie ihn nicht mehr an ein toll sprudelndes Wässerlein, sondern in dem windzerzausten grünen Kleid und den nackenlangen, fliegenden, goldigen Locken, die sich um das feine Gesichtchen schmiegten, an eine erste Frühlingsblüte, die ihre Seligkeit in unendlicher Bescheidenheit verschwendet.

Der Mann nickte Gewähr.

Einen Herzschlag lang zögerte das Mädchen noch.

„Sind Sie wohl Doktor Olafsen?"

Der Mann prallte zurück. Jähes Mißtrauen stand plötzlich zwischen ihm und seiner Begleiterin.

„Sie kennen mich?"

Das Mädchen nickte. Und dann wieder mit dem süßen Uebermut, der so selig aus ihren Unschuldsaugen lachte:

„Sie werden mich sicher schon lange vergessen haben. Aber ich hab' in der Zeit nicht viel erlebt. Da prägt sich jeder kleine Vorgang besser ein. Rose Burkhardt bin ich, die Sie damals im Winter am Steg gerettet haben."

Rose, Rose Burkhardt!

Harald Olafsen wußte plötzlich alles wieder. Er erinerte sich auch, daß er in seinem Schreibtisch noch immer ein Blatt mit putzigen Kobolden, von ungeschickter Kinderhand entworfen, aufbewahrte. Keinem Menschen hatte er dies Blatt je gezeigt. Noch nicht einmal der Mutter von dem kleinen Erlebnis geschrieben. Ganz für sich hatte er es behalten. Fast eigensüchtig darüber gewacht, daß das Blatt niemand anderem in die Hände fiel. Wie Entweihung wäre es ihm vorgekommen.

Rose, kleine Rose Burkhardt!

Und nun stand sie hier neben ihm, eine süße junge Menschenknospe, deren herbe Frische wie ein Urquell allen Werdens schien.

„Sie sind groß geworden!" Harald Olafsen konnte im Augenblick nichts anderes sagen.

Aber das Mädchen erwartete auch nichts Besonderes. Es reckte sich stolz in die Höhe, ging fast auf den Zehenspitzen.

„Nicht wahr, ich bin sehr gewachsen seit damals? Sie haben mich auch nicht wiedererkannt!"

Nicht wiedererkannt!

Harald Olafsen konnte noch immer kein Wort finden, trotzdem ihm der Kleinen völlige Unbefangenheit eine Unterhaltung so leicht gemacht hätte.

Aber sie hatte ihn wiedererkannt, trotz der fünf oder sechs Jahre, die wohl dazwischenliegen mußten.

Etwas Weiches wollte tief drinnen im Herzen des Mannes lebendig werden. Aber er unterdrückte es mit höhnendem Spott. Ein Kind war Rose damals gewesen. Jetzt war sie ein herangewachsenes Mädchen, das wohl nicht anders denken und handeln würde wie ihre anderen Geschlechtsgenossinnen.

„Sie sollten nicht so allein durch den Wald streifen!" Absichtlich aufdringlich musterte Harald Olafsen die zartschlanke Gestalt seiner Begleiterin, deren Kleid die noch herben Körperformen unterstrich.

Rose hob den reinen Kinderblick.

„Ich geh' doch immer allein durch den Wald!"

„Sie sind aber zu groß dazu und vor allem zu schön!" Der Mann stieß sein Kompliment fast wie eine Beleidigung hervor.

Aber Rose merkte nicht den bösen Unterton. Gänzlich unberührt lachte sie Harald Olafsen beinah aus.

„Ich bin zu schön? Aber Herr Doktor, Sie haben wohl Ihre Augen verloren. Eine Gans wär' ich, hat der Vater neulich gesagt, und Gänse sind doch nicht gerade schön!"

Silbern lachte das Mädchen.

Der Mann schwieg verbissen. Eine Frau, die sich nicht durch ein Kompliment geschmeichelt fühlte, kannte er nicht. Also verstellte sich Rose nur. Denn daß sie völlig unbefangen sein könnte, kam ihm gar nicht in den Sinn. Aber eine kleine einfältige Gans war sie doch. Ihr Vater hatte recht.

Munter plauderte Rose, unbekümmert um die böse Wortkargheit ihres Begleiters. Einmal besuchen müsse der Herr Doktor den Vater. Freuen werde sich der, habe ihn noch nicht vergessen. Genau so wie der Dieter. Der verehre ihn förmlich.

Harald Olafsen besann sich. Ach ja, richtig, Dieter war dieser junge Bursche gewesen, der ihm anvertraute: er wolle Rose einmal heiraten. Hatte übrigens keinen üblen Geschmack. Nur daß das Heiraten im Prinzip nichts taugte. Sollte lieber die Finger davon lassen.

„Was ist denn aus Ihrem Freund geworden?" Eine zynische Zweideutigkeit lag schon wieder in der Betonung des Wortes Freund.

Aber Rose hörte auch das nicht. Glücklich war sie, von Dieter sprechen zu können.

Viele Erfolge habe er schon gehabt. Die Leute rissen sich förmlich um seine Bücher. Und als neulich sein Märchenspiel „Die Waldfrau" aufgeführt worden sei, hätten die Zuschauer kaum das Theater verlassen wollen. Wohl an die fünf-

zigmal sei der Vorhang aufgegangen. Wie in einem Meer von Blumen habe Dieter gestanden. Am meisten habe er sich aber über ihren Blumenstrauß gefreut. Weil er eben aus der Heimat gekommen sei. So sorgsam habe sie die Blüten im Topf gepflegt, daß sie gerade zur Aufführung recht geblüht hätten. Aber trotz der Erfolge: Dieter sei ganz wie früher geblieben.

„Kein bißchen stolz, Herr Doktor!" Roses Augen strahlten. „Er beschäftigt sich noch genau so gern wie früher mit meinen Sachen. Augenblicklich wohnt er bei uns. Sein Vater ist voriges Jahr gestorben. Da hat der Arme kein Zuhause mehr. Steht ganz allein auf der Welt."

Harald Olaffen lauschte angespannt auf jedes Wort, versuchte, dem harmlosen Geplauder immer einen tieferen Grund zu geben — versuchte, zwischen den Worten einem Verborgenen nachzuspüren. Aber so viel er auch forschte und zerlegte, er konnte nichts finden, das auf ein Liebesverhältnis Roses zu Dieter Nadler schließen ließ. Rein schwesterlich, vielleicht auch ein klein wenig mütterlich schien sie ihm zugetan.

Ohne daß er es wollte, befriedigte ihn das. Aber er ärgerte sich über dies Gefühl, ließ seinen Aerger an seiner Begleiterin aus. Er mußte sie um jeden Preis kränken.

„Etwas weichlich ist er wohl, der Herr Nadler. Was ist schon so ein Dichter . . ."

Aber da begehrte Rose heftig auf, verteidigte den Freund bis zum äußersten.

Eigentlich bezaubernd süß, wie sie sich so ein klein wenig in Zorn redete. Ganz rasch kam und ging das hellrote Blut in dem zarten Gesicht, gab ihm eine Lebendigkeit, die einen Maler hinreißen mußte. Und wie die goldigen Stirnlöckchen so entrüstet bei jedem Wort mit nickten, als unterstrichen sie jede Satzwendung der kleinen Rednerin!

Harald Olaffen mußte plötzlich lachen.

Ganz verwundert hielt Rose in ihrer Verteidigungsrede inne.

„Ein süßes Geschöpfchen sind Sie!" Der Mann griff nach den kleinen Händchen des Mädchens. „Hat Ihnen das Ihr Freund denn noch nicht gesagt?"

Rose kam aus dem Staunen gar nicht heraus. So seltsam hatte sie den Herrn Doktor gar nicht in der Erinnerung. Ein ganz vernünftiger Mann war er doch damals gewesen. Und jetzt . . .?

„Dieter hat Besseres zu tun, als Unsinn zu schwatzen!" Ganz herb lehnte sie auch das zweite Kompliment ab.

So natürlich klang das, daß sogar Harald Olaffen sich überzeugen ließ von Roses völliger Unbefangenheit.

Und dann plötzlich aus einer jähen Eingebung heraus, wie sie den Mann öfter ankam und ihn in den letzten Jahren zu den meisten Dingen getrieben:

„Wenn Ihr Herr Vater nichts dagegen hat, werde ich ihn gern einmal besuchen, Fräulein Rose!"

Wie ein Kind klatschte das Mädchen in die Hände.

Was sie dem Herrn Doktor alles zeigen werde! So putzige Kobolde zeichne sie jetzt zwar nicht mehr. Aber Dieter habe ihr Zeichenstunde gegeben. Lauter Englein müsse sie da malen, süße kleine Kinder mit goldigen Löckchen und roten Pausbacken. Und weil es so schwer sei, so ein Körperchen just so zu malen, wie der liebe Herrgott es geschaffen, ziehe sie den kleinen Wesen immer ein lustiges Kleidchen an, je nach der Jahreszeit. Aber das wollte Dieter nicht. Sie solle dem schwer zu Lernenden nicht immer aus dem Wege gehen.

Harald Olaffen mußte über den kleinen Unband lachen, der selber noch ein halbes Kind und jetzt so lustig von einem Steinchen zum anderen hüpfte und das Vaterhaus in den verlockendsten Farben schilderte.

„Das Allerschönste aber ist der Blick von meinem Balkon!" Ganz verträumte Augen hatte das Mädchen plötzlich, hörte es auf mit dem Springen und Laufen. Still und versonnen schritt es neben dem Manne her.

„Ins Tal kann ich schauen und in die Berge hinauf. Und aus ihnen steigen dann die Gesichte der Jahreszeiten. Ganz so, wie Dieter es immer geschrieben und Vater gemalt. Ich kann das nicht so beschreiben."

Fast vorsichtig setzte das Mädchen jetzt die Schritte, als fürchte es sich, irgend etwas Lebendiges auf dem Boden zu zerstören.

„Aber Sie werden all das Schöne und Besondere schon sehen, Herr Doktor! Man muß es eben erleben. Oder ein ganz Berufener muß es einem erzählen."

Harald Olaffen war durch die jetzt so weiche Stimme wie von einem Märchenzauber umsponnen.

Ein Berufener! Die kleine Rose schien ihm weit eher berufen als irgenein anderer, ihn in die Geheimnisse ihrer Waldheimat einzuweihen.

Auf den Bergkämmen orgelte der ungebändigte Frühlingssturm sein gewaltiges Lied des Werdens. Wie toll stürzten die Wässerlein zu Tal. Grün schimmerte es schon an den sonnigen Hängen, legte sich wie Inseln der Verheißung in den tauenden Schnee des vergangenen Winters. Denn es wollte Frühling werden.

* * *

Tief zog sich das Dach über die Hausgeschosse. Geduckt, um jeden Wetterschlag parieren zu können, lag das Haus da, breit und wuchtig, wie aus

der Waldlandschaft herauswachsend mit seinen anmutigen Holzbalkonen.

Vor vielen Jahren hatte Ewald Burkhard sich auf dieses tannenumrauschte, von allen menschlichen Siedlungen weit abgelegene Fleckchen Erde zurückgezogen. Nichts anderes war mehr in dem damals noch jungen Maler übriggeblieben als Haß gegen alle Weltordnung, Hader mit dem Geschick, das ihm das Liebste genommen. In der ausgebrannten Schlacke in des Unglücklichen Herzen aber war im Laufe der Jahre ein neues Feuer aufgeglüht. Das war die Liebe zu seinem einzigen Kinde, das durch die völlige Weltabgeschiedenheit und eine glückliche Veranlagung, die ihm die engelhafte Mutter vererbt, wie die schönste Blüte der Natur heranwuchs, unschuldig und rein und völlig unbewußt der bezaubernden Süße, die es ausatmete.

„Nicht lange werde ich Rose wohl mehr behalten!"

Ewald Burkhardt schenkte dem Gast ein Glas feurigen Wein ein.

„Dieter will nicht mehr warten. Und er hat schließlich recht. Roses Mutter war auch nicht älter, als ich sie zum Weib nahm."

Ins Sinnen kam der Maler, blies bläuliche Rauchwölkchen aus seiner Pfeife.

Harald Olaffen trat ans Fenster, öffnete es weit.

Hell leuchtend stand der Mond am Himmel, hing wie ein seliges Zeichen der Verheißung zwischen den dunklen Tannen, an denen die ersten grünen Spitzchen von seligem Frühlingswunder wußten, und dem heimlichen Erschauern, das diesem Werden vorangegangen. Der warme Regen der Vortage hatte den gegenüberliegenden kleinen Hang, der in den Wald hineinführte, mit zartem Grün überküßt. Ganz feine Nebelschleier stiegen jetzt über der ein wenig sumpfigen Feuchtigkeit auf. Die ersten Anemonen wuchsen drüben am Waldesrand. Harald Olaffen hatte sie bei seinem Morgenspaziergang goldleuchtend gesehen.

Schatten fiel jetzt über die mondhelle Wiese. Wie Silhouetten hoben sich die Gestalten zweier junger Menschen aus dem Halbdämmer der frühen Frühlingsnacht heraus. Rose Burkhardt und Dieter Nadler!

Blitzartig schoß es dem Manne durch den Kopf. Nicht mehr lange werde ich sie behalten! Der alte Burkhardt mochte recht haben. Aber was ging es ihn schließlich an?

Harald Olaffen kannte sich selbst kaum wieder. Er haßte Rose plötzlich. Wußte selbst nicht, warum. Mit beiden Fäusten klammerte sich der Mann an das Fensterkreuz. Seine Augen durchbohrten das Halbdämmer, das mehr erahnen ließ als wirklich sehen.

Dort drüben saßen sie jetzt auf der kleinen Birkenbank. Den Arm hatte Dieter um Rose gelegt.

Des Mannes Atem ging keuchend. Jetzt würde das Mädchen sicher Dieters Hand streicheln, wie er es gestern abend gesehen. Er zweifelte keinen Augenblick daran.

Streicheln! Und dazu das betäubende Mondlicht, das alles nur schwach beleuchtete und so auch die geringste Kleinigkeit ins Märchenhafte, Zauberische setzte.

Dunkel wurde es vor Harald Olaffens Augen. Das waren die Abende, an denen Frauen die Männer betörten, sie unglücklich machten für ein ganzes langes Leben.

An den sonnigen frischen Dieter Nadler mit dem offenen Blick dachte der Einsame plötzlich. Sicherlich, Mitleid hatte er mit ihm, seiner unbekümmerten Jugend. Jäh glaubte der Mann zu wissen, warum er Rose Burkhardt haßte. Auch einen Mann unglücklich machen wollte sie — wie einst Marianne.

Des Mannes Knie begannen zu zittern. Er merkte nicht, daß Ewald Burkhard hinausgegangen war, um eine neue Flasche Wein zu holen. Er sah nur immer wieder nach den beiden jungen Menschen auf der Birkenbank, die jetzt im vollen Mondlicht saßen.

Ein glühendes Gefühl durchtobte den Einsamen. Haß gegen Rose Burkhardt glaubte er darin zu fühlen. Retten mußte man den jungen Dieter Nadler vor dem verhängnisvollen Schritt. Verderben aber die, die wie alle ihre Mitschwestern, betörend lächelnd, die verderbenbringende Hand lockend ausstreckte.

Mit jähem Ruck schloß Harald Olaffen das Fenster.

Ich kann sie nicht mehr beisammen sehen. Werde wahnsinnig! So versprach auch Marianne mir einst ewige Treue. Es bleibt immer dasselbe.

Schwer fielen die Laden vor das Fenster.

Brüsk wandte Harald Olaffen sich dem eintretenden Burkhardt zu.

„Sie müssen mich entschuldigen, Herr Burkhardt, ich möchte in mein Zimmer hinaufgehen!"

Der Mann nickte nur stumm mit dem Kopfe. Er war es gewöhnt, daß den Gast plötzliche seltsame Stimmungen überkamen. War wohl auch irgenein schmerzliches, unheilbares Weh in seinem Leben, wenn er auch nicht darüber sprach. Ewald Burkhardt fühlte dies Leid mit dem Tastgefühl derer, die selber Leid tragen.

Nachdenklich sann er den blauen Rauchwölkchen seiner Pfeife nach, hörte kaum noch, daß Harald Olaffen hinausging.

* * *

„Ein Tor sind Sie, ein Phantast!"

Harald Olaffen legte die eng beschriebenen Manuskriptseiten, die Dieter Nadler ihm zu Lesen gegeben hatte, aus der Hand.

„Solche Frauen, wie Sie beschreiben, gibt es nicht. Höchstens in der Phantasie vollständig lebensunerfahrener Männer, die sich an ihr eigenes Hirngespinst klammern, bis die grausame Wirklichkeit sie aufschreckt."

Mit einer ganz zarten Bewegung, so, als müsse er die weißen Blätter vor einer bösen unbekannten Macht schützen, nahm Dieter Nadler das Manuskript aus des anderen Händen.

„Und Rose?" Fragend, vorwurfsvoll forschte seine junge Stimme.

Harald Olassen machte eine abwehrende Handbewegung.

„Wird auch nicht anders sein als ihre unzähligen Mitschwestern, die ich zur Genüge kennen lernte. Sie werden noch einmal an mich denken, Herr Nadler!"

Der junge Dichter trat dicht an den Rand des holzgeschnitzten Balkons, der das ganze Haus wie eine beschwingte Jugendfreude umgab. Seine Augen suchten weit über das Land hin, in dem an den Tannenspitzen allüberall hellgrüne Flämmchen aufgesteckt waren, die das Wunder eines ewigen Werdens und Sicherneuerns als Wahrzeichen in die Welt hinaustrugen.

Ueber den wenigen Obstbäumen unten im Garten lag das erste süße Erschauern eines Blütentraumes, der jetzt noch gebannt in eine Unzahl weißer und zartrosa Knospen, die aus den umhüllenden braunen Schutzblättchen hervorgedrängt waren, um die verschwenderische Fülle der Natur als höchste Seligkeit zu preisen.

Unter einem der Bäume stand Rose, hielt in den Händen ein paar der verheißenden Knospen, die ein stürmischer Nachtwind abgerissen hatte, so daß sie nie zu Blüte und Frucht kommen würden. Ganz behutsam gingen des Mädchens Hände hin über die Knospen. Bis es sie endlich in jauchzender Freude an aller so wahllos geschenkter Schönheit in das eigene Goldhaar streute, das Kleid leicht mit den Fingerspitzen hob und selig vergessen unten zwischen Tannen und Obstbäumen einen Tanz unbewußt sich in Schönheit verschenkender Jugend tanzte.

Dieter Nadler wandte den Kopf.

„Vielleicht werden Sie auch noch einmal an mich denken, Herr Doktor!"

Er winkte dem anderen, bedeutete ihn, zu schweigen.

Harald Olassens dunkle, fast dämonische Weltverachtung stand neben Dieter Nadlers glückhafter, sonniger Lebensbejahung. Aber er gab seine Meinung nicht auf, hatte nur ein verächtliches Achselzucken.

„Hübsch ist Rose! Das ist alles. Aber rein? Vielleicht nur so lange, bis die große Welt an sie herantritt, das wirkliche Leben. Dann wird sich alles ändern!"

Der andere wollte auffahren, etwas Heftiges entgegnen. Aber vor dem erschütternd traurigen Dunkel in Harald Olassens Augen, die alles Gute um jeden Preis zu verneinen schienen, blieb er stumm. Furchtbares mochte der andere, dem er sonst mit einer fast leidenschaftlichen Verehrung anhing, erlebt haben, grausame Enttäuschung vor allem von Frauen.

Ob er je verheiratet, verlobt gewesen war? Dieter Nadler hatte nie danach zu fragen gewagt, und Harald Olassen hatte über diesen Punkt stets beharrlich geschwiegen. Auch der alte Burkhardt wußte nichts Genaues. Vielleicht mochte hier der Ausgangspunkt für das seltsame Wesen zu suchen sein, das Harald Olassen so oft überfiel, und das sich stets in grausamem Spott und Zynismus Befriedigung schaffen wollte.

„Wir werden ja sehen, wie Rose in der großen Welt bestehen wird!" Dieter Nadler wandte den Blick von dem lieblichen Bild unten im Garten. „Herr Burkhardt hat ja erlaubt, daß Rose an dem großen Frühlingsfest im Hotel ‚Adler' teilnehmen darf."

Harald Olassen zuckte zusammen.

Also doch! Er hatte es erreicht, Rose einmal aus dem Frieden ihrer seligen Kinderheimat zu reißen. Seit Tagen hatte er nichts anderes gekannt, als seinem Gastgeber vorzustellen, daß es Unrecht sei, Rose in diesem Alter vor aller Welt abzuschließen. Heraus müsse sie unter Menschen. Rose werde es ihm später einmal nicht verzeihen, daß er sie jetzt so abschließe. Und nun kam wirklich die Erlaubnis für die Kleine, an dem Fest teilzunehmen, das in dem eleganten Hotel auserlesene Frühjahrsgäste zu einem Gebirgsblütenfest vereinen würde.

Für einen Herzschlag lang setzte fast des Mannes Atem aus. Es war ihm leid, daß Rose aus der unschuldigen Abgeschlossenheit ihrer Kinderjahre in das böse, grausame Leben hinausgestoßen werden sollte.

Nicht lange, dann würden sich auch auf ihrem blütenreinen Gesichtchen Falten vertiefen, die von der Sucht nach Vergnügen sprachen. Bald würde in ihren Augen der himmlische Kinderfrieden verwandelt in eine nimmermüde Jagd nach Reichtum Abwechslung, Freuden. Wie alle anderen Frauen würde sie sein. Jeden Tag fiel ein Stückchen mehr von der sie so wunderbar schützenden Unschuld ab. Bis nichts mehr davon überblieb. Und Rose genau so jämmerlich nackt und bloß dastehen würde wie ihre Mitschwestern.

Teuflisch blitzte es plötzlich in des Mannes Augen auf. Die weiche Regung war vollständig erstickt. Hatte er dies nicht alles so gewollt, eigentlich nur deshalb gewünscht, daß Rose an dem Fest teilnahm? Rächen wollte er sich durch die Kleine an ihrem ganzen Geschlecht, das sein Leben zer-

MINARD'S LINIMENT





LARGE SIZE
65 CENTS
REGULAR SIZE
35 CENTS

ist eins jener Hausmittel, welches wir der Person in einem Gemeinwesen verdanken, der am meisten Vertrauen entgegen gebracht wird — nämlich dem Familienarzt. Er war es, der nach langen Jahren der Praxis, nach genauer Beobachtung und nach genauer Kenntnis des menschlichen Systems zum ersten Mal Minard's Liniment formulierte und verschrieb. Und so hat von Jahr zu Jahr die Berühmtheit und der gute Ruf dieses Hausmittels mehr und mehr zugenommen, bis seine Beliebtheit jetzt einen außerordentlich hohen Grad erreicht hat und es sind Anzeichen vorhanden, daß es mit jedem weiteren Jahr immer mehr geschätzt werden wird.

Allgemeine Anweisungen für den Gebrauch in der Familie

Für Erkältungen, Grippe usw. Man erwärmt das Liniment und reibt Brust und Rücken damit ein und **wiederholt** dies alle paar Stunden, bis es hilft.

Für Bronchitis und Asthma. Man bestreicht ein Stück dicken, braunen Papiers mit dem Liniment und legt es auf den Hals auf so oft, wie der Patient es vertragen kann; jedesmal verwendet man ein frisches Stück Papier.

Zum Gurgeln. Man tut einen halben Teelöffel voll Minard's Liniment in ein Glas Wasser und rührt tüchtig, bis das Liniment sich ganz verteilt hat, dann gurgelt man den Hals jede halbe Stunde damit. Man gebrauche das Gurgelwasser in allen Fällen der sogenannten falschen oder spasmodischen Halsbräune, Heiserkeit, gewöhnlich oder besonders wehem Hals, Bronchitis und Asthma.

Für Erkältungen im Kopf. Man erwärmt das Liniment und atmet es öfter ein. Oder man vermischt einen halben Teelöffel voll Minard's Liniment in ungefähr einem Pint heißen Wassers in einem offenen Gefäß und atmet die Dämpfe ein.

Für Rheumatismus, Neuralgie. Wenn möglich, erwärmt man die kranken Körperstellen und reibt reichlich von dem Liniment gut ein; dann streicht man etwas Liniment auf braunes Papier und bedeckt damit die leidenden Teile.

Für Magenkrämpfe, Husten, Asthma etc. Man nehme von fünf Tropfen bis einen halben Teelöffel voll, je nach dem Alter, in Honig, Syrup oder Molasses.

Für Brandwunden. Man mischt Minard's Liniment und Oliven- oder Rizinusöl oder Cream zu gleichen Teilen. Dies streicht man auf braunes Papier und tut es auf die Brandwunden.

Für Hühneraugen und Schwielen. Man entfernt die harte Haut und bestreicht gut mit dem Liniment.

Für Warzen. Man legt reichlich und oft Minard's auf.

Für Mosquito- und giftige Insektenstiche. Man bestreiche gründlich damit.

Ein ausgezeichnetes Haarmittel. Man reibe viermal in der Woche tüchtig damit ein. Wird **Kopfschuppen** beseitigen, die Kopfhaut reinigen; wird den **Haarwuchs** fördern und Haarausfall verhindern; macht das Haar weich und glänzend.

Für Schmerzen in der Brust, in der Seite oder im Rücken, Verstauchungen, Quetschungen, Ueberanstrengung, Muskelzusammenziehungen, Erstarrung der Glieder, Frostbeulen, Steifheit der Gelenke, Lumbago, Ischias. Zuerst wasche man gut mit warmem Wasser, dann reibe man das Liniment tüchtig mit der Hand ein. Man wiederhole dies des öfteren.

Für Frostschaden. Man reibt Minard's gut mit der Hand ein.

Für aufgesprungene oder rauhe Hände, wehe Brustwarzen, Pusteln, Flecken im Gesicht, fressende Flechte, wehes Gesicht vom Rasieren. Man löse gleiche Teile Liniment, Baum- oder Olivenöl oder Cream auf und reibe damit einmal am Tage ein.

Für alte Wunden, Beulen. Man reinige zuvor gründlich und dann streiche man reichlich Liniment darauf und bedecke mit einem Stück Zeug. Zweimal täglich.

Für Hämorrhoiden (Piles). Man löse gleiche Teile Liniment, Baum- oder Olivenöl oder Cream auf und lege reichlich davon jeden Abend auf.

Für Fleischwunden und äußere Vergiftung. Man bestreicht reichlich mit dem Liniment. Es wird eine Minute lang weh tun, aber es entfernt alles Gift, und die Wunde heilt schnell.

Für sogenannte falsche oder spasmodische Halsbräune, Heiserkeit und gewöhnlichen wehen Hals. Man vermischt einen Teelöffel voll Liniment mit einem Eßlöffel voll Honig, Syrup oder Molasses und nimmt jede Stunde einen Teelöffel voll der Mischung ein, bis man Linderung spürt; auch bade man den Hals und die Brust mit dem Liniment.

Kopfschmerz. Man bade den Kopf damit und inhaliert tüchtig.

Für Zahnschmerzen. Man bade das Gesicht damit und wenn der Zahn hohl ist, steckt man ein wenig Watte, die mit dem Liniment gut durchtränkt ist, in den Zahn.

Für Ohrenschmerzen. Man vermischt vier Tropfen Liniment und vier Tropfen Baum- oder Olivenöl, erwärmt es etwas und tut zwei oder drei Tropfen ins Ohr.

Minard's Liniment hinterläßt keine Fettflecken, hat keinen anstößigen Geruch, trocknet schnell.

Großartig bei . . .

Wehem Hals und Brust-Erkältungen

Man erwärmt Minard's und reibt damit die wehen Stellen ein. **Neuer Metallflaschenverschluß** schließt die Stärke des Liniments hermetisch ein. Verhindert Vergießen der Flüssigkeit und ist leicht abzunehmen.

Man reibt reichlich Minard's ein, um irgend welche Muskelschmerzen, Steifheit, Schmerzen in den Füßen, rheumatische Schmerzen usw. zu beseitigen.

Sales Agents:
Harold F. Ritchie & Company, Ltd.
Toronto



Minard's Liniment ist unentbehrlich im Stall

Für Verrenkungen, Verstauchungen, Quetschungen, Schnittwunden, Anschwellungen, Sattel- oder Kummetdruck. Man bestreicht gründlich mit dem Liniment.

Für Kolik. Ein halbes Pint Molasses, ein Pint heißes Wasser, 4 Eßlöffel Liniment tut man in eine Flasche und schüttelt es gut. Dann gießt man es dem Tier in den Hals. Wenn nach dreißig Minuten keine Linderung, wiederhole man.

Für Druse oder Husten. Man tut einen Teelöffel voll Liniment in ein halbes Pint Molasses und gießt es in die feuchte Kleie oder Hafer. Man bestreicht den Hals gründlich mit Minard's.

MINARD'S LINIMENT CO., LIMITED
YARMOUTH, NOVA SCOTIA

rissen und vernichtet hatte, bis nichts mehr übriggeblieben war als Haß, Verachtung und Verbitterung. Und deshalb konnte er nicht mehr an die Reinheit auch nur einer einzigen Frau glauben. Wollte es nicht. Hinabzerren mußte er alle, hinab in den Sumpf, in dem er selbst nun schon seit Jahren vegetieren mußte. Und diese Rose Burkhardt, die jetzt dort unten im Garten abgefallene Blütenknospen auflas und im selig beschwingten Gefühl eigener Jugend die Glieder im Tanz löste, würde keine Ausnahme machen.

Eine aufreizend aggressive Schlagermelodie trommelte der Mann auf die Balkonbrüstung.

„Sie kommen doch auch, Herr Nadler?"

Dieter Nadler bejahte. Ein paar Feste hatte er unten im Hotel „Adler" schon mitgemacht. Aber was war das alles gegen dies selige Frühlingsblütenfest mit Rose?!

Mit einigen Sprüngen war der Mann die Treppe hinabgeeilt, stand vor Rose. Den Arm legte er um ihre schmale Taille.

„Freust dich auch?"

Harald Olafsen konnte alles deutlich verstehen.

Ganz zur Seite wandte Rose das blonde Köpfchen. Völlig unbeteiligt schien das Gesicht.

„Weiß ja noch gar nicht, wie es auf einem solchen Fest zugeht." So herb-verschlossen klang das.

Harald Olafsen fühlte eine fast satanisch prickelnde Freude, diese Herbheit zu brechen. In seinem Arme hätte die Kleine nicht solch abweisendes Gesicht machen dürfen, so fest die Lippen zusammenbeißen. Wetten würde er mit jedem Menschen, daß diese Lippen noch keinen Mann geküßt. Herb-geschlossen wirkten sie, wie die Blütenknospen an den Bäumen.

Lächerlich dieser Nadler! Wie konnte dieser phantastisch gläubige Mensch warten, bis ihm jemand anders zuvorkam und den ersten Zauber dieser Lippen für sich nehmen würde.

Lebensunfähig!, fällte der Mann sein hartes Urteil über den, dessen frohe Jugend ihn immer wieder in ihren Bann zog, gegen den er aber trotz allem im tiefsten Grunde des Herzens eine gewisse Antipathie hatte, die er in Augenblicken ehrlicher Selbsterkenntnis auch nicht abzustreiten suchte. Nur wo diese Abneigung ihre Wurzeln herzog, konnte er nicht sagen. Suchte sich manchmal einzureden, daß sie sich darauf gründete, daß der andere so gänzlich sorglos schien. Aber die Antwort befriedigte ihn im tiefsten nicht.

Ein Buch nahm Harald Olafsen zur Hand. Doch er kam nicht über die ersten Zeilen hinweg. Immer wieder mußte er in den Garten hinabschauen, wo Rose und Dieter jetzt andächtig versunken standen in das Wunder des ersten blühenden Obstbaumes, der seine Knospen zaghaft zu öffnen begann.

Schwärmer, Phantasten!, wütete der Einsame vor sich hin. Wie halbwüchsige Kinder benahmen sich diese beiden erwachsenen Menschen. Es reizte ihn, ließ eine dicke Zornesfalte auf seiner Stirn werden. Wie selige überirdische Geister gingen sie stets nebeneinander her. Und so viel er sie auch belauschte, ihnen nachspürte — nie hatte er sie noch bei einer wenn auch noch so kleinen Liebkosung entdeckt. Aus Stein mußten sie beide sein.

Krachend warf der Mann das Buch auf den Tisch, ging in sein Zimmer hinein.

Wer wußte, vielleicht schon in ein paar Tagen war dieser Schwärmer von seiner kleinen Heiligen geheilt. Heiligen? Lächerlich! Wenn er wollte, würde sie nicht mehr lange heilig bleiben.

Ingrimmig nahm Harald Olafsen seine Kleider aus dem Schrank. Nein, er konnte die Gastfreundschaft des alten Burkhardt nicht länger mehr in Anspruch nehmen. Zurückziehen ins Hotel wollte er. Wenn Burkhardt es wünschte — und er wußte, daß der alte Mann ihn aus völlig unbegreiflichen Gründen tief in sein sonst so lebensverbittertes Herz geschlossen hatte —, so konnte er ja immer einmal für einen Nachmittag, einen Abend herüberkommen. Länger als eine Stunde dauerte der Weg wohl doch nicht.

Wild, unordentlich ergriff Harald Olafsen Stück nach Stück.

Nein, nicht mehr mit ansehen konnte er diese seltsame Verbindung der beiden jungen Menschen, von denen der eine anscheinend nicht einmal wußte, was Liebe war. Der andere aber nicht zuzupacken verstand, um dieser Unwissenheit ein gewaltsames Ende zu bereiten.

Widerspenstig bauschten sich die Wäschestücke im Koffer. Der Mann achtete nicht darauf. Nur fort, fort aus dieser Umgebung, die ihn plötzlich irgenwie unerträglich schien.

* * *

Ein warmer Regen war in der Nacht niedergegangen, hatte mit eindringlichem Werben alle Blütenknospen zu zauberischem Liebesspiel wachgeküßt. Noch hingen die Tropfen wie Tränen an den geöffneten Blütenblättchen, als weinten sie um die keusche Zartheit ihrer vergangenen Knospenhaftigkeit, die nie wiederkehren würde.

In einem Meer von Blüten stand die ganze Welt.

Die Wässerlein in den Bergen schäumten jetzt nicht mehr so übermütig toll wie vor ein paar Wochen. Ein leises, scheues Liebeslied raunten sie geheimnisvoll im Schutz der hohen Tannen, deren fast ewige Unveränderlichkeit dem Taumel einer sich unendlich verschenkenden Lenzensliebe einen ernsteren Rahmen gab, der mit seinen tausend grünen Armen in die Zukunft hineinwies, die erst im Fruchtspenden all dieser Seligkeit die letzte Weihe schenkte.

Aus den Gärten, den versteckten freien Sonnenplätzen des Waldes waren die Blüten hineingewandert in die riesigen Hotelhallen. Wohl war die eigentliche Saison schon längst vorüber, die Sommersaison würde noch lange nicht beginnen. Aber die Frühlingsfeste des Hotels „Adler" waren fast weltbekannt. So fanden sich jedes Jahr von neuem unzählige Gäste aus allen Gegenden der Erde ein, um das Gebirgsblütenwunder mitzuerleben. In der Ebene, in den Städten hatte sich der Frühling schon ausgeblüht, wenn hier oben im Gebirge die Knospen zu springen begannen, um das alljährliche Wunder des Werdens zu künden. Einen Reiz hatte es für alle diese verwöhnten Menschen, in einem Jahr zweimal den Lenz zu erleben. Und die geschickte Leitung des Hotels „Adler" wußte diesen Reiz noch zu erhöhen.

Ein einziges Blütenmeer waren alle Räume. Kleine flachshaarige, hellgekleidete Mädchen standen an den Eingängen, hielten in flachen Körben das Blütenwunder in Sträußen gebunden bereit. Von weither hatte man sich ein bekanntes Tänzerpaar verschrieben, dessen jugendliche Geschmeidigkeit die Seligkeiten des Frühlings denen vorzaubern sollte, die sich selbst nicht mehr in den frohen Kreis der Jugend mischen konnten, um nach den Klängen der Tanzkapelle einen seligen Walzer die Glieder umschmeicheln zu lassen.

Selbst dem verwöhnten Harald Olassen, der auf seinen ausgedehnten Reisen mancherlei Schönheit, ausgesuchten Luxus kennengelernt, schien dies Gebirgsblütenfest etwas Besonderes. Im tadellosen Gesellschaftsanzug, mit dem kleinen Blütenbüschel im Knopfloch, beherrschte er auch jetzt wieder die weiten Räume, in denen bereits das Fest begonnen hatte.

Bittende Frauenblicke folgten der hohen Gestalt, blieben an dem dunkel getönten Gesicht haften, an dessen Schläfen eine kaum sichtbare Grauschattierung des Haares besonders reizvoll wirkte.

Irgendein schweres Schicksal lastete über dem Mann. Man tuschelte es sich zu. Nannte Harald Olassens Namen. „Ah, der berühmte Arzt!" Man hatte schon davon gehört. Wohl unermeßlich reich mußte er sein. Und dann zum Schluß immer wieder dasselbe: Eine reiche, begehrenswerte Partie war er, außerordentlich erstrebenswert.

Harald Olassen fand für alles freundliche Entgegenkommen nur ein schroffes Zurückweichen. Er wollte sich an diesem Abend in keinen der üblichen Flirts verwickeln, wollte auf die kleine Rose Burkhardt warten, um ihr endlich einmal die Augen für die große Welt zu öffnen.

Aber sie schien sich verspätet zu haben.

Ungeduldig fixierte der Mann die Eingangstür. Der Blütenstrauß, den er schon zu Roses Empfang in der Hand hielt, begann bereits zu welken. Aergerlich! Er legte ihn beiseite. Also auch die Unart der Unpünktlichkeit teilte Rose mit anderen Frauen! Sie würde in anderen Dingen also auch nicht verschieden sein.

„Schade um die schönen Blumen!"

Eine von Lachen durchzitterte Stimme schreckte den Mann aus seinen Betrachtungen auf.

Eine schlanke Frauengestalt stand ihm gegenüber, sorgfältig zurechtgemacht. Selbst der zynische Frauenkenner Harald Olassen hätte im Augenblick nicht das Alter der Frau angeben können, so undefinierbar war der Schwung der sorgfältig nachgezogenen Augenbrauen und Lippen, so gleichförmig das fast unsichtbar aufgetragene Wangenrot.

„Ich glaube, Sie kennen mich gar nicht mehr, Herr Doktor?!"

Wieder dies oberflächliche Lachen, das so gezwungen schien.

Harald Olassen kräuselte die Lippen.

„Ich glaube, Sie irren sich, Fräulein Gärtner. Oder nicht mehr Fräulein Gärtner? Es ist eine Anzahl von Jahren vergangen, seitdem wir uns zum letzten Male sahen." Wie versteckte Bosheit klang das.

Um einen Schein bleicher wurde Irene Gärtner unter der sorgfältig aufgetragenen Schminke. Aber sie bezwang ihren Unwillen.

„Sie haben recht mit den fliegenden Jahren, Herr Doktor!" Wieder lachte sie unvermittelt. „Desto liebenswürdiger von Ihnen, mich auf den ersten Blick wiederzuerkennen."

Harald Olassen war es im Augenblick nicht darum zu tun, gleichgültige Konversation zu treiben. Dieter Nadlers helles Haar hatte er plötzlich auftauchen sehen. Da war Rose bestimmt nicht weit. So murmelte er etwas von gutem Personengedächtnis und dem völlig Unverändertsein, das Irene Gärtner mit hellem Lachen aufnahm.

„Immer noch so galant wie früher, Herr Doktor?"

Der Mann sah sie erstaunt an. Galant hatte er bestimmt nicht sein wollen. Im Gegenteil. War ihm auch nicht vorgekommen, als wäre er allzu schmeichelhaft gewesen. Die Worte von dem völlig Unverändertsein hatten durchaus nicht galant geklungen, zeigten viel eher eine böse Spitze. Aber so war es schon damals gewesen vor Jahren: Irene Gärtner hatte über solche Spitzen stets hinweggehört, behielt nur das Angenehme.

„Sie sind eine Lebenskünstlerin, Fräulein Doktor!" Harald Olassen wurde beißend ironisch. „Vielleicht behandeln Sie einmal das Gehör Ihrer Patienten mit demselben Mittel wie das eigene, damit sie auch nur das hören, was sie hören wollen. Sie würden bestimmt eine ausgezeichnete Praxis bekommen und sich einen weit-

verbreiteten Namen machen, falls Sie nicht das Praktizieren schon längst mit dem Ehejoch vertauscht."

Wieder hellauf lachend, wehrte die Frau ab.

Warum lachte sie nur jetzt? Harald Olaffen war sich trotz aller Menschenkenntnis nicht recht klar darüber. Denn einen glücklichen Eindruck machte die Frau nicht, trotzdem ihr äußerlich nichts abzugehen schien.

„Sie scherzen noch genau so gern wie früher!"

Irene Gärtner stand jetzt ganz dicht neben dem Mann, berührte ihn fast. Dem Ehejoch habe sie sich noch immer nicht gebeugt. Eine Verlobung hatte wohl einmal bestanden, kurz nachdem er damals fast fluchtartig seine Heimatstadt verlassen. Aber sie war bald wieder gelöst worden. Die Frau verschwieg, daß sie sich damals bitter über die Vermögensverhältnisse des Verlobten getäuscht hatte. Nur ein ganz bescheidenes Heim hätte er ihr bieten können. Da brach sie die Beziehungen lieber noch rechtzeitig ab.

Irgend etwas dieser Art vermutete der tiefschauende Harald Olaffen. Spöttisch verzog er den Mund.

Wie konnte die Frau nur glauben, er durchschaue ihre Worte nicht! Seltsam, oft die klügsten und studiertesten Frauen waren in dieser Hinsicht unglaublich dumm.

„Und nun warten Sie also noch immer auf den Richtigen?"

Irene Gärtner lachte gezwungen. Auch diesmal setzte sie sich über das Zynische des Mannes hinweg.

„Vielleicht hat der Richtige schon längst bestanden. Hat nur die bewußte Frage noch nicht gewagt." Sie versuchte einen demütigen, schwermütigen Augenaufschlag. „Ich habe damals gesehen, daß man den nicht nehmen soll, den man nicht liebt."

Lächerlich! Harald Olaffen begann die ganze Angelegenheit beinah lästig zu werden.

Wollte ihn die Frau vielleicht glauben machen, sie habe vor ein paar Jahren den Verlobten nur abgewiesen, weil sie ihn im Grunde genommen doch nicht liebe und einem anderen gläubige Treue bewahrte? Oder doch! Denn bei Irene Gärtner begann die wirkliche Liebe immer erst bei einer halben Million, um sich mit der weiteren zu steigern. In diesem Sinne mochte sie ihm auch ein unauslöschliches Gedenken bewahrt haben. Denn er mochte unstreitig die reichste Partie der Heimatstadt sein.

Wie ihn das Benehmen der Frau anwiderte! Hier brauchte man nicht mehr in den Sumpf hineinzuziehen. Irene Gärtners moralische Anschauungen waren völlig ausgelöscht.

„Dann suchen Sie nur weiter nach dem Richtigen!" Harald Olaffen verneigte sich zum Abschied. „Und unter uns gesagt: beeilen Sie sich ein wenig. Auch der Richtige nimmt lieber eine Junge."

Der Schlag hatte endlich gesessen. War auch derb genug gewesen. Beleidigt wandte Irene Gärtner sich ab, um allerdings nach einer knappen halben Stunde den Vorfall völlig vergessen zu haben.

In der Garderobe hatte Harald Olaffen endlich die kleine Rose Burkhardt entdeckt.

Durch einen Zufall hatte sie in dem Menschengewühl den sicher schützenden Freund verloren. Nun stand sie hier, wagte nicht einmal, den Mantel abzulegen.

So dankbar hob sie jetzt die unschuldigen Kinderaugen zu Harald Olaffen, der ihr die Garderobe abnahm und einen riesigen Blütenstrauß überreichte.

Noch ein wenig in die Knospen versteckten sich die Blüten, trugen so der jungen Mädchengestalt Rechnung, die trotz des einfachen weißen Kleides, das, allerdings aus duftig stehendem Organdy gearbeitet, sich mit den elegantesten Erscheinungen des Festes messen konnte.

„Für mich?"

Rose getraute sich kaum, das Blütenwunder in den Arm zu nehmen.

Harald Olaffen lächelte ein wenig spöttisch. Arg unschuldig war die Kleine noch, oder schauspielerte wenigstens ganz vorzüglich. In ein paar Stunden vielleicht würde sie sich schon ganz anders benehmen.

Irene Gärtners leuchtend rotes Kleid sah der Mann auftauchen. Mit dem reichen Bankier aus Wien tanzte sie jetzt. Pfui Teufel! Eigentlich zum Anwidern der Gedanke, daß Rose Burkhardt nach ein paar Wochen in dieser Umgebung sich genau so benehmen würde.

Harald Olaffen strich sich das dunkle Haar aus der Stirn. Im Grunde genommen war es doch auch wieder gut, daß alle Frauen sich auf das gleiche Grundprinzip zurückführen ließen? Ichsucht und Triebhaftigkeit. Da gab es keine neuen Rätsel zu lösen.

Galant — wie einer vollständig erwachsenen Dame — bot Harald Olaffen Rose den Arm.

Das Mädchen wußte nichts von all den bösen Gedanken, die sich hinter des Mannes Stirn verwirrten, um immer wieder zu derselben grausamen Klarheit zu kommen: alle Frauen zu verderben. So unglücklich war Rose, all das Neue von einem sicheren Schutz aus zu betrachten. Gar so bunt und laut war hier alles. Dieter hatte wirklich nicht übertrieben: sie kam aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus.

In einer Tanzpause trat Harald Olaffen gerade mit seiner kindhaften Begleiterin in den Saal. Jäh wandten sich alle um, reckten die

Köpfe. Der stattliche Harald Olassen, der weltbekannte Forscher und Arzt, war allen bekannt. Aber das zarte, blondlockige, junge Wesen an seinem Arm hatte noch keiner gesehen. Man kannte es nicht.

Einen zu seltsamen Kontrast gab es auch zu dem finsteren starken Mann. Mit dem riesigen Blütenstrauß im Arm wirkte Rose selbst wie eine süße, herbfrische Gebirgsblume, deren Knospe sich noch nicht völlig erschlossen. Wie ein Traum weißer Blüten umgaben sie die stehenden Volants, die weiten Aermel des Kleides. Ueber dem Blütenstrauß hervor aber lugte ein Gesichtchen so frisch wie Milch und Blut, in dem man an den Schläfen die Adern fein bläulich durch die zarte Haut schimmerten. Und wie rührend die kleine Hand auf des Mannes schwarzem Jackenärmel ruhte.

Jung müßte die Kleine noch sein. Sehr jung!

Besorgte Mütter heiratsfähiger Töchter wollten plötzlich wissen, daß die kleine Fremde nicht mehr als fünfzehn Jahre alt sein könnte. Bis irgeneine die drohende Gefahr in einem einzigen Satz völlig bannte. Ganz klar sei die ganze Angelegenheit doch. Die Kleine sei Doktor Olassens Tochter. Er sei wohl einmal verheiratet gewesen, habe sich dann aber scheiden lassen, wußte ein Uebergescheiter. Bis jetzt habe das Kind bei seiner geschiedenen Frau gelebt. Sollte nun aber von dem Vater in die Gesellschaft eingeführt werden. Allerdings noch etwas reichlich verfrüht.

Das beruhigte die erregten Gemüter, die Harald Olassen immer wieder mit ihren Heiratprojekten verflochten, wieder etwas.

Nicht allerdings kam die junge Herrenwelt zur Ruhe. Da glaubte man es durchaus nicht mit einer Fünfzehnjährigen zu tun zu haben. Ein zu süßes Geschöpfchen war die Kleine ja. Und so ungeküßt unschuldig blühten ihre Lippen noch. Wer da der Erste sein konnte . . . !

Und wenn sie wirklich Doktor Olassens Tochter war, so war es auch nicht gerade unangenehm. Ein reicher Schwiegervater sollte schon mancher verkrachten Existenz wieder auf den richtigen Weg geholfen haben.

Rose merkte nichts von all der Aufregung, die sie hervorgerufen. Sie war glücklich, als sie an einem reservierten Tisch Dieter Nadler wiederfand und nun zwischen dem Freund und Harald Olassen sitzend sich so geborgen fühlte, daß sie an dem bunten Leben und Treiben um sich herum ein fast kindliches Vergnügen hatte.

Dem perlenden Sekt in ihrem Glas brachte sie uneingeschränkte Hochachtung entgegen.

„So etwas habe ich noch nie getrunken!"

Ohne daß sie es wußte, legte Rose plötzlich die Hand auf Harald Olassens Arm.

„Da schauen Sie doch nur, Herr Doktor — die Musik!"

Aber der Mann hatte im Augenblick kein Auge für den bunten Mummenschanz der Kapelle, er fühlte nur die zutrauliche kleine Hand. Zutraulich? Wild verhärtete sich sein Herz. Zudringlich war das Mädchen, wie alle. Nur ein wenig Gewohnheit, und Rose würde einer Irene Gärtner nicht nachstehen.

In ein dunkles, verbissenes Gesicht sah Rose plötzlich. Jäh fiel ihr etwas ein.

„Ich habe Sie wohl sehr gekränkt, daß ich Sie habe warten lassen? Aber der Vater wollte unbedingt noch eine Skizze von meinem Kleid machen. Da ist es so spät geworden."

So flehend klang die junge Stimme: „Es tut mir wirklich sehr leid, Herr Doktor!"

Aber der Mann ließ die rührende Entschuldigung wie ungehört an sich vorübergehen, erschreckte Rose mit seinem finsteren Gesicht immer mehr. Bis ihr ganz angst wurde.

„Wenn ich Sie sehr störe, will ich mich an einen anderen Tisch setzen." Schon hatte sie sich erhoben.

Im gleichen Augenblick begann die Kapelle eine schmeichelnde Weise zu spielen, so herzbetörend, daß Rose für einen Herzschlag lang ganz unbeweglich dastand.

So seltsam süß war sie heute.

Dieter Nadler fühlte sein Blut schneller pulsen. Und da wagte Doktor Olassen zu behaupten, Rose

sei nicht besser als andere Mädchen, sei schlecht und verdorben . . .?

Einen Schluck Sekt trank er ganz hastig, wollte sich erheben, um mit der kleinen Freundin zu tanzen.

Aber der Arzt kam ihm zuvor. Mit galanter Verbeugung verneigte er sich vor Rose.

„Gestatten, gnädiges Fräulein?"

Rose wußte gar nicht, wie ihr geschah. Oft hatte sie schon mit Dieter nach den Klängen des kleinen Grammophons zu Hause getanzt. So gern hatte sie das getan, hatte sich immer auf die Abende gefreut, da ihr junger Tanzmeister sie in die Geheimnisse der Tanzkunst eingeführt oder nachher mit seiner so gelehrigen Schülerin immer neue schwerere Touren einstudierte.

Aber das Tanzen jetzt war etwas ganz anderes. Rose wußte sebst nicht, an was es lag. Fast wie im Traum glitt sie dahin. Eine gelöste Seligkeit umschwebte sie. Ganz willig duldete sie es, daß Harald Olafsen sie noch ein wenig fester in seinen starken Arm zog. Nichts Böses sah sie darin, ja nicht einmal etwas Außergewöhnliches. Sie merkte es kaum.

In Harald Olafsens Augen glühten böse Lichter. Wie verzehrende Flammen brannten sie alles Gefühl in seinem Herzen aus. Die bittere Erfahrung langer Jahre triumphierte. Es gibt keine Frau, die dir aus reiner, natürlicher Keuschheit Widerstand leistet. Alle sind sie dir verfallen. Auch Rose.

Kein Wort zu sagen wagte die Kleine. Als eine hohe Auszeichnung empfand sie es in ihrer kindlichen Unschuld, daß Harald Olafsen, dem doch alle so bewundernde Blicke nachschickten, überhaupt mit ihr tanzte. Wo sie ihn doch anscheinend durch ihre Verspätung schwer gekränkt hatte. Aber sie würde ihn in Zukunft bestimmt nie mehr warten lassen, wenn er dann so böse Augen machte.

„Sie sind eine ausgezeichnete Tänzerin, kleine Rose!"

Harald Olafsen beugte sich ein wenig zu dem Mädchen hinab, berührte mit seinem heißen Atem ihre reine Stirn.

Dankbar schaute die Kleine zu ihm auf.

„Ich bin ja so glücklich, daß Sie zufrieden sind." Und dann ganz zaghaft: „Sind Sie nun auch nicht mehr so sehr böse wegen des Zuspätkommens?"

Für einen Augenblick mußte Harald Olafsen fast lachen. Wirklich, Rose konnte einen betörenden Zauber ausüben. Schade, daß sie eine Frau war!

Ganz fest hielt er die kleinen, rosig schimmernden Finger in seiner großen Hand.

„Ich bin ja gar nicht böse mit Ihnen. Habe mich über jemand anders vorhin ärgern müssen."

Ganz verwundert schüttelte Rose mit dem Kopfe. Wie konnte man sich nur in einer so wundervollen Umgebung ärgern?!

War ihr wie ein Märchen, als Harald Olafsen sie jetzt wieder an ihren Platz zurückführte. Aber es blieb ihr nicht viel Zeit zum Schauen und Staunen.

Schon begann die Kapelle wieder zu spielen. Und wieder war sie noch eher zum Tanzen aufgefordert, ehe Dieter überhaupt nur ein einziges Wort hervorbringen konnte.

So glückstrahlend lachte sie den Jugendfreund an. Nicht zürnen sollte er. So oft hatten sie ja schon miteinander getanzt.

Da lächelte auch der Mann der kleinen Gefährtin zu. Von Herzen gönnte er ihr diesen gesellschaftlichen Erfolg. Im Grunde genommen hatte er Harald Olafsen völlig recht gegeben, als dieser darauf drängte, Rose in die große Welt einzuführen. Er hatte wohl auch schon einmal daran gedacht. Aber dann war immer ein klein wenig Selbstsucht gewesen, die Rose mit keinem anderen Menschen teilen wollte. Selbst auf den Vater der Kleinen konnte er manchmal eifersüchtig sein. Wie ein Märchenprinzeßchen war Rose Dieter Nadler immer vorgekommen. Und so ein Wesen gehörte nicht in die große Welt hinaus.

Des Dichters Augen folgten der kleinen lichten Gestalt, die gerade so sorglos auf ihren Tänzer einsprach. Dieter Nadler senkte beschämt den Kopf. Nein, Rose würde immer die gleiche bleiben, immer das Märchenwesen, und wenn man sie auf die belebteste Straße der Großstade gestellt hätte. Es ging ihr nie etwas verloren von dem ihr eigenen kindlich-mädchenhaften Zauber.

Rose!

Ganz fest preßte der Mann die Hände ineinander. Noch nie so nahe hatte er sich ihr gefühlt wie in diesem Augenblick, da sie sich im Arm eines anderen nach den Klängen der Musik im Tanz wiegte.

Seit Jahren schon wußte Dieter, daß er nie eine andere als Weib heimführen werde als Rose. Aber diese Liebe war wie eine süße Selbstverständlichkeit gewesen, die jeden Alltag übergoldet. Jetzt war sie plötzlich wie eine unbezähmbare Leidenschaft, die dem Mann das Blut peitschend durch die Adern jagte.

Dieter Nadler erhob sich, schritt durch das Tanzgewühl hinaus in das kühle Vestibül. War ihm so, als zwinge ihn eine unsichtbare Gewalt, jetzt Rose in den Arm zu nehmen und seine Lippen auf ihren frischen, jungen Mund zu pressen. Aber sie tanzte jetzt. Tanzte mit einem anderen. Einem ganz Beliebigen, den sie bis zu diesem Augenblick noch nicht einmal gesehen hatte.

Hinaus in die Nacht stürmte der Mann. Es hielt ihn nicht mehr in den engen Räumen. Eine grenzenlose Freiheit mußte er jetzt um sich haben

für das Grenzenlose seiner Liebe. Und bis zum nächsten Tanz, den Rose um jeden Preis ihm schenken mußte, würde er wieder zurück sein. Sollte doch jetzt eine längere Tanzpause eingeschaltet werden.

Rose! War so, als flüsterte der kühle Nachtwind ihren Namen, in allen Bergen Echo fordernd. Rose! Ein blütenschwankender Zweig erinnerte an die flinke Beweglichkeit ihrer schimmernd rosiigen Hände.

Droben auf der kleinen Anhöhe, dem Hotel gegenüber, stand eine helle Birkenbank. Frei gab sie den Blick auf die Unendlichkeit der sonst so geheimnisvoll schweigenden Wälder, die heute aber das Liebeslied des jungen Dieter Nadlers rauschten.

Rose, Rose! Verse voll jubelnder Seligkeit pulsten in des Mannes Blut, Worte von einer verzehrenden Sehnsucht, die sich ausgibt in jauchzender Leidenschaft. Und zum Schluß immer wieder das eine, nur das eine:

„Bist mein Leben, bist mein Tod,
Bist mein Jauchzen, meine Not.
Rose, bist für ewig mein,
Rose, Rose, du allein!"

In stummen Schauern fühlte der Mann seines Lebens Seligkeit in sich wachsen zu himmelstürmender Kraft. Durch das Halbdunkel der sternendurchleuchteten Frühlingsnacht suchte er drunten die hellen Lichtpünktchen des Hotels „Adler". Rose mußte ja jetzt in diesem Licht stehen, in dem Meer von Blüten selbst die schönste Blume.

Sie erregte wirklich viel Aufsehen, die kleine Rose Burkhardt. Harald Olafsen sah sich bei einem der Kapelle vor der Tanzpause noch abgerungenen Tanz plötzlich allein. Rose hatte man schon bei den ersten Klängen fortgeholt.

Der Mann erhob sich langsam. Mancherlei Tanzverpflichtungen hatte er durch seinen Verkehr im Hotel; das heißt, er kam diesen sogenannten Verpflichtungen nur sehr lässig nach, denn im Grunde genommen hatte er keinen Verkehr gesucht. Man hatte ihn vielmehr dazu gezwungen.

Fast widerwillig verbeugte sich Harald Olafsen vor Irene Gärtner.

„Gestatten, gnädiges Fräulein?"

Die Frau konnte einen Blick des Triumphes nicht verbergen. Er kam also doch zu ihr zurück, der berühmte Kollege.

„Man spricht hier viel über Sie."

Gewollt hingebend schmiegte sie sich in des Mannes Arm ...

Harald Olafsen murmelte irgend etwas Unverständliches, das nicht gerade sehr freundlich klang.

Aber Irene Gärtner gab nicht nach.

„Diesmal dürfte es Sie vielleicht doch interessieren, was der Klatsch über Sie zu sagen weiß."

Sie suchte des Mannes Spannung zu steigern.

Aber Harald Olafsen blieb vollständig gelassen.

„Der Klatsch ist mir gleich."

Damit war für ihn das Gesprächsthema abgetan.

Aber nicht für die Frau. Ohne Umschweife gab sie ihre Neuigkeit jetzt preis.

„Man hält Ihre kleine Begleiterin für Ihre Tochter!"

Irene Gärtner konnte mit der Wirkung ihrer Worte zufrieden sein. Wie ein Schlag hatte der eine Satz gewirkt.

Ihre Tochter!

Wie durch einen Zufall tanzte Harald Olafsen gerade an dem wandhohen Spiegel vorüber, der die tanzenden Paare in schimmernder Klarheit wieder zurückgab.

Seine Tochter!

Einen hellgefärbten Haarstreifen erkannte der Mann plötzlich an der Schläfe, der eigentlich gar nicht in Einklang stand mit dem sonst noch so jungen Gesicht.

Jung? Harald Olafsen begann zu grübeln. Jung war das Gesicht wohl nicht eigentlich, eher von unbestimmtem Alter; schlechthin ausgereift, männlich. Aber alt? Nein, wirklich nicht. Doch auch nicht jung. Jung war Dieter Nadler, der Rose vorhin mit dem strahlenden Glanz seiner blauen Augen so sonnig gegrüßt.

Rose! Seine Tochter? — Sie konnte es wirklich nicht sein. Aber der Klatsch?

Harald Olafsen führte seine Tänzerin fast brüsk beiseite.

„Wer hat diesen Unsinn aufgebracht?"

Drohend klang seine dunke Stimme.

Irene Grätner lachte. Sie fürchtete sich nicht. Zudem: es konnte Harald Olafsen gar nicht schaden, wenn er einmal an sein Alter erinnert wurde. Er durfte sein Auge nicht mehr auf die allerjüngsten Mädchenknospen werfen, sollte lieber an die reifen Frauen denken, die ihm im Alter näher standen und sicher auch nicht zu verachten waren.

Irene Gärtner zuckte mit den vollen weißen Schultern.

„Du liebe Zeit, Herr Doktor! Wie entsteht schon so ein Klatsch? Ich weiß es wirklich nicht. Aber im Grunde genommen haben die Leute nicht so unrecht. Die Kleine könnte wirklich Ihre Tochter sein."

Einen Schritt näher trat der Mann. Dick schwoll die Zornesader an seiner Schläfe an.

„So, meinen Sie das, Fräulein Kollegin? Wenn Sie sich nur nicht getäuscht haben. Fräulein Burkhardt ist mir in ihrer Jugend und Frische auf jeden Fall angenehmer und liebenswerter als die sogenannten reifen Frauen, die Sie mir im eigenen Interesse wohl am liebsten ans Herz legen möchten."

Irene Gärtner biß die Zähne zusammen. Daß sie bei Harald Olaffen doch immer die Besiegte blieb! Es war unerträglich. Und dieses kleine Mädchen schien ihm wirklich nicht gleichgültig. Lächerlich! Was konnte ein reifer, lebenserfahrener Mann nur an solchem kindlich naiven Geschöpf finden wie diesem Fräulein Burkhardt?! Es war einfach unbegreiflich!

Die Frau zog den pelzbesetzten Umhang fester um die Schultern, trat ins Vestibül hinaus, um sich nach dem erregenden Gespräch ein wenig abzukühlen. Fast wie um sich zu verstecken, setzte sie sich in einen der riesigen Sessel, die man von den Gesellschaftsräumen aus nicht sehen konnte.

Zornig ballte sie das kleine Taschentuch in ihrer Hand. Tränen einer geheimen inneren Wut, die nach außen hin noch nicht einmal zuzugeben werden durfte, standen in Irene Gärtners Augen. Bis zum äußersten konnte einen dieser Harald Olaffen bringen.

Da, ein leichter Schritt!

Irene Gärtner fuhr sich schnell mit dem Taschentüchlein über die Augen. Nur ja nicht zeigen, daß sie geweint hatte!

Rose hatte die einsame, in sich gekauerte Gestalt der Frau gar nicht bemerkt, fuhr ein wenig erschrocken herum, als sie sich angerufen fühlte.

„Nun, kleines Fräulein, dem hitzigen Tanzgewühl entflohen?"

„Hitzig, das ist es schon." Halb verstohlen fuhr sie sich mit dem kleinen Spitzentuch über die Stirn. Aber zum Abkühlen sei sie eigentlich doch nicht nach draußen gegangen. Ob die gnädige Frau nicht den jungen Herrn mit dem auffallend hellen Haar gesehen hätte?

„Wohl Ihr Freund?"

Unbefangen nickte die Kleine.

„Seit ich denken kann, sind Dieter und ich immer zusammen. Er ist mein bester Freund."

Ueber die andere kam etwas wie Beruhigung. Aber dennoch! Ihr Blick lauerte.

„Bester Freund? Nun, für heute Abend mindestens haben Sie doch einen besseren gefunden?"

Roses Unschuldsblick schaute die Frau ganz verwundert an.

„Einen besseren Freund als Dieter? Ausgeschlossen!"

„Und Doktor Olaffen?"

Irene Gärtners Stimme zitterte fast vor Erregung. Jetzt, jetzt mußte es sich ja zeigen, in welchem Verhältnis Harald Olaffen zu Rose Burkhardt stand. Sicher würde die Kleine nun glühend errötend der verfänglichen Frage ausweichen, verlegen sein, stottern.

Aber nichts dergleichen geschah. Rose blieb vollständig unbefangen.

„Doktor Olaffen? Der hat neulich meinen Vater besucht. Hat auch durchgesetzt" — jetzt weiteten sich des Mädchens Augen vor strahlendem Glück —, „daß ich heute abend hier sein darf."

Irene Gärtner atmete erleichtert auf. Allen Heiligen Dank! Von der Seite des Mädchens drohte ihr bis jetzt noch keine Gefahr. Rein wie ein Kind war Rose Burkhardt ja, anscheinend noch gar nicht zur Liebe geweckt.

„Nehmen Sie doch ein wenig Platz, Fräulein Burkhardt. Ihr Freund wird sich sicher gleich einstellen."

Die Kleine zögerte noch einen Augenblick. Aber die Fremde war so freundlich, daß sie gar nicht so abweisend sein mochte. Fast gehorsam hockte sie sich in den großen Sessel, in dem die zarte Gestalt fast verschwand.

„Und Doktor Olaffen hat Ihren Vater besucht?"

Irene Gärtner konnte trotz aller Feststellungen nicht zu endgültiger Ruhe kommen.

Rose wunderte sich im geheimen. Warum interessierte sich die fremde Dame nur so für Doktor Olaffen? Aber sie gab doch bereitwillig Auskunft, erzählte, daß sie vor einigen Jahren bei einer Skitour verunglückt sei und Doktor Olaffen sie behandelt hätte. Eingeladen hätte der Vater ihn damals. Aber erst in diesem Jahre hätte Doktor Olaffen die Einladung angenommen. Doch auch nur für ein paar Tage. Seit heute morgen wohne er wieder im Hotel.

In fast verbissenem Eifer forschte Irene Gärtner zwischen den Worten. Aber Roses schlichte Klarheit ließ keine Deutung zu.

„Sie sollten etwas vorsichtiger sein, kleines Fräulein!" Einen besorgt mütterlichen Klang suchte die Frau ihrer Stimme zu geben. „Man spricht bereits über Doktor Olaffen und Sie hier im Hotel."

Roses Augen wurden ganz erstaunt.

„Weshalb denn das?"

Irene Gärtner prüfte die Kleine von oben bis unten. Aber dies kinderjunge Geschöpf vor ihr in der duftigen Wolke des blütenweißen Kleides schien wirklich noch vollständig unberührt.

„Es ist nur . . ." — die Frau wog jedes Wort — „ein junges Mädchen zeigt sich nicht so öffentlich wie Sie mit einem offiziell verlobten Mann."

„Offiziell verlobt?"

Rose fühlte sich verpflichtet, irgend etwas zu sagen. Im Grunde genommen hatte sie noch nie darüber nachgedacht, ob Harald Olaffen schon irgendwie gebunden sei.

Irene Gärtner fühlte das mit dem feinen Instinkt der Frau, die die Nebenbuhlerin wittert. Von Roses Seite war also wirklich nichts zu fürchten. So beendete sie denn das Gesprächsthema auch möglichst schnell.

„Unglücklich verlobt allerdings. Deshalb wird Doktor Olaffen auch nie davon gesprochen haben."

Das fand Rose auch durchaus natürlich.

Also deshalb sah Harald Olaffen oft so finster und unglücklich aus. Ein tiefes Mitleid kam plötzlich in dem Mädchen auf. Wie traurig, an eine Frau gebunden zu sein, mit der man sich nicht verstand. Vielleicht war der Mann deshalb auch nur so kurz zu Besuch geblieben, weil der Vater ihm Abende lang von der eigenen, so überaus glücklichen Ehe erzählt hatte.

Armer Harald Olaffen!

Rose faltete fast unwillkürlich die Hände, wie um über den Mann ein besseres Geschick herabzuflehen. Gut mußte man ihm sein, dem armen Unglücklichen. Gleich heute abend noch wollte sie sich anerbieten, ihm die schönsten Fleckchen im Wald zu zeigen, die nur ihr und Dieter bekannt waren. Und die kleine Skizze, die sie neulich von ihrem Haus entworfen und die er so bewunderte, wollte sie bunt anlegen und ihm schenken. Genau so lieb mußte man ja zu Harald Olaffen sein wie zu dem Vater, der auch immer so traurig war.

„Allen Unglücklichen und Traurigen helfen!" Die alte Dorta, die ihre Kindheit und Jugend behütet, hatte es ihr immer wieder eingeprägt. Und Dieter Nadler hatte sie stets darin unterstützt.

Doktor Olaffen war so ein Unglücklicher! Die fremde Dame hatte es vorhin selbst gesagt.

In den Tiefen von Roses Augen schimmerten plötzlich Tränen, so selig vergessen, wie die warmen Regentropfen an den morgendlichen Blütenbäumen.

Irene Gärtner wußte nicht, welch Gefühl sie in der kleinen Rivalin geweckt. Als Siegerin fühlte sie sich. In ihrer ganzen stolzen Höhe richtete sie sich auf, nickte Rose noch einmal flüchtig zu, um sich dann wieder unter die Tanzenden zu mischen.

Allein war Rose. Fast zögernd stand sie auf.

Auf dem Tisch vor ihr stand eine Vase mit einem weißrosig blühenden Zweig. Das Gesichtchen verbarg sie darin. Die Tränen lösten sich plötzlich aus der Tiefe der Augen, tropften mitten hinein in die Blütenpracht, wo sie aufschimmerten wie köstliches Geschmeide.

Ganz hastig fuhr Rose sich mit dem Taschentuch über die Augen, als sie Schritte hörte.

Aber es war schon zu spät. Harald Olaffen hatte schon die Tränen gesehen.

„Sie weinen, kleine Rose?"

Bezaubernd einschneidend klang seine Stimme

jetzt, gar nicht mehr so streng und hart wie vorhin.

Der Mann kannte das Bezwingende seiner Stimme, wußte von ihrer Macht über Frauen. Und wirklich, auch Rose konnte sich dieser Macht nicht verschließen. Sie war eben wie alle Frauen. In allen Dingen. Noch heute abend wollte er diesem jungen Phantasten Dieter Nadler beweisen, daß Rose nicht besser war als andere Frauen. Daß sie aber gleich zu Anfang schon so willig auf seinen Einfluß reagierte, hätte allerdings er selbst nicht geglaubt. Es kränkte ihn fast. Aber er triumphierte dennoch. Recht würde er behalten, recht wie all die vergangenen Jahre.

Rose fühlte nicht die böse Wallung in des Mannes Herzen. Ein frohes Gesicht setzte sie auf. Der Vater war auch immer am glücklichsten, wenn sie sich heiter und sorglos zeigte. Vielleicht war es bei Harald Olaffen genau so.

Fast streichelnd fuhr ihre kleine Hand über seinen schwarzen Rockärmel. Gar nicht geweint habe sie. Nur so heiß sei es drinnen gewesen, und dann sei Dieter plötzlich verschwunden.

Als sie die Zornesfalte bei Nennung des Namens Dieter auf des Mannes Stirn anschwellen sah, bog sie sofort das Gesprächsthema um. Ob der Herr Daktor die kleine Birkenbank, ein paar Minuten vom Hotel entfernt, kenne? Den schönsten Blick habe man von da ins Tal hinab und in die Berge hinauf. Gern wolle sie ihm den lauschigen Sitz zeigen. Den meisten Fremden sei er verborgen.

Mit so viel Entgegenkommen hatte selbst der frauenverachtende Harald Olaffen nicht gerechnet. Die paar Stunden in der großen Welt hatten ja aus der kindlichen Rose ein ganz bewußtes Geschöpfchen gemacht. Aber recht so. Er wollte es ja gar nicht anders. Der Mann wütete verbittert in sich hinein.

„Im Mondlicht aber ist die Bank am schönsten, fast zauberhaft."

Rose stand jetzt an der geöffneten Eingangstür, suchte mit den dunklen Augen in der Ferne. Das Mondlicht umfloß ihre zarte Gestalt, ließ sie in dem duftigen Kleid fast überirdisch erscheinen.

Aber Harald Olaffen fühlte nicht diesen süßen Zauber einer unendlichen Reinheit. Mit zynischer Freude hörte er nur Roses Vorschlag, ganz schnell einmal zu der Bank hinzulaufen. Nicht länger als zehn Minuten brauche man wohl. Und wenn man zurückkehre, sei die Tanzpause wohl gerade zu Ende. Dann müsse sie auch wieder da sein. Habe noch nicht einmal mit Dieter getanzt.

Harald Olaffen hörte kaum hin auf all das liebe Geplauder, das ihm Rose so sorglos heiter vortrug. Er wußte nur das eine: So versteckt ausgeklügelt wie alle anderen Frauen wollte das Mädchen ihn zu einem Alleinsein bewegen. Pfui Teufel!

Zornig stürmte Harald Olaffen neben Rose in die kühle Gebirgsnacht hinaus. Er vergaß, daß diese Nächte, verglichen mit denen in den großen Städten, zu dieser Jahreszeit noch eisig waren, vergaß, daß die kleine Rose nur ein dünnes Abendkleid trug, dessen Stoff der kühlen Nachtluft ungehinderten Zutritt zu dem zarten, jungen Körper gab. Nur das eine schwebte dem Mann vor: das Mädchen so schnell wie möglich in den Strudel seiner Leidenschaft zu ziehen. Alles andere war ihm gleichgültig.

Rose merkte nichts von ihres Begleiters wild kreisenden Gedanken.

Freuen wird er sich über das paradiesisch schöne Fleckchen Erde!

Sie suchte mühsam, mit dem Mann Schritt zu halten. Fast keuchend ging ihr der Atem schon, so rücksichtslos gab Harald Olaffen das Tempo an.

„Nur einen ganz kleinen Augenblick!"

Das beschleunigte Ausschreiten in der eisigen Nachtluft hatte Rose plötzlich einen schmerzhaften Stich durch die Brust gegeben. Mit lebhaft gerötetem Gesichtchen, in dem das Blut in lebensvollem Spiel jagte, lehnte sie sich an eine der hohen Tannen, deren unterste verdorrte Zweige ihr böse über die Arme rissen. Fast taghell war die junge Gestalt beleuchtet. Das schimmernde Mondlicht betonte die ganze Süße der Erscheinung, die in der Zartheit der Formen erst das Weib ahnen ließ.

Harald Olaffen fühlte plötzlich eine wilde Leidenschaft durch alle Pulse fiebern. Bewußt hatte er diese verderbenbringende Wildheit heraufbeschwören wollen. Jetzt übermannte sie ihn wirklich, wuchs mit dem bösen Vernichtungswillen zu einem Ganzen und ertötete jedes andere Gefühl in des Mannes Brust.

„Rose, Süße du!"

Fast gierig streckten sich Harald Olaffens Hände aus nach der jungen Gestalt.

Wie erstarrt war das Mädchen. Eine herbe Abwehr stand auf dem Gesicht, mehr instinktiv als bewußt.

„So schön bist du ja!"

Harald Olaffen legte den Arm um die Kleine.

„Schön? Das hat mir noch keiner gesagt!"

„Dann hörst du es jetzt eben zum ersten Male." Des Mannes Hände wühlten unbeherrscht in der goldenen Lockenfülle, die sich auf die alabasterweißen Schultern anmutig hinabringelten. „Ich liebe dich ja, du Süße, begehre dich. Die schönste Frau bist du auf weiter Welt!"

Schmal, fast streng hob sich die Gestalt des Mädchens von der dunklen Tanne ab.

So seltsam war dies alles. Rose konnte es nicht begreifen. Und das mit der schönsten Frau? Krank mußte Harald Olaffen sein. Sie war doch noch nicht einmal eine richtige Frau mit ihren achtzehn Jahren. Und nun gar noch die schönste!

Ganz zart legte die Kleine ihre Hände auf des Mannes wilde, böse Finger.

„Sie sollen nicht so dumme Sachen sagen, Herr Doktor. Sie sind doch mit einer anderen Frau versprochen!"

„Mit einer anderen Frau versprochen?" Nun prallte Harald Olassen wirklich zurück. „Wer hat Ihnen denn das gesagt?"

In Roses großen Unschuldsaugen stand Verwunderung.

„Nun, die fremde schöne Dame im Hotel, die mich angesprochen hat."

Harald Olassen wußte plötzlich Bescheid. Aus dem Wege räumen wollte Irene Gärtner eine ihr unliebsame Rivalin. Aber es sollte ihr nicht gelingen. Was bedeutete überhaupt Rivalin? Alle Frauen waren gleich, keine besser als die andere. Auch Rose Burkhard nicht. Wenn er wollte, konnte er sie völlig vernichten. Und Harald Olassen wollte diesen Vernichtungsschlag führen, wollte in Rose das ganze Frauengeschlecht strafen.

„Ich bin nicht verlobt!" Seine Lippen wurden zynisch schmal. „Nebenbei gesagt, wäre es mir auch vollständig gleichgültig."

Auf dem Seitenweg, der der Hauptstraße parallel lief, erklangen hastige Schritte, eilten dem Hotel zu. Harald Olassen zog Rose deckend hinter eine der großen Tannen. Im matten Mondlicht hatte er Dieter Nadlers Gestalt erkannt. Der junge Phantast brauchte nicht zu wissen, daß der andere ihm in dieser Stunde sein Glück, seinen Glauben zerbrechen würde.

Droben um die kleine Birkenbank wob der Traum vom Frühling. Ein blühender Baum wehrte neugierigen Augen vom Tal her den Zutritt.

„Hier ist die Bank!"

Fast scheu flüsterte Rose die Worte vor sich hin. Neben dem tiefen Mitleid mit Harald Olassen wühlte eine unbestimmbare Angst in ihrem jungen Herzen. Gar so seltsam war der Mann. Und weshalb mußte er sie immer wieder anfassen? Sie mochte das nicht, hatte fast einen Ekel davor.

Harald Olassen sah nicht die märchenhafte Seligkeit der Frühlingsnacht, atmete nicht die unschuldige Süße all dieses geheimen Wunders und Sichverschenkens. Er wußte nur das eine: verdorben wie alle Frauen ist auch Rose.

Da legte er mit einer wilden Bewegung den Arm um die zarte Gestalt, preßte sie leidenschaftlich an sich. Unter seinem zerrenden Griff öffnete sich die Kleiderspange an des Mädchen Rückenausschnitt.

„Süße du! Kannst dich ja nicht gegen mich wehren. Bist ja völlig hilflos. Sagst ja kein Wort."

Rose konnte wirklich vor jähem Entsetzen nichts anderes sagen als immer nur das eine, flehend, verstört: „Nicht!"

Und dann plötzlich ein wehes Weinen, so hilflos, so kindlich unschuldig, daß Harald Olassens wilde Hände wie gefesselt herabsanken. Tränen lösten sich aus Roses dunklen Augen, perlten über das zarte, jetzt totenbleiche Gesichtchen und bauten um die Kleine eine hoch aufragende Mauer der Unberührbarkeit, weil sie aus dem tiefsten Wesen des Mädchens kamen: ihrer natürlichen, angeborenen Keuschheit.

Viele Frauen hatte Harald Olassen schon weinen hören. Aber abgesehen von den vielen Schmerzenstränen, die er aus seinem Beruf kannte, waren es meist Zwecktränen gewesen, Tränen, die um ein Geschenk bettelten, Tränen, die der Zorn hervorgepreßt hatte.

Aber Rose Burkhardt weinte anders, schluchzte wie ein verstörtes Kind, das sich einem plötzlichen, unverstandenen Grausen gegenübersieht, das unfaßlich für den Begriff seiner endlosen Reinheit und Unschuld vor ihm auftaucht. Der ganze Körper wurde durch die Tränen geschüttelt, die Schultern zuckten so schmerzlich, schlaff hingen die Arme mit den zitternden kleinen Händen herab.

Aus der Kleiderschärpe aber koste wie ein geweihtes Heiligtum ein Teil des Blütenstraußes, den der Mann zu Beginn des Festes Rose überreicht hatte. In Knospen schlummerte noch der größte Teil dieser Blüten. In reinen, unberührten Knospen. Jetzt schimmerten Tränen auf ihnen. Einen geheimnisvollen Zauber verliehen ihr die auffallenden Mondstrahlen.

Harald Olassen wandte sich ab. In seinem verhärteten Herzen, das alles in zersetzendem Zynismus hatte vernichten wollen, brach eine weiche Stelle auf, zu bluten begann sie, schmerzlich, weh, als versuche man, ihm das Herz aus der noch lebendig pulsenden Brust zuckend zu reißen.

Ging ein anderer Laut durch die Nacht als das schmerzliche Weinen der kleinen Rose, die sich noch keinen Schritt von der Stelle gerührt.

So grenzenlos unschuldig und rein war sie, wußte vielleicht noch nicht einmal mit Worten zu nennen, weshalb der Mann so wild gewesen. Sonst wäre sie wohl so schnell wie möglich fortgelaufen. Aber ihre Tränen schützten sie.

Harald Olassen war auf die Bank gesunken. In beide Hände vergrub er das Gesicht. Es kam ihm so vor, als habe er alle Keuschheit der ganzen Welt in der kleinen Rose schänden wollen, alle Frauenehre niedertreten. Denn es gab noch Frauenehre, gab noch Reinheit. Der Mann wußte es plötzlich.

Wieder dies hilflose, verstörte Weinen.

Da richtete sich Harald Olassen auf. Den Arm legte er um die arme, kleine, zitternde Gestalt.

„Nicht weinen, kleine Rose! Es ist ja doch gar

nichts Schlimmes geschehen." Und dann fast demütig: „Seien Sie mir, bitte, nicht mehr böse. Ich bin ein schlechter, unglücklicher Mensch. Da kann man sich schon einmal vergessen."

Kein Wort wagte die Kleine zu sagen. Sie nickte nur zu allem mit dem Kopfe. Die Tränen verschlugen ihr noch immer die Stimme.

Da nahm Harald Olassen sein fein parfümiertes Taschentuch hervor, fuhr über das verweinte Gesichtchen, die feuchten Augen.

„Nicht weinen."

Er hob Roses Antlitz leicht am Kinn empor, sah in die unschuldigen Kinderaugen. So dunkel schimmerten sie jetzt, und war doch ein geheimes Licht in ihnen, daß sie wie helle Sonnen leuchteten, die jedes Dunkel ertöten.

Fast behutsam legte Harald Olassen beide Hände um Roses Blondkopf, streichelte die reine Stirn. Ein schmerzhafter Stich ging durch sein Herz. Jahre hindurch hatte er nicht mehr an die Unschuld geglaubt, hatte sie zertreten, wo er noch ein Fünkchen von ihr gefunden. Jetzt hatte sie ihn besiegt.

Jäh ließ der Mann die Arme herabsinken.

Besiegt zur Liebe!

Unsichtbare Fäden fesselten ihn an die kleine Rose, unlöslich. Er liebte dieses reine Kind. Kind? Worte klangen plötzlich in Harald Olassens Ohr. „Man hält Ihre kleine Begleiterin für Ihre Tochter."

Hart lachte Harald Olassen auf. Tochter!

Sein Blick haftete an Rose. So kindlich war sie noch. Und er? Graues Haar schimmerte an seinen Schläfen. Die Leute hatten recht. Tochter! Ein Narr war er. Nie durfte er die Hände nach Rose ausstrecken. Er konnte sie ja nicht unglücklich machen. Was sollte ihr schon ein Mann, der fast zwanzig Jahre älter war als sie selbst?

„Wir wollen ins Hotel zurückgehen!"

Harald Olassen stöhnte.

So unglücklich erschien er Roses weichem Herzen jetzt wieder. Zart legte sie die kleine Hand auf seinen Arm.

„Nicht traurig sein!" bat sie.

Erschüttert sah der Mann auf die kleine Heilige, die er eben noch hatte vernichten wollen, und die ihn so kurze Zeit später schon wieder zu trösten versuchte. Rose, süße Rose! So unendlich lieb habe ich dich ja. Aber ich darf die Hand nicht nach dir ausstrecken!

Fast väterlich legte Harald Olassen den Arm um Roses Schulter. Die Kleine zitterte vor Kälte.

Kaum gemerkt hatte er, daß der Mond hinter dunklen Wolken verschwunden war. Nun trieben die Wolkengebirge zusammen. Aus den Bergen klang das Echo des ersten Donners. Eines jener seltenen Frühlingsgewitter zog herauf. Eisige Kälte atmete die Luft.

Schutz suchend schmiegte Rose sich an des Mannes Arm. So jämmerlich fror sie. Die Zähne schlugen ihr plötzlich bebend aufeinander. Harald Olassen fühlte an den schmalen Handgelenken einen jagenden Puls. Rose begann zu fiebern.

Er trug die Schuld daran!

Eine bittere Verzweiflung legte sich um des Mannes Herz. Sollte er das Liebste, das er jetzt und wohl für alle Zeiten auf der Welt hatte, wirklich zerstört haben?

Ohne auf Roses Widerstand zu achten, trug er sie zum Hotel hinab.

Kaum hatte er die Tür des Vestibüls hinter sich geschlossen, als draußen das Gewitter mit der unheimlichen Kraft der Gebirgswetter niederging.

* * *

Die Knospen an Roses Blütenstrauß waren über Nacht alle aufgegangen.

Kaum besinnen konnte sich das Mädchen, daß es ihn trotz der heftigen Fieberschauer noch am vergangenen Abend ins Wasser gestellt hatte. Zum Umsinken erschöpft war sie ja gewesen, wußte kaum noch, wie sie zu Bett gekommen war. Nur das eine war noch im Gedächtnis zurückgeblieben: Harald Olassen hatte sie auf seinen starken Armen ins Hotel getragen. Und dann war ein Gewitter heraufgezogen.

Rose richtete sich ein wenig in den Kissen auf. So wild pochte das Blut noch in den Schläfen. Fast schmerzhaft.

Warum hatte man sie nur nicht nach Hause gebracht? Fremd erschien ihr das luxuriös eingerichtete Hotelzimmer. Und kalt — wenn nicht der Blütenstrauß gewesen wäre.

Zitternd streckte sie den Arm nach ihm aus. Aber zu schwach war sie noch. Ein paar Zweige erreichte sie wohl, barg ihr Gesichtchen darin. Die Vase aber fiel klirrend zu Boden.

Zu Tode erschrocken starrte Rose auf die Scherben am Boden.

Da wurde schon leise die Tür geöffnet.

„Rose!"

Dieter Nadler legte stützend den Arm um die halb aufgerichtete Gestalt. Besorgt sah er in das entsetzte Gesicht.

„Ist ja nicht schlimm, Rose! Scherben bedeuten ja Glück!"

Sorgfältig bettete er die Gefährtin in die Kissen zurück.

Ja, ein bißchen krank sei sie. Dieter las die ängstliche Frage in den großen dunklen Augen. Aber gar nicht schlimm. Nur eine starke Erkältung mit ein wenig Fieber habe Daktor Olassen festgestellt. In seiner Behandlung stehe sie. Eigentlich hatte er gestern abend in einem plötzlichen Entschluß abreisen wollen. Fertig gepackt standen schon seine Koffer da. Aber als das Thermometer bei Rose bis zu Fieberhöhe emporgestiegen war, hatte er den Entschluß wieder geändert.

„Du bist also in den allerbesten Händen, Kleines!"

In den besten Händen!

Wie kosend streichelte Rose über die Blüten, die sich in vollster Pracht verschenkten. Harald Olafsen hatte sie ihr gestern gegeben. So unglücklich war er gewesen.

Langsam vertiefte sich das Mitleid in Rose immer mehr, wurde zum Mitleid, dessen geheimste Wurzel schon die Liebe. All die Angst, die sie gestern vor dem wilden Ungestüm des Mannes ausgestanden hatte, war vergessen. Auf seinen Armen hatte er sie ins Hotel zurückgetragen.

Das Mädchen schloß die Augen. War ihr fast, als hielte sie Harald Olafsen wieder in seinen starken Armen. So seltsam süß war das Gefühl, fast atemberaubend.

Immer zärtlicher streichelten Roses kleine Hände die Blüten. Gut mußte man zu Harald Olafsen sein, grenzenlos gut.

Dieter Nadler legte seine Finger um des Mädchens Hände.

„Rose!" So gepreßt klang seine Stimme. „Rose, ich hab' dich sehr lieb!"

Ueber Roses Gesichtchen huschte ein selig verklärter Schimmer.

Lieb!

Dieter Nadlers Stimme warb mit dem Ungestüm rastloser Jugend.

„Meine Frau mußt du werden. Jahre schon habe ich es gefühlt, gedacht. Jetzt steht es unverbrüchlich fest."

Da schlug Rose die Augen auf, große, fast verklärte Augen, in denen ein süßes, ihr selbst noch nicht völlig bewußt gewordenes Geheimnis stand.

„Nicht weitersprechen, Dieter!" Ihre Stimme war wie traumgefangene Melodie. „Ich mag es nicht hören!"

Dieter Nadler aber hörte nicht das Endgültige in diesen Worten. Er glaubte, in ihnen nur die große Jugend der kleinen Gefährtin scheu flehend zu spüren.

„Ich kann warten!"

Der Mann erhob sich, strich über Roses goldene Locken.

„Schlafe dich gesund, Kleines!"

Fast vorsichtig ging er aus dem Zimmer hinaus.

In seinem Herzen aber klang nur immer wieder beseligt das eine, das süße Liebesempfinden:

„Bist mein Leben, bist mein Tod,
Bist mein Jauchzen, meine Not.
Rose, bist für ewig mein,
Rose, Rose, du allein!"

Drinnen auf ihrem Lager aber faltete Rose die Hände über den Zweigen mit den erschlossenen Blüten.

„Gut will ich zu dir sein, Harald Olafsen."

Grün waren alle Hänge. Als voll erschlossenes Blütenmeer atmete die ganze Welt. Den Regen der vergangenen Woche hatten ein paar strahlende Sonnentage wieder aufgetrocknet. Wie auf fließendem Samt schritt man über die nadelbestreuten Waldwege.

Rose hatte so lange gebeten und gefleht, bis Harald Olafsen endlich nachgegeben hatte und sie nach Hause gebracht.

Einen anderen Arzt hatte er ihr anfangs besorgen wollen. Aber Dieter Nadler hatte ihn himmelhoch gebeten, doch ja selber Roses Behandlung zu übernehmen.

Ein reiner Phantast, dieser junge Mensch! Aber recht hatte er doch behalten. Rose leuchtete wie ein Gnadenbild über ihre Mitschwestern. Aber da Harald Olafsen ihre Erlösungskraft gespürt, mußte er von ihr fortgehen. Nie würde sie ihm gehören dürfen.

„So schweigsam?"

Rose lachte den ernsten Begleiter neckend an. So allerliebst schelmisch konnte sie sein. Den Mann brachte es fast um den so sorglich gehüteten Verstand.

„Von was soll ich denn sprechen?"

Er preßte die Lippen abweisend aufeinander.

Da breitete Rose in seligem Jubel beide Arme aus.

„So schön ist doch die Welt. Hunderttausend Lieder könnte man singen!"

Nieder beugte sich das Mädchen, pflückte ein paar von den duftenden Waldblumen, die den Weg säumten. In des Begleiters Hände legte sie die Blüten und mit ihnen ihre reine, liebende Seele.

„Freuen Sie sich denn nicht ein klein wenig, daß die Welt so schön ist, Herr Doktor?"

In jubelnder Seligkeit hob Rose die Augen zu dem Mann auf. Eine sich hingebende, opferwillige Liebe las Harald Olafsen in diesen Augen, aber eine Liebe, die sich noch nicht selber bewußt ist. An

ihm war es jetzt, Rose vor Leid und Schmerzen zu bewahren. Stark mußte er sein.

„Fräulein Rose!“ Seine Stimme brach.

Einen zweiten kleinen Blütenstrauß legte das Mädchen in seine Hand. Dabei berührten sich ihre Finger. War so, als sei ein seit Ewigkeiten vorbestimmter Kreis wieder geschlossen.

Schützend lagen des Mannes Finger um Roses kleine schenkende Hände. Nicht aufzuschauen wagte das Mädchen jetzt mehr. Glühende Röte jagte über das zarte Gesicht.

So weh schmerzte das Herz plötzlich. Und doch war der Schmerz so süß.

Zögernd versuchte Rose ihre Hände aus denen des Mannes zu lösen. Aber er gab sie noch nicht frei, hielt sie noch einen Augenblick fest.

Wie ein Verbrechen erschien es dem Mann, jetzt nicht ein gleichgültiges Wort sprechen zu können, das der kleinen Rose ihren Seelenfrieden wiedergegeben hätte. Aber er war nicht zu schwach: er band Roses unschuldige Jugend in diesem Augenblick nicht an seine gereiften Mannesjahre. Wie Sünde wäre es ihm erschienen.

Langsam glitten Roses Hände aus denen des Mannes. Sie wagte nicht mehr aufzuschauen. Wortlos verschloß sie ihr schmerzendes Liebesglück in dem jungen Herzen, das bereit war zu jeglichem Opfer.

Harald, Harald Olassen, mein ganzes Ich würde ich für dich hingeben, würde es opfern für dein Glück!

In der durchsichtigen Luft jubilierte ein Vöglein. Seidig blau spannte sich der hohe Himmel über die Welt. Blüten streute der neckische Frühlingswind über das Land. Die Tannenspitzen verjüngten sich in seligem Grün. Um die beiden wortlos dahinschreitenden Menschen aber wob der Frühling sein unsterbliches Wunder: die Offenbarung eines ewig sich verjüngenden Werdens.

* * *

Dritter Teil.

Sommer

„Sie sind eine kleine Tyrannin, Fräulein Rose!“

Fast widerwillig schob Harald Olassen das sorgfältig gerichtete Frühstück beiseite.

Seit Wochen nun galt dieser erbitterte heimliche Kampf zwischen dem Mann und seiner jungen Pflegerin, die es nicht erlaubte, daß irgendein anderer Harald Olassen bediente. Als ob es ihr Vorrecht sei!

Der Arzt grollte. Und in Wahrheit trug Rose doch nur die Schuld, daß er damals so unglücklich fiel, daß er Fuß- und Handgelenk gebrochen.

An den Zug hatten Rose und Dieter Nadler ihn damals gebracht. Abreisen wollte er um jeden Preis. Schon um Roses willen, deren Liebe ihm in wortlosem Eingestehen offenbar. Sie sollte nicht um diese Liebe leiden, sollte ihn, den alten Mann, bald vergessen, um jubelnd ihr Jugendglück bei Dieter Nadler zu finden. Aber das Schicksal dachte nicht so barmherzig wie Harald Olassen. Einen letzten Blick wollte er der kleinen Rose noch beim Einsteigen zuwerfen. Hatte nicht darauf geachtet, daß sich der Zug schon in Bewegung gesetzt. Nur Roses blasses, trauriges Gesichtchen stand vor seinen Augen. Da war er abgestürzt, hatte Hand und Fuß gebrochen.

Ingrimmig fluchte der Mann vor sich hin.

Mit nach Hause hatte Rose und Dieter Nadler ihn wieder zurückgenommen. Nun lag er hier, Tage, Wochen, hilflos, auf Pflege angewiesen, er, der große starke Harald Olassen, der sich gar nicht darauf besinnen konnte, je einmal krank gewesen zu sein.

Und Rose pflegte ihn. Aufopfernd, unermüdlich, war ihr nichts zu viel, keine Laune des Patienten zu schwer tragbar. War so, als diene sie um den Mann demütig wie um das eigene Glück.

Harald Olassen gab dem Geschirrbrett einen Stoß, daß alles wild durcheinander fiel. Verbissen lauerte er auf die Wirkung. Aber Rose sagte kein Wort, ordnete mit ruhiger Hand alles wieder zu anmutiger Gefälligkeit.

„Nicht so böse sein, Herr Doktor! Ist ja schon alles bald wieder gut.“

„Gut, gut!“ Harald Olassen höhnte. „Wie ein altes Weib muß ich hier liegen.“

Rose zog sich einen kleinen Hocker an den Liegestuhl.

„Ihre Patienten haben doch sicher auch ruhig liegen müssen.“

Für einen Augenblick war der Mann ganz still. Seine Patienten! So eindringlich, unbewußt konnte Rose immer mahnen. Verflucht; Sie hatte eine unheimliche Art, einem in aller Liebe seine Fehler vorzuhalten, ohne daß sie es wohl überhaupt wollte. Denn Rose hielt ihn bestimmt für fehlerfrei. Davon war Harald Olassen fest überzeugt. So ein reines Wesen wie die Kleine wußte eben nichts von Schuld und Verfehlungen.

Und seine rasende Ungeduld war sicher einer seiner schlimmsten Fehler. Schon seit den Kinderjahren her war er ein rastloser Vorwärtsstürmer, dem nichts schnell genug erreicht werden konnte. Und hatte seinen Patienten doch immer wieder Geduld anbefohlen! Wie eine Selbstverständlichkeit. Nur daß man es ihm nicht sagen durfte!

Lächerlich einfach diese ganze Situation!

Er, der starke Riese, lag mit einer so läppischen Angelegenheit an den Liegestuhl gefesselt da. Und die kleine Rose, dieser zarte Zwergenwicht, konnte sich nicht genug tun in seiner Pflege.

Es war ihm oft, als könne sie abends nicht die

Stunde des Schlafengehens erwarten. So müde war sie. Aber er wollte ihr nicht die Pflege erleichtern. Durfte es einfach nicht. Sehen sollte die Kleine, welch unliebenswürdiger, liebesun- Abschiednehmen zu vergießen. Unausstehlich fin- nicht lohnte, auch nur ein einziges Tränlein beim würdiger Patron er war, um den es sich bestimmt den sollte Rose ihn ...

Aber soviel er die arme Kleine auch bedrängte, ihr das Leben zur Plage machte, er konnte die Liebe zu ihm in ihrem reinen Herzen nicht ertöten.

Wenn nur der Bruch endlich am Fuß geheilt wäre, daß er hätte abfahren können! So wuchs Rose von Tag zu Tag mehr in ihre Liebe hinein, ohne daß er es hindern konnte.

Und er selbst?

Harald Olaffen schloß für einen Augenblick die Augen.

Wach lag er in den Nächten, lauschte auf jedes Geräusch im Nebenzimmer, in dem Rose den reinen Schlaf der Jugend schlief. Qualvoll warf er sich von einer Seite auf die andere. Konnte keine Ruhe mehr finden. Und sollte doch für zwei Menschen, die sich einander wie von Ewigkeit her bestimmt liebten, den Verstand klar behalten, der um jeden Preis Verzicht forderte.

Unwert fühlte Harald Olaffen sich, Roses zarte Jugend an seine reifen Mannesjahre zu fesseln. Nie darüber sprechen würde er mit ihr. Er mußte es. Ein eisernes Gesetz in ihm verlangte es in grausamer Unerbittlichkeit.

Fast zitternd tastete Harald Olaffens gesunde Hand nach der Tasse. Schon hatte Rose sie ihm gereicht.

„Sie sollten Krankenschwester werden, Fräulein Rose!"

Der Mann nahm die Tasse fast ungeduldig.

„Krankenschwester?" Roses Augen wurden ganz weit. „Warum soll ich denn einen Beruf wählen? Ich habe doch zu Hause genug zu tun." All die tausenderlei kleinen Pflichten zählte sie auf, liebe alltägliche Dinge, die der alten Dorta halfen oder dem Vater alljeden Werktag zu einem Sonntag gestalteten.

So rührend, fast flehend war die junge Stimme, so, als fordere eine Schicksalsmacht von dem Mädchen, auf der Stelle das väterliche Haus zu verlassen, um einen Beruf zu ergreifen.

Harald Olaffen wandte sich ab. Wie ein mittelalterlicher Henkersknecht kam er sich vor, daß er die Kleine immer wieder von neuem folterte.

„Sie sind ein Kindskopf, Fräulein Rose!"

Seine dunklen Augen lagen so hart auf ihrem Gesicht, daß Rose erglühend den Kopf senkte. Und dann:

„Ihr Vater kann sterben, dann stehen Sie allein in der Welt da."

„Nicht doch!" Nun stiegen wirklich die ersten Tränen in der Kleinen Augen auf. „Vater ist ja noch so gesund!"

Aber Harald Olaffen beharrte auf seinen Worten.

„Sie sollten sich wirklich zur Krankenpflegerin ausbilden lassen." Und endlich böse, wie ein Vernichtungsschlag: „Zu etwas anderem taugen Sie doch nicht!"

Geduckt, wie ein scheues Vögelchen, hockte Rose auf ihrem Schemel, wagte kein Wort der Widerrede, trotzdem der Mann ihr ansah, daß sie ihm durchaus nicht zustimmte.

Langsam, fast grausam prüfend wie ein wirklicher mittelalterlicher Folterknecht, bearbeitete er sein Opfer weiter. Harald Olaffen richtete sich auf, so weit es ihm sein noch nicht ganz geheiltes Bein zuließ. Ganz hart, fast metallisch klang seine Stimme:

„Hat Herr Nadler eigentlich noch nie mit Ihnen darüber gesprochen? Sie gäben doch wirklich ein vortreffliches Paar ab."

Wie vernichtet sank Rose in sich zusammen. Schon einmal hatte der Mann auf sie und Dieter angespielt. Jetzt ließen seine Worte keine andere Deutung mehr zu. Und sie hatte einmal davon geträumt, er liebte sie, glaubte es am Druck seiner Hand verheißend gespürt zu haben. Fest, schmerzhaft preßte Rose die Lippen aufeinander.

So blaß war das sonst so blühende Gesichtchen, daß Harald Olaffen am liebsten den Arm um Rose gelegt, ihr zugeflüstert hätte:

„Nicht mehr traurig sein, kleine Rose! Es wird ja alles noch gut."

Aber es durfte nicht sein. Er mußte sich zusammennehmen.

Das Thema Dieter Nadler wurde weiter ausgesponnen, trotzdem der Mann sah, wie es an des Mädchens Herz schmerzlich zerrte.

„Vater hat gerufen."

Rose keuchte. Irgendeinen Ausweg mußte sie ersinnen, um jetzt hier fortzukommen. Wie ein verwundetes kleines Wild schlich sie sich mit dem Geschirrbrett fort.

Der Goldregen streute seine Blüten über sie, daß sie dastand wie ein selig verwunschenes Märchenkind.

„Rose!"

Dieter Nadler erschreckte Rose durch seinen Anruf so, daß sie das Brett beinah hätte fallen lassen. „Dieter, du?" Rose stellte das Geschirr schnell in die Küche. Dann zog der Mann sie mit sich fort.

Flieder blühte jetzt an den Bäumen, die um das Haus standen, verschwendete sich in wundersamem Duft, in seliger Farbensattheit. Der erste Geruch des Sommers ging über die unfernen Wiesen mit ihrer Blumenfülle.

Bewegungslos stand Rose vor Dieter Nadler, hörte nicht auf seine leidenschaftlichen Worte, die

sie vor einer Liebe zu Harald Olafsen warnten, weil er sie nie zu seinem Weib machen würde; sah nur in die weite Ferne, hinein in den Dunst, in dem die Feuchtigkeit der Nacht in den warmen Vorsommertag hineinverdampfte.

„Es wird Sommer, Dieter!“

Wie aus einer anderen Welt klang des Mädchens Stimme, klang so verinnerlicht, daß Dieter Nadler erschrak.

„Rose!“ Fast beschwörend legte er den Arm um ihre Schultern. „Rose, es darf noch nicht Sommer werden.“

Es war dem Mann so, als stände dieser Sommer, den Rose mit so verinnerlichten Worten plastisch gestaltete, wie ein Feind wider ihn auf, der alles Glück zerschlagen mußte.

Aber Rose wußte von dieser verzehrenden Angst nichts, ahnte sie nicht einmal. Wie eine Traumwandlerin schritt sie neben dem Mann her. In irgendwelchen Fernen suchten die blauen Augen, in denen das letzte Geheimnis offenbar wurde.

Und dann endlich:

„Du sollst nicht so von Doktor Olafsen sprechen, lieber Dieter!“

Der Mann begehrte auf. Nichts Unwahres habe er gesagt. Bis plötzlich in der Angst vor dem Unerklärlichen des Sommers, das Rose wie verzaubert hielt, das eine kam: „Ein Frauenverführer ist Doktor Olafsen, der an keine Reinheit glaubte.“

Im gleichen Augenblick bereute Dieter Nadler das Urteil, das er doch im Grunde genommen selbst nicht glaubte.

Totenblaß stand Rose vor ihm, das Gesicht fast verzerrt in einer inneren Erregung, die verzweifelt um Worte kämpfte und keine fand.

Ein Schlag brannte plötzlich auf Dieter Nadlers dunkelgebräunter Wange. Glühend rot flammte die Stelle auf. Alle fünf Finger Roses zeichneten sich ab.

„Rose!“

Der Mann trat einen Schritt zurück.

Viele Jahre kannte er das Mädchen schon. Kleine Zänkereien, wie sie unter Kindern üblich, hatten sie wohl für Stunden verstimmt. Aber nie hatte etwas Ernstliches zwischen ihnen gestanden, nie war es zu einer tätlichen Auseinandersetzung gekommen. Nun hatte Rose den Anfang damit gemacht.

Wie entseelt starrte sie auf die Hand, die den Freund geschlagen hatte. Aber sie suchte die Tat nicht wieder gutzumachen. Schien so, als habe sie einen endgültigen Scheidestrich ziehen wollen. Mit zitternden Fingern pflückte sie jetzt ein paar Glockenblumen, die am Weg vereinzelt standen und den Garten langsam in die Bergwiese hinaufführten.

„Rose!“ Dieter Nadler beugte sich zu der kleinen Gefährtin hinab. „Rose! Ich habe dich doch so lieb!“

Aber das Mädchen entgegnete kein Wort. Schroff wandte es sich ab.

Da blieb dem Mann nichts anderes übrig als zu gehen.

Rose, kleine liebe Rose! Wie kann dein Herz sich nur so unselig verfangen! Dieter Nadler stand droben auf dem Balkon seines Zimmers, schaute in das Land hinaus.

Ein warmer Grasatem schlug ihm entgegen. Betäubend dufteten Flieder and Jasmin — werdender Sommer!

Drüben in den Bergen hatte sich das Ungestüm der Wässerlein verlaufen. Schmal von Stein zu Steinchen sprangen sie jetzt zu Tal, fein eingedämmt, in vorgeschriebenem Bett zogen sie sich durch die Wiesen, spendeten ihnen Kraft. Kein Verschwenden kannten sie mehr nach rechts und links. Es gab nur ein Ziel: die Vorbereitung auf das große sommerliche Fruchttragen und Ausreifen, die ewige Aufgabe aller Natur.

Dieter Nadler erschauerte.

Rose, kleine liebe Rose! Falsch irrt ja dein Lebensquell. Grausam wird die zu späte Erkenntnis sein.

Der Mann krampfte die Hände ineinander.

Oft hatte er mit Harald Olafsen zusammengesessen. Bittere Lebenserfahrung sprach aus des anderen Worten. Nein, die sonnige, kindliche Rose konnte nicht mit ihm glücklich werden.

Dieter Nadler stöhnte schmerzlich. Nicht einmal gut war dieser Doktor Olafsen zu Rose, die ihm jeden Wunsch von den Augen ablas.

Ein Egoist ist er! Der Mann sah den sonst so Verehrten jäh in einem anderen Licht. Haß kam auf — Haß, weil Harald Olafsen so rücksichtslos mit Roses Herz spielte.

Er darf nicht mehr länger hierbleiben!, schoß es Dieter Nadler durch den Kopf. Oder Rose muß aus dem Hause. Es darf ja nicht sein, daß sie an diesem kalten Egoisten zerbricht!

Wie schützend faltete der Mann die Hände, als hüteten sie köstlichsten Schatz. Rose, ich möchte dich ja beschützen vor allem Leid!

Warm ging der Frühsommerwind unten durch die Tannen, rauschte geheimnisvoll sein Lied in ihren Wipfeln. Werden, Werden, um die Frucht des Sommers einmal einbringen zu können im goldenen Herbst!

Rose fühlte des Frühsommers strenge, unerbittliche Forderung instinktiv. Unter tausend Opfern mußte einst aus der Blüte die Frucht werden.

Drüben durch die Tannen schimmerte der Liegestuhl Harald Olafsens. Ein Buch hatte er jetzt vorgenommen. Rose konnte es deutlich erkennen. Er entbehrte sie nicht mehr. Aber das frühsom-

merliche Blühen und Duften um sie trug des Mannes ganzes Wesen zu ihr hinüber. So fest bannten ihn die geheimen Fäden, die im Frühling durch einen einzigen Händedruck geknüpft.

Rose stöhnte leise.

Harald, Harald Olaffen!

Zum Zerspringen weh tat das junge Herz.

Da legte das Mädchen den Kopf auf beide Arme und weinte in bitterer Qual, die keinen Ausweg sieht und doch die Hoffnung nicht begraben kann.

* * *

Wie ein ganz seltenes großes Ereignis hatte Rose den Brief mit dem vornehm gehaltenen Format und der zierlichen Schrift in des Vaters Zimmer getragen. Es kam selten vor, daß der Vater Briefe bekam. Jahre vergingen oft darüber. So blieb Rose auch erwartungsvoll stehen, bis der Vater den Brief öffnete.

Ewald Burkhardts schwermütiges, durchgeistigtes Gesicht war in den letzten Tagen noch abwesender, in sich gekehrter geworden. Nicht verstehen konnte Rose, welch geheimes Leid von neuem an den Vater zehrte. Nie aber wäre sie auf den Gedanken gekommen, daß sie selbst die Ursache sein könnte.

Dieter Nadler hatte mit Ewald Burkhardt gesprochen. Unglücklich mache Harald Olaffen Rose, erwecke, wenn auch vielleicht unbewußt, Gefühle in ihr, die nie zu einem guten Ende kommen würden.

Schweigend, wie immer, hatte Ewald Burkhardt den bläulichen Rauchwolken seiner Pfeife nachgeschaut. Nur der tiefrote Fleck an den Schläfen verriet seine furchtbare innere Bewegung, die das Glück des Liebsten auf der Welt in ein Nichts zerfließen sieht.

Das Gastrecht war dem alten Burkhardt heilig, besonders, da sein Gast als Patient daniederlag. Es blieb also nichts anderes übrig, als Rose wegzuschicken — Rose, die den Sonnenschein seines Lebens ausmachte, die sich aber jetzt selbst ihr sonniges Wesen vertrauern wollte, weil sie ihr Herz an einen gehängt hatte, der ihre Liebe nicht erwiderte.

Scharfe Augen hatte Ewald Burkhardt plötzlich für seine Umgebung bekommen. Er sah Roses dienendes Lieben, sah aber auch, wie Harald Olaffen ihr auswich, nichts tat, um ihre Liebe irgenwie zu bestärken. Es lag also nur an Rose. Ihr mußte das Opfer gebracht werden.

Ewald Burkhardt legte den Brief mit der zierlichen Altdamenhandschrift beiseite, blickte zu seinem Kinde auf, das so unschuldig-erwartungsvoll vor ihm stand.

Zarte Worte hätte er jetzt finden müssen, fein ausgeklügelt, die viel verschwiegen und doch alles zwischen den Zeilen verrieten. Aber der alte

Maler war kein Diplomat. Fast barsch, wie einen Befehl, stieß er seine Worte hervor. Vernünftig müsse Rose jetzt sein, sich die Sache mit Harald Olafsen aus dem Kopfe schlagen. Viel zu alt sei er ja und liebe sie auch nicht einmal.

Totenblaß wurde Roses Gesichtchen. Irgend etwas entgegnen wollte sie, dem Vater Einhalt tun. Aber er sprach ruhig weiter.

„Damit du nun alles schnell vergißt und die törichten Gedanken überwindest, ist eine andere Umgebung für dich am besten!"

Ewald Burkhardt griff wieder zu dem Brief. Eine liebe alte Dame hatte ihm geschrieben. In einer schönen Stadt, nicht weit von hier, hatte sie ein Töchterpensionat, in dem Rose noch allerlei lernen konnte, damit sie später einmal eine gute Hausfrau werden würde.

Still war es plötzlich im Zimmer, totenstill. Ewald Burkhardt hatte seinem Kinde nichts mehr zu sagen. Er vermied es, Rose anzusehen, konnte den verzweifelten Ausdruck ihres Gesichtchens nicht ertragen, als er ihr mitteilte, daß sie in drei Tagen reisen müßte. Er selbst wollte sich das Pensionat noch vorher ansehen, schon gleich heute mit dem Nachmittagszug fahren.

Wie versteinert stand Rose da. Bis plötzlich die furchtbare Verzweiflung in ihrem armen gequälten Herzen einen Schrei fand, der Ewald Burkhardt fast wankend in seinen Entschlüssen gemacht hätte.

„Vater!" Schluchzend warf Rose sich zu des Mannes Füßen. „Hast du mich denn nicht ein klein wenig lieb?"

Zitternd streichelte der Maler über das Goldgelock.

Nicht mehr lieb? Konnte sein Kind denn nicht verstehen, daß hier die höchste, entsagungsvolle Liebe nur das Beste wollte?

Aber Ewald Burkhardt, der alte Sonderling, der die Erziehung seines Kindes einzig in die Hände der alten treuen Dorta gelegt — ja, die kleine Rose in den ersten Jahren ihres Lebens beinah gehaßt, weil sie ihrer Mutter das Leben gekostet, konnte keine Worte finden, um Rose sein unermeßliches Liebesopfer klarzumachen, das er ihr, die ihm noch der einzige Lebensinhalt war, bringen wollte. So schüttelte er das Mädchen fast unwirsch von sich ab, murmelte etwas von Vernünftigsein, und keine Geschichten machen, um dann endlich darum zu bitten, ihm doch den Koffer bereitzustellen.

Rose war entlassen. Wie betäubt ging sie hinaus.

Ein leicht schleppender Schritt erklang vom Garten her. Harald Olafsen! Zum ersten Male war er aufgestanden heute, hatte einen kleinen Spaziergang durch den Garten bewältigt. So froh war sie noch am Morgen gewesen, wenn sich auch ein leises Gefühl der Angst in die Freude eingeschlichen hatte. Würde Harald Olafsen auch noch nach seiner Genesung die Gastfreundschaft des Vaters annehmen?

Roses zitternde Hände schlossen die Tür zum Garten hinter sich.

Zu Ende war ja jetzt alle süße Glückseligkeit, die wohl das arme Herz hin und her gerissen, aber doch der Inhalt aller Tage gewesen war.

Harald Olafsen sah Roses helles Kleid zwischen den dunklen Tannen verschwinden. Seltsam, die Kleine war doch sonst nicht so scheu und verstohlen an ihm vorbeigegangen. Hatte doch sonst stets ein liebes, frohes Wort für ihn.

Auch beim Mittagessen blieb sie stumm, ging sogar nach der Suppe wie gehetzt hinaus und kam nicht wieder.

„Fehlt Fräulein Rose etwas?" Harald Olafsen zog nach Tisch Dieter Nadler beiseite. Der schüttelte stumm den Kopf, zuckte mit den Achseln. Aber dem Drängen des anderen konnte er auf die Dauer doch keinen Widerstand entgegensetzen.

„Rose fährt übermorgen in ein Mädchenpensionat!" Bedeutsam setzte Dieter Nadler die Worte. „Es ist besser für sie."

Harald Olafsen hatte verstanden. Seinetwegen wollte man Rose aus dem Vaterhause geben, wollte ihr die wunderschöne Waldheimat rauben, in der sie mit ihrem ganzen Wesen und Sein verwurzelt war.

„Herr Nadler!" Harald Olafsen legte seine große schlanke Hand auf des anderen Schulter. „Sie brauchen nicht um Rose zu bangen. Meinetwegen nicht. Ich könnte beinah Roses Vater sein. Ich werde nie die Hand nach ihr ausstrecken. Bitte, sagen Sie das auch Herrn Burkhardt. Er soll die Angelegenheit mit der Pension rückgängig machen. Ich reise morgen früh ab. War mir sowieso nicht angenehm, wochenlang hier Gastfreundschaft anzunehmen, weil ich auch nicht blind gewesen für Roses Gefühl."

„In die Pension wird Rose wohl schon müssen. Es ist wegen der anderen Umgebung." Ganz innig war seine sonst so frohe junge Stimme. „Rose vergißt dort unten wohl leichter."

Und dann auf einmal schmerzlich, weh zerrissen:

„Weshalb mußten Sie in Roses Leben treten, Herr Doktor?"

Harald Olafsen sah dem anderen tief in die blauen Augen.

"Es gibt wohl so etwas wie eine Erlösungsbestimmung im Weltenall, Herr Nadler!"

Der Mann atmete schwer.

„Auch ich habe dieser ewigen Vorhersehung nicht entgehen können. Vor Wochen unterhielten wir uns einmal über Frauen, lieber junger Freund! Da riefen Sie mir, gläubig an die weibliche Reinheit und Keuschheit, beim Abschied

zu: ‚Sie werden noch einmal an mich denken'."

Harald Olaffen wandte den Schritt zum Gehen.

„Ich habe an Sie gedacht, Dieter Nadler!"

Das leise Nachschleppen eines Fußes, ein wenig Knirschen des hellen Kieses. Dieter Nadler war allein.

Erschüttert sank er auf eine Bank. Das war es also, das Rose an Harald Olaffen band! Ihre Reinheit hatte ihn erlöst. Und er wußte es. Dieter Nadler krampfte die Hände ineinander. Rose, kleine liebe Rose! Zum Höchsten, was ein Weib je geben kann, warst du berufen. Keiner hat es gewußt, ich nicht, dein Vater nicht. Nur der, dem dein Mitleid zum Mitleiden und dadurch zur Liebe wurde.

Dieter Nadler schloß das Gartentörchen hinter sich. In den Wald stieg er hinauf.

Dumpf, drückend lag der schwerblaue Himmel über den Bergen. Eine für diese Zeit ungewöhnliche Hitze hatte sich in den Tälern gesammelt, stieg jetzt angstvoll auf, als wisse sie keinen Ausweg mehr. In der Ferne dunstete eine hauchzarte Wolke, gerade an der höchsten Bergspitze. Feine Hände streckten sich jetzt aus, lösten einzelne Teile ab.

Dieter Nadler wußte: ein Wetter war im Anzug. Ein paar Stunden noch, dann würde sich die drückende Schwüle, die jetzt unerträglich über dem Lande lastete, in das Toben urweltlicher Elemente übergehen. Gnade dann den zarten Fruchtansätzen der Bäume und Sträucher! Nur die wirklich Lebensfähigen würden über so ein wildes Frühsommergewitter hinwegkommen.

Immer weiter stieg der Mann. Ihm würde das Wetter nichts anhaben können. Im rechten Augenblick fand er wohl noch einen sicheren Unterschlupf, ein Schutzdach oder eine Jägerhütte.

Ohne den Schritt auch nur ein einziges Mal anzuhalten, schritt der Mann weiter.

Freier mußten ja die Höhen sein als die stickigen Täler, die alle Not des Lebens zusammendrängten. Auf den Höhen aber wohnte ein großes freies Menschentum.

Dieter Nadler war auf des Berges höchster Spitze angelangt.

Unter ihm ballten sich die Wolken zusammen. Nichts war mehr von den Tälern zu sehen. So viel er auch suchte, er konnte das Haus des Malers Burkhardt nicht mehr finden. Der Mann prüfte die Uhr. Um diese Zeit mochte Ewald Burkhardt wohl unten auf dem Bahnhof stehen, um in die Stadt zu fahren, da Rose den einen vergessen sollte, dem sie doch wie von Ewigkeit her vorbestimmt war. Zerstörender Griff in ein heiliges, wundersames Schicksal würde es bedeuten, wollte man Rose von Harald Olaffen trennen.

Mit wildem Ungestüm ging jetzt der Sturm über die Höhen, zauste in des Mannes hellem Haar, daß es wie ein Heiligenschein um das sonnenverbrannte Antlitz stand. Das große Menschentum der Ewigkeit brauste durch des einsamen jungen Menschen Herz. Und in das urweltliche Tosen der Elemente, die sich aus ihren Fesseln zu befreien suchten, schrie Dieter Nadler mit fast übermenschlicher Anstrengung das heilige Gelöbnis: „Ich gebe dich frei, Rose! Einem anderen gehörst du. Und dieser andere darf sich nicht von dir lösen!"

Heulend fuhr der Sturm über die Bergspitze, versuchte sich in die tiefer liegenden Täler hinabzuwühlen. In denen lag noch das Dumpfe, Drückende des heißen Frühsommertages.

Ewald Burkhardt schrieb die auffällige Blässe in Roses Gesichtchen mehr der erschlaffenden Nachmittagshitze zu, als dem Trennungsweh um Harald Olaffen. War doch ein vernünftiges Mädchen, seine Rose! Hatte auch kein Wort des Widerstandes mehr gewagt. Ganz still war sie geblieben. Auch als er ihr die Hand zum Abschied gab.

„Bist auch mein einzig Liebes!"

Rose fühlte kaum des Vaters ungewöhnliche Zärtlichkeit. mehr.

Müde, erschöpft ging sie den Weg vom Bahnhof zurück. Auf den Omnibus sollte sie wohl warten. Aber sie dachte nicht mehr daran. Was lag auch an der Zeit! Harald Olaffen war auf seinem Zimmer, hatte sich nach dem Mittagessen noch nicht blicken lassen. Uebermorgen früh war er nicht mehr da. Und sie selbst saß in einer wildfremden Stadt unter gleichgültigen, wesensfremden Menschen, vor denen sie ihr Leid um jeden Preis geheim halten mußte.

Es geht ja nicht!

Roses kleine Hände griffen in die leere, stickend heiße Luft hinein.

So müde war sie plötzlich. Schlecht geschlafen hatte sie all die Tage, eigentlich all die Wochen, seit jenem Tage, da sich ihre Hände mit denen Harald Olaffens im Blütenschauen des Frühlings gefunden hatten.

Und dann das Anstrengende der Pflege! Wie zerschlagen fühlte Rose sich an allen Gliedern. Treppauf, treppab war sie gelaufen. Nie war ihr etwas zu viel geworden trotz der Mahnung der alten Dorta.

Erschöpft sank das Mädchen auf einem Wegstein nieder.

Und trotz allem: Harald Olaffen hatte nie ein freundliches Wort gehabt, solange er im Hause ihres Vaters war. Alles Lieben und Sorgen ging gleichgültig an ihm vorüber. Er sah es wohl nicht einmal.

Müde, schwer stand Rose auf.

Ein Unwetter lag in der Luft. Hinten an den

höchsten Bergen braute es sich schon zusammen. Dorta sollte sich nicht um sie ängstigen.

Tapfer schritt das Mädchen aus. Ein Tannenzweig fuhr ihr plötzlich über den Arm, fast schmerzhaft. Aber Rose streichelte über die grünen Nadeln. Uebermorgen gab es für sie schon keine Tannen mehr. Fremde, kalte Häuser würden sie anstarren, wenn sie einen Blick aus dem Fenster wagte.

Da begann das Mädchen wie gehetzt zu laufen, mitten in den Wald hinein, wahllos, wie, um nur ja nie mehr herauszufinden aus dem seligen Gewirr der hoch aufragenden Tannen, die ihre Kindheit behütet.

Ich kann nicht weg!

Helle Tränen liefen jetzt über Roses blasses, zu Tode erschöpftes Gesicht. Der junge Mund zuckte in wildem Weh.

Harald, Harald Olaffen, weshalb hieltest du damals meine Hand mit solch liebedurchglühtem Griff, wenn du nachher doch kalt an mir vorübergehen wolltest?

In den Wipfeln der höchsten Tannen hockte bereits der Sturm. Wie ein wildes, urzeitliches Ungeheuer blies er fauchend seinen Atem über die Wälder, daß sich die Tannen hin und her bogen und des Sturmes blindwütendes Keuchen hinabtrugen bis in die geheimsten Tiefen ihres Schoßes.

Rose fühlte plötzlich, wie ihr Kleid wie von unsichtbarer Macht in die Höhe gerissen wurde und wild über ihrem Kopfe zusammenschlug. Aber sie strich es wieder zurück, war viel zu erschöpft, um dem jäh umgeschlagenen Wetter irgendwelche Aufmerksamkeit zukommen zu lassen.

Steil führte der Weg jetzt in die Höhe. Dort droben auf dem Höhenkamm mußte man das Burkhardtsche Haus sehen können, in dem jetzt Harald Olaffen sicher auf seinem Balkon saß und arbeitete. Oder ob er schon seine Koffer packte?

Rose überhörte das erste grausige Echo, das der Donner schaurig in den Bergen forderte.

Harald Olaffens Koffer! Sorgsam abgerieben hatte sie das helle glänzende Leder noch nach dem Mittagessen, bei dem ihr schon die Suppe so im Halse gequollen, daß sie hinausgelaufen war. Nein, bestimmt, an jedem weiteren Bissen wäre sie erstickt, besonders da Harald Olaffen ihr mit so gleichgültigem Gesicht gegenübersaß.

Die letzte Steigung nahm Rose beinah im Laufschritt, trotzdem der Atem zu keuchen begann ob des ungestümen, unregelmäßigen Hin- und Herlaufens.

Aber die Höhe gab keinen freien Blick mehr. Pechschwarz drohte der Himmel über den mit tiefen Wolken verhängten Tälern.

Rose erschrak. Sie kannte die gewaltige Macht der Gebirgswetter, die schon oft einen einsamen Wanderer überrascht und getötet haben. Und der Weg war auch noch weit, nur nach Stunden zu zählen.

Eine furchtbare Angst schüttelte die Einsame.

Weit und breit kein Gehöft, nicht einmal eine Schutzhütte, wo sie hätte Zuflucht finden können. Den einsamsten Teil des Waldes hatte sie in ihrem grenzenlosen Leid bevorzugt.

So finster war es trotz der frühen Nachmittagsstunde, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Bis auf einmal wie ein riesiges Flammenzeichen der Blitz in die Tanne auf der höchsten Bergspitze einschlug. Nicht weit von Rose. Wild loderte der Brand auf, fand Nahrung in dem ausgedörrten Gezweig, das tagelang an der freien Stelle den heftigsten Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen war.

Rose schrie laut auf. War aber keiner da, der ihr die rettende Hand entgegengestreckt hätte. Fluchtartig wandte sie den Höhen den Rücken, suchte Zuflucht im Walde.

Aber das Wetter hatte sich auch schon hier durchgesetzt. Allüberall riß der Sturm Zweige von den Bäumen, warf sie der Fliehenden auf den Weg, daß sie kaum vorwärtskommen konnte.

Harald, Harald Olaffen!

Rose schrie es mit versagender Kraft in das entfesselte Toben. Wie ein geweihtes Amulett schien das Nennen dieses Namens, ließ die Erschöpfung nicht völlig die Oberhand gewinnen, gab den letzten Mut der Verzweiflung, der immer wieder vorwärts trieb trotz all des Grauens, das sich von Herzschlag zu Herzschlag steigerte.

Rose wußte selbst nicht mehr, was sie tat.

Im wilden Wetter konnte sie den Weg kaum noch erkennen. In urweltlichem Tosen forderte der Donner Echo in den Bergen, Blitz folgte auf Blitz. Ueber allem Grauen aber stand die brennende Tanne auf Bergeshöhe. Wie ein gespensterndes Irrlicht tanzte sie vor Roses Blick auf und ab. Selbst wenn sie die Augen schloß, gab das feurige Wahrzeichen keine Ruhe. Aus den bis zum äußersten zusammengepreßten Wolkenmassen flutete jetzt die Gewalt eines Regens, der in wenigen Minuten die kleinen friedlichen Gebirgswässerlein zu riesigen Sturzbächen anschwellen ließ, die alles mit sich fortreißend zu Tal stürzten.

Schon längst nicht mehr dachte Rose an Schutz vor Regen und Wetter. Nur noch vorwärts! Wer wußte, vielleicht kam sie nie mehr nach Hause.

Eine junge Tanne wurde neben ihr zu Boden gedrückt. Flutartig leckte das quellende Wasser an ihren Wurzeln. Es schien, als solle sich die Welt in ein einziges Chaos auflösen. Keine Rettung gab es mehr.

Rose fühlte es plötzlich mit schrecklicher Gewißheit. Eine Viertelstunde, vielleicht nur noch, und irgendeine fallende Tanne schlug sie mit sich zu

Boden — ein Blitz tötete sie, oder die Wasser rissen ihr den Weg unter den Füßen fort. Wie ein Wunder war es ja beinah, daß sie bis jetzt noch unbeschadet durch den Wald gekommen war.

Dort, wo der Weg sich aus dem Dunkel der Tannen hinauswand zu einem freien Ausblick auf das Tal, stand ein einsames Kreuz. Vor Jahrzehnten war hier einmal ein Skifahrer verunglückt. Fromme Anverwandte hatten zum Andenken und zur Mahnung an die ewige Nähe des Todes hier ein Kreuz errichtet, das in friedlichen Sommertagen, von Gras und Blumen umkost, himmelweisend und erbarmend seine Arme ausstreckte, jetzt aber wie ein richtendes, strafendes Gottesurteil im grellen Blitz jäh aufleuchtete.

Aber Rose schien es dennoch, als gäbe es noch eine letzte Zufluchtsstätte. Mit beiden Händen klammerte sie sich an den Kreuzbalken, damit der immer heftiger werdende Sturm sie nicht mit sich forttrug. Zu Tode erschöpft legte das Mädchen den Kopf gegen das nasse, verwetterte Holz. Bis ein furchtbares Brausen sie aufschreckte.

Ueber die Wiese, da sonst nichts denn liebliches Blumengeflüster und Gräserraunen ging, wälzte sich ein graugelber Sturzbach, der die Balken einer zerstörten Schutzhütte mit sich riß.

„Harald, Harald Olafsen!"

Rose wußte selbst nicht, daß sie den geliebten Namen in letzter Verzweiflung hinausschrie. Schon fühlte sie das Wasser ihre Füße umspülen, höher stieg es. Wütete gegen das Kreuz, dessen Festgefügtheit langsam nachzugeben schien.

„Harald, Harald Olafsen!"

War in Rose nur noch der eine Wunsch, das geliebte Gesicht nur noch ein einziges Mal zu sehen, bevor die Wasserstrudel sie zerschellt mit sich in die Tiefe reißen würden.

„Harald, Harald Olafsen!"

Der Sturm zerfetzte die zarte, hilflose Stimme, höhnte sie im Echo nach.

War mehr die geheime seelische Bindung, die Harald Olafsen den verwehten Hilfeschrei hören ließ, als die Wirklichkeit.

Schon kurz nachdem Ewald Burkhardt gegangen war, hatte er das Unwetter aufsteigen sehen. Und als Rose dann nicht mit dem vorbestimmten Omnibus gekommen war, hatte ihn eine seltsame Unruhe gefaßt. Immer dunkler und unheimlicher war es geworden. Die alte Dorta zündete Licht an, holte die Bibel, um sich über das Grauen der Stunde hinwegzuhelfen. Denn daß das aufsteigende Wetter von besonderer Gewalt war, erkannte sogar Harald Olafsen, der nicht ganz mit den Wetterzeichen des Gebirges vertraut war.

Nicht mehr länger im geschützten Hause hatte es ihn gelitten. In wetterfestem Rock und hohen Stiefeln war er hinausgestürmt, um Rose zu suchen.

Das schmerzlich blasse Gesichtchen vom Mittagstisch sah er plötzlich vor sich. In den Tiefen der Augen hatten Tränen geschimmert. Und dann war die Kleine jäh aufgesprungen. Sie schämte sich wohl der Tränen. Als sie den Vater begleitete, hatten die Hände beim Abschiednehmen gezittert. Und in den Augen stand das herzzerreißende Weh der großen unerwiderten Liebe, die zum Sterben verdammt schien in dem Augenblick, da Roses und Harald Olafsens Wege sich trennten.

Jede Bewegung, jedes Mienenspiel konnte der Mann sich ins Gedächtnis zurückrufen. Und wenn er auch nichts gesagt, er hatte wohl gesehen, wie die kleine zarte Gestalt in einem jähen Erschöpfungsschwindel gegen die Hauswand gelehnt hatte, als sie seine Koffer blank gerieben hatte. Die furchtbare innere Seelenqual begann bereits sich ins Körperliche umzusetzen.

Ich bin ein Unmensch!

Harald Olafsen fühlte nicht, wie der Sturm ihm zur Seite schwache Bäumchen entwurzelte, merkte nicht den sturzbachartigen Regen. An Rose dachte er nur. Irgendwo im Walde mußte sie ja umherirren, wenn sie nicht rechtzeitig eine Unterkunft gefunden hatte. Und in ihrem grenzenlosen Leid würde sie nicht daran gedacht haben.

Rose, süße kleine Rose!

In rasender Kraft trieb es den Mann plötzlich

vorwärts. Das verletzte Glied war nicht mehr zu spüren. War, als jage ihn eine unsichtbare Gewalt.

Rose, Rose!

Da, war das nicht ein menschlicher Laut?

Und dann auf einmal das aufragende, schon schwankende Kreuz inmitten der gelben Wasserfluten.

„Harald, Harald Olaffen!"

Trotz der völligen Nacht um ihn her erkannte der Mann die hilflose kleine Gestalt, die sich in letzter Verzweiflung an das Kreuz klammerte.

In wenigen Sprüngen stand Harald Olaffen in den zu Tal stürzenden Fluten. Das Wasser spritzte jäh auf. Langsam watete er vorwärts.

„Ich komme ja, Rose, ich komme!"

Jetzt konnte er der Kleinen Stimme wirklich hören. War nichts anderes, was sie immer wieder rief als nur das eine: „Harald!" Und hatte ihn noch nicht gesehen, konnte seine Stimme noch nicht gehört haben.

Harald Olaffen war erschüttert. An dieser blind vertrauenden Liebe konnte er nicht vorübergehen, durfte es nicht, wenn er das junge Menschenleben nicht für ewig zerstören wollte.

„Rose!"

Der Mann löste die eiskalten klammernden Hände von dem Holze.

Auf seinem Arm ruhte der erschöpfte junge Körper.

Immer stärker wurden die geheimen Bindungen, die diese beiden Menschen aneinander fesselten. Es erlöste Rose einst den Menschenverbitterten, Lebensverachtenden aus dem Wahnsinn der Verzweiflung. Heute trug Harald Olaffen die siegreich den Elementen abgerungene Beute auf starkem Arm in die schützende Sicherheit.

„Rose!"

Der Mann fühlte nicht mehr die Gewalt des Wetters, das sich langsam zu erschöpfen schien. Er sah nur die, die er liebte, und von der er, allen Gewalten zum Trotz, nimmermehr lassen würde.

„Hab' dich ja so unendlich lieb, kleine Rose! Meine Rose!" Einen heißen Kuß drückte Harald Olaffen auf des Mädchens jetzt so blasse Lippen.

Da schlug Rose wieder die Augen auf. „Harald!" flüsterte sie. „Harald!"

So unendlich geborgen fühlte sie sich ja. Sie wußte, nichts würde sie jetzt mehr von Harald Olaffen trennen.

Droben die kleine Schutzhütte an der Tannenschonung, die des Mannes geübtes Auge erspäht, gab die erste Sicherheit.

In Harald Olaffens Rock gehüllt, saß Rose in des Mannes Arm gebettet und lauschte, selig erschauernd, mit tiefem Erglühen all den tausend und aber tausend lieben Worten, die Harald Olaffen für sein großes Glück fand. So seltsam war es der kinderjungen Rose, und doch so süß, daß sie die Welt um sich vergaß, und mit dem ersten Kuß, den ihre Lippen für den Geliebten fanden, aus der Unendlichkeit ihrer Erlösungskraft hinüberwuchs in die Ewigkeit ihrer opfernden Hingabe, deren Reichtum sich nie ausschenken würde.

* * *

In dem vornehmen alten Hause in der grauen norddeutschen Stadt waren seit Tagen die Klopf- und Scheuergeister los. Zwar hatte die alte Frau Olaffen von jeher auf Ordnung und Sauberkeit gehalten, aber das Alltägliche schien ihr jetzt nicht mehr zu genügen. Frische Vorhänge wurden aufgesteckt, gescheuert, gebohnert und gebürstet. Neben dem Hausmädchen und Johann, dem alten Diener, war noch eine ganze Kolonne eigens beorderter Putzfrauen am Werk, die es trotz ihres rastlosen Eifers der alten Dame nie recht machen konnten.

Wie ein Feldherr bewachte Barbara Olaffen all diese Vorbereitungen, die des Sohnes baldiger Heimkehr galten. Und nicht allein würde er ja kommen. Eine junge Frau Olaffen sollte in all diesen prächtigen Räumen herrschen, sollte mit ihrer jungen Kraft dem alten Hause im Rahmen alter Traditionen ein neues Gesicht geben.

Barbara Olaffen stützte sich ein wenig auf den Stock, den sie seit dem letzten hartnäckigen Rheumatismusanfall, der sie auch von des Sohnes Hochzeit ferngehalten hatte, immer bei sich führte.

Eine junge Frau Olaffen?

Barbara Olaffen hegte ein nagendes Mißtrauen gegen das junge Wesen, das noch am Abend seinen Einzug halten sollte. Ein unreifes, unfertiges Geschöpf mochte diese Rose Burkhardt noch sein, konnte es gar nicht anders mit ihren achtzehn Jahren.

Die alte Frau verstand den Sohn nicht. Einer ganz Raffinierten schien er ins Netz gegangen zu sein. Drei, vier Wochen mochte die Liebe bei diesem jungen Geschöpf vielleicht dauern. Dann würde das gleiche Flirten anfangen wie einst bei Marianne.

Unwirsch stieß Barbara Olaffen mit dem Stock auf. Fragen hätte sie Harald erst sollen. Er schien wirklich keine glückliche Hand in der Liebe zu haben. Hätte doch bestimmt jedes andere Mädchen haben können — eines, das besser zu ihm gepaßt hätte als solch ein Kind, das einen lebenserfahrenen, gereiften Mann doch nicht verstehen würde.

An Irene Gärtner dachte die alte Frau plötzlich. Das wäre eine Schwiegertochter nach ihrem Herzen gewesen: klug, lebenserfahren, nicht mehr ganz so jung und aus demselben Interessenkreis wie Harald selbst. Gab es nicht zu denken, daß sie immer noch unvermählt war? Treu hatte sie Harald wohl all die Jahre hindurch die Liebe

bewahrt. Und er . . . er brachte jetzt so einen kinderjungen Eindringling mit, der es sicher nicht einmal verstehen würde, dem großen Haushalt vorzustehen.

Barbara Olaffens Hände drückten den Griff zu Roses Zimmer nieder. Hier war nichts alt und ehrwürdig. Helle, zierliche, moderne Möbel strömten eine freudige Wärme aus, die die alte Frau unwillig von sich abschüttelte.

Narrenpossen — so ein junges Ding!

Weit stand die Verbindungstür zum Nebenzimmer auf. Harald Olaffens persönliches Reich. Hier hatte einst schon Olaf Olaffen gearbeitet und gedacht. Zärtlich strich die einsame Frau über die hohe, fast düstere Schwere, die so seltsam gegen die zarte Leichtheit der Einrichtung in Roses Zimmer abstach.

„Er wird wieder nicht glücklich werden!" In furchtbarer Gewißheit stand das drohende Schreckgespenst plötzlich vor Barbara Olaffen. Ein förmlicher Haß überkam sie gegen die Schwiegertochter, die sie noch nicht einmal gesehen.

Und als der alte Diener meldete, der Wagen sei vorgefahren, da schützte die Frau ein plötzliches Unwohlsein vor, um nur nicht mit zur Bahn fahren zu müssen. Nichts wissen wollte sie von diesem jungen Ding, das ihren so heiß geliebten Harald doch nur wieder unglücklich machen würde.

Es war wie eine erste unheildrohende Wolke, die über Roses Ehehimmel schwebte, als der Chauffeur in stramm dienstlicher Haltung meldete, die gnädige Frau Olaffen lasse sich entschuldigen, sei ein wenig unpäßlich.

Aber Rose empfand das aufziehende Wetter nicht. Ganz zart streichelte ihre kleine Hand über Harald Olaffens ein wenig unwillig gerunzelte Stirn:

„Lieb muß deine Mutter sein, daß sie sich so in Vorbereitungen für uns aufrieb, daß sie sich jetzt nicht gut fühlt."

Der Mann preßte die kleine Hand innig an seine Lippen. Liebe kleine Rose!

Aber seine Mutter kannte sie wohl noch nicht! Keine Krankheit der Welt hätte sie wohl abgehalten, ihn vom Bahnhof abzuhalten. Aber sie billigte seine neue Ehe nicht. Mochte wohl ein kleiner Teil Eifersucht mitspielen. Sie hatte ihn nie gern mit anderen geteilt. Vor allem aber: ihre Liebe schien zu fürchten, daß er sich in der Wahl seiner Frau vergriffen hätte. Zu jung mochte sie ihr für ihn scheinen. Deshalb auch der ein wenig frostige Brief zu seiner in ihren Augen übereilten Heirat. Aber er hatte nicht mehr warten wollen. Nicht früh genug konnte man sein Glück ja festhalten.

Einen schweren Kampf hatte es noch mit Roses Vater gegeben. Aber Harald Olaffen hatte sich überall durchzusetzen verstanden. Er würde sich auch der eigenen Mutter gegenüber zu behaupten wissen.

Schützend legte er den Arm um seine junge Frau, die, vollständig verwirrt von dem Hasten und Toben in der riesigen Bahnhofshalle, sich eng an ihn schmiegte. Noch nie war sie ja herausgekommen aus der friedvollen, abgeschlossenen Waldheimat. So neu und fremd war ja alles, so grenzenlos verwirrend.

Fast erleichtert sank Rose in das Polster des Wagens.

„Angst, kleine Rose?" Harald Olaffen beugte sich über das ein wenig blasse Gesichtchen, in dem die Lider für einen Augenblick lang über den blauen Augen ruhten.

Da aber schüttelte Rose den Kopf.

„Nur all das Neue!" Wie abbittend schaute sie zu dem Manne auf. „Nicht böse mit mir sein, Harald! Aber es wird wohl noch eine kleine Weile dauern, bis ich mich in unserer großen Stadtheimat eingewöhnt habe."

Unsere Heimat!, sagte sie. Harald Olaffen fühlte sich plötzlich irgendwie gerührt. Heimat nannte Rose jetzt schon den Ort, der ihr bis zum Augenblick erklärlicherweise nur Schrecken und Grauen einflößte. Nur weil es seine Heimat war.

„Kleines!" Ganz innig zog der Mann Rose an sich.

Jeden Stein wollte er ihr aus dem Wege räumen, alles Schwere erleichtern. Aber als er dem abwägenden Gesicht der Mutter mit seiner jungen Frau gegenüberstand, wußte er, daß er Rose nicht alle bitteren Stunden würde ersparen können. Gegen seine Mutter mußte sie sich wohl selbst behaupten, ihr Herz gewinnen.

Nur ganz flüchtig berührten Frau Barbaras Lippen Roses reine weiße Stirn. Und konnte doch sonst so innig küssen!

Harald Olaffen wandte sich ab. So sehr er die Mutter liebte, in diesem Augenblick konnte er sie nicht recht verstehen. War auch nichts anderes, als daß sie sagte: „Mach' Harald glücklich, mein Kind!" Kein Wort einer persönlichen Liebe, eines mütterlichen Entgegenkommens.

Ganz still lächelte sie in sich hinein, faltete fest fest die kleinen Hände. „Ich will!" Innig leise flüsterte sie es vor sich hin.

Aber das hörte Barbara Olaffen schon nicht mehr. Sie schritt voraus, öffnete die Zimmertür zu der Flut von Räumen, in denen das junge Paar nun wohnen und leben sollte.

Ein jähes Schaudern kam Rose an. So prächtig war alles, so groß und gewaltig. Fast armselig kam sie sich vor. Aber sie würde sich daran gewöhnen müssen, mußte all diese schweren geschnitzten Möbel, die dunkel getäfelten Zimmer mit den überhohen Fenstern in ihr Herz schließen,

weil Harald sie lieb hatte. So oft hatte er davon gesprochen. Im Grunde genommen hing er doch mit ganzer Seele an seiner Heimatstadt, die er viele Jahre nicht mehr gesehen. Rose hatte es bei allem Erzählen herausgefühlt.

Scheu, als störe sie irgendein Geheimnis, das durch dieses alte Haus gehen mußte, schlich Rose neben Harald Olassen her.

Rike, das alte erfahrene Hausmädchen, das schon viele Jahre im Hause Olassen gedient, meinte unten im Dienstbotenzimmer zu der frischen jungen Hanna, die ganz zur Bedienung der jungen Frau stehen sollte:

„Bei der jungen Gnädigen werden wir einen leichten Stand haben. Die wird sich alles sagen lassen. Versteht wohl nichts."

Damit war das Urteil im Hause über Rose abgeschlossen.

Der alte Diener flüsterte es diskret und mit undurchdringlichem Gesicht dem Chauffeur zu.

Du liebe Zeit, so ein Kind! Schaute ja lieb und zart drein wie eine seltsame, schöne, kleine Pflanze. Aber als Herrin aufspielen brauchte die sich wirklich nicht. Da hätte sich der Herr Doktor eine andere auswählen müssen.

* * *

„Fräulein Doktor Gärtner möchte Herrn Doktor sprechen!"

Rike reichte der jungen Frau Olassen auf dem silbernen Tablett die schmale Visitenkarte mit den strengen Buchstaben hin.

„Aber Herr Doktor ist nicht zu Hause."

Rose richtete sich aus dem kleinen, hellgeblümten Sessel auf, von dem sie den ganzen Garten aus überschauen konnte.

Ihr Lieblingsplätzchen war es im ganzen Hause. Die hohen wuchtigen Räume bedrückten sie jetzt nicht mehr wie in den ersten Tagen. In Schalen und Vasen hatte sie Blumen hineingestellt: rote glühende Rosen und seltsame, riesig groß gezüchtete Nelken. Das gab gleich ein viel froheres Gesicht und erleichterte das Herz. In den Arm gezogen hatte Harald sie, als er den Rosenstrauß auf seinem Schreibtisch gewahrte. „Kleiner lieber Sonnenschein!"

Das hatte Rose so glücklich gemacht, daß sie das Heimweh vergaß, das ihr trotz aller Liebe zu dem Gatten immer wieder in dem grauen Häusermeer mit seinen hastenden, lärmenden Menschen kommen wollte. Besonders in den vielen Stunden, da sie sich selber überlassen blieb.

Harald Olassen hatte seine alte Praxis wieder aufgenommen. Und schon nach wenigen Tagen hatte sich eine unübersehbare Menge von Patientinnen eingestellt, die teils aus Neugier kamen, teils an den berühmten Namen des überall bekannten Arztes glaubten. Da versank der Mann auch manchmal in den Abendstunden in die Kompliziertheit eines besonders gelagerten Falles, der ihn am Tage stark beschäftigte, aber erst bei völliger Ruhe gelöst werden konnte.

Dann durfte Rose nicht in sein Zimmer kommen. Nicht weil sie ihn gestört hätte. O nein! Harald Olassen war fest davon überzeugt, daß Rose nie ein Wort gesprochen hätte, wenn es seine Arbeit so verlangte. Aber er wollte nicht, daß ihr irgendein aufgeschlagenes medizinisches Buch in die Hände fiel, eines seiner Instrumente, die in ihrem kindlichen Köpfchen vielleicht Angst und Schrecken hervorgerufen hätten. Wie er es auch jedesmal vermied, ihr im weißen Aerztekittel zu begegnen. Er wußte noch die Szene, da Marianne sich vor ihm wie vor einem Gespenst erschrocken hatte. Er wollte Aehnliches nicht bei Rose heraufbeschwören. Die kleine kindliche Frau sollte solange als möglich in ihrem sonnigen Kindheitsparadies bleiben — eine süße, unschuldige Blume, die noch nichts von Schmerzen weiß, durch ihre Anmut, ihren Duft aber anderen über alles Leid und Weh hinweghilft.

Bei dieser sorgfältigen Abschließung von Haralds Beruf, der doch in Wahrheit neben seiner Liebe sein ganzes Leben ausfüllte, war Rose viel allein.

Im Anfang hatte sie sich wohl nach seinen Patientinnen erkundigt, nach seinem Schaffen gefragt. Aber als der Mann sich in solchen Fällen immer abweisend, fast schroff verhielt, wagte die kleine Frau nicht mehr, weiter ihr Interesse zu bekunden.

Ich bin Harald sicher zu dumm!, dachte Rose traurig.

Sie verschloß dies wehe Gefühl ganz in sich hinein, ließ es keinen merken. Aber in den vielen einsamen Stunden wurde es immer brennend lebendig. Instinktiv ahnte Rose, daß eine Frau nicht nur Spielzeug bleiben darf, ja nicht einmal der alles erhellende Sonnenschein, der alles erlöst und befreit, sondern daß sie zur unbedingten Kameradin des Mannes heranreifen muß, um all die Stürme äußerer und innerer Art zu bestehen, die nun einmal an jede Ehe herantreten. Aber Harald selbst hinderte sie an dieser Kameradschaft, die als ein fester, gesicherter Bestandteil weiterhelfen würde, wenn sich irgendein Mißverständnis einschlich.

Ganz leise seufzte Rose auf. Fast vergessen hatte sie das wartende Mädchen. Erst als Rike sich ein zweites Mal in Erinnerung brachte, schrak die junge Frau auf.

„Ich lasse das Fräulein Doktor bitten!"

Rike verschwand.

Du liebe Zeit, so verträumt konnte die junge Frau sein, und so seltsam scheu empfing sie immer den Besuch, der sich traditionsgemäß in größter

Formvollendung um sie bemühte. Rike kräuselte spöttisch die Lippen.

In ihrem hellen, freundlichen Reich mit der rosenmusterigen Wandbespannung und dem immer trillernden Kanarienvogel stand Rose Irene Gärtner gegenüber. Sie erkannte den Gast sofort, streckte ihm freundlich die Hand entgegen:

„Wir kennen uns ja, Fräulein Doktor!"

Irene Gärtner preßte die Lippen fest aufeinander. In dem Augenblick, da sie die Verlobungsanzeige Harald Olassens in der Hand gehalten hatte, war ihr klar geworden, daß sie selbst den ersten Anstoß zu dieser Verbindung gegeben hatte. Plötzlich hatte vor ihren Augen Roses mitleidiges Gesichtchen gestanden, als sie erfahren, daß Harald Olassen „unglücklich verlobt" sei.

Die Frau konnte sich dieses Ungeschick nicht verzeihen. Nur einen Weg gab es jetzt noch für sie zu Harald Olassen: den über den Beruf, den sie bis jetzt nur wie eine Spielerei ausgeübt hatte, denn alle schwierigen Fälle hatte sie einem befreundeten Kollegen überwiesen. Aber das sollte jetzt anders werden. Achten sollte man sie in Fachkreisen, auf sie schauen. Bis endlich auch der eine von ihr bezwungen war, den sie trotz seiner Verheiratung noch nicht aufgegeben hatte.

Im ersten Augenblick hatte es Irene Gärtner gekränkt, daß der Mann nicht daheim war. Dann aber tröstete sie sich über das Mißgeschick. Vielleicht gewann man Harald Olassen noch eher, wenn man ein paar freundliche Worte mit seiner jungen Frau sprach, als wenn man ihn um einen Rat in einem schwierigen Falle anging.

Rose ließ sich völlig bezaubern von dem freundlichen Entgegenkommen der anderen, die doch gar kein Interesse an ihrer Person haben konnte, und doch so liebevoll nach allem Möglichen fragte. Wie ihr die neue Heimat gefiele, und ob ihr das Haus nicht ein wenig düster erscheine. Ganz im Vertrauen: man hätte einmal behauptet, es gehe um darin. Aber die Frau Doktor würde sich schon selbst davon überzeugen, daß alles nur ein dummes Gerede sei.

Mit Genugtuung stellte Irene Gärtner den Eindruck ihrer Worte fest. Ganz besonders Roses Erschrecken bei Erwähnung des Spuks blieb ihr nicht gleichgültig. Sie wußte, wie sehr Harald Olassen dieses lächerliche Gerücht haßte, das den ersten Zwist mit der überängstlichen Marianne heraufbeschworen. Die kleine Rose schien also auch nicht gänzlich unempfänglich für derlei Gruselgeschichten.

So spann die Frau das Thema immer noch weiter aus, äußerst geschickt und bedacht, daß ja

nicht durch Uebertreibung der Verdacht des Unwahrscheinlichen aufkommen konnte.

Rose versuchte zwar, über den ganzen Spuk zu lachen, ihn ins Komische zu ziehen. Aber ihre leicht erregbare Phantasie gaukelte doch eine unbestimmbare Vorstellung vor, die es ihr in Zukunft verbieten würde, mit derselben Sorglosigkeit die entlegenen Räume zu durchstreifen wie sonst.

Ehe sie sich dies aber mit Verstand klar machte, erklang auf dem Flur Harald Olaffen schneller markanter Schritt.

„Harald!" Wie in einer jähen, seligen Entspannung riß die kleine Frau die Tür auf, schmiegte sich in des Gatten Arm. „Harald!"

Ganz fest zog der Mann die zitternde Gestalt an sich.

„Nun, allzu einsam gewesen?"

Er streichelte das blasse Gesichtchen, in das langsam unter seinen kosenden Händen wieder das Blut kam.

Heiß preßte er Rose an sich, daß ihr für einen Augenblick fast die Sinne schwanden. Aber dies betäubende körperliche Glücksgefühl währte nur für wenige Sekunden. Dann hatte der Mann Irene Gärtner erblickt.

Beinah brüsk gab er Rose frei. Es ärgerte ihn, daß seine leidenschaftliche Liebe sich hatte hinreißen lassen, seine Frau vor der anderen an sich zu ziehen. Wo hatte er überhaupt seine Augen gehabt? Irene Gärtner mußte ja schon die ganze Zeit im Zimmer gewesen sein. Die Frau merkte des Arztes feindliche Verstimmung. So ging sie schnell über die peinliche Situation hinweg, zerlegte gleich ihren Krankheitsfall, fragte um Rat und freute sich, daß Harald Olaffen sogleich alles andere vergaß und nur noch Arzt war.

Rose fühlte sich beiseite geschoben. Aber sie wußte, daß Harald Jahre seines Lebens nur für den Beruf gelebt hatte, von dem er sie fernhielt, trotzdem er ihr oft so bittere Stunden der Einsamkeit auflegte. Und deshalb liebte sie diesen Beruf, räumte ihm willig einen weiten Raum in ihrem Herzen ein, eben weil dieser Raum an die unendliche Liebe zu Harald grenzte.

In das gewichtige, ernsthafte Gespräch erklang plötzlich Roses silberhelle Stimme:

„Vielleicht geben Sie uns die Ehre, zum Essen zu bleiben, Fräulein Doktor?"

Harald Olaffen runzelte die Stirn. Aber der Krankheitsbericht war wirklich sehr kompliziert. Man würde Stunden darüber beraten müssen. Und das junge Menschenleben, das hier auf dem Spiel stand, forderte auch uneingeschränkte Aufmerksamkeit. Da war es vielleicht besser, wenn man zwischendurch das Abendessen einnahm. Rose konnte dann schon früher zur Ruhe gehen.

Irene Gärtner triumphierte. Sie hatte nicht geglaubt, daß Harald Olaffen ihr die erneute Annäherung so leicht gemacht hätte. Aber sie war diesmal klug gewesen, hatte alles Persönliche aus dem Spiel gelassen; sie war nur noch Kollegin. Und wenn der Mann auch sonst eine gewisse Antipathie gegen Frauen in Berufen hegte, die seiner Ansicht nach dem männlichen Geschlecht vorbehalten waren, wie eben der des Mediziners, so konnte er sich dem Ringen der Kollegin um ein gefährdetes Menschenleben weit weniger verschließen als der Frau Irene Gärtner, die ihn in ihren Bann zu ziehen suchte.

Harald Olaffen fühlte diesen Triumph nicht. Für den Augenblick sah er nur wieder seine süße kleine Frau, die ihm mit aller Liebe den Aufschnitt zurechtlegte, ihn umsorgte, als sei er noch ein unmündiges, ungeschicktes Kind.

„Schön, so verwöhnt zu werden!" Es schien, als füllten sich Irene Gärtners Augen in den Tiefen mit Tränen, die sich nicht verweinen durften.

Roses blaue Strahlenaugen leuchteten dem Gast beruhigend entgegen.

„Sie werden auch noch einmal in einer lieben Häuslichkeit Ihr Glück finden, Fräulein Doktor! Es ist eben doch das Allerschönste." Roses Augen lachten.

Aber Irene Gärtner schien der jungen Frau Worte nicht beizustimmen. Von Nächstenliebe sagte sie etwas und von dem erhebenden Gefühl, sich für die Mitmenschen zu opfern. Da müsse das persönliche Glück eben schweigen.

Selbst dem Menschenkenner Harald Olaffen war dies Schauspielern nicht durchsichtig. Im seligen Rausch seiner jungen Ehe hatte ihm die Welt wieder ein besseres Gesicht gezeigt. Und wenn er auch Roses reine Unschuld als ein einmaliges, wundersames Erlösungsgeschenk empfand, so war er doch jetzt im Glauben an die Keuschheit der einen Frau leichter dazu geneigt, auch an die Reinheit ihrer Mitschwestern wieder zu glauben. Zwar hegte er auch noch heute eine bewußte Abneigung gegen die Frau Irene Gärtner — der ratsuchenden Kollegin Irene Gärtner aber konnte er sich nicht mehr verschließen, wie er es wohl noch vor wenigen Monaten getan hätte.

So dehnte sich das Gespräch nach dem Abendessen in seinem Zimmer immer mehr aus. Es stellte sich heraus, daß Irene Gärtner an einer Operation interessiert war, die der Mann am kommenden Tage vornehmen wollte.

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn ich der Operation beiwohnen dürfte." Die Frau gab lebhaftes Fachinteresse vor, gestand sogar beinah unter Erröten, daß sie begonnen habe, eine kleine Schrift auszuarbeiten, die natürlich nicht im entferntesten an die Werke ihres so berühmten Kollegen heranreiche, deren Anfang aber in hiesigen Fachkreisen nicht ganz abfällig beurteilt werde.

Rose konnte vom Nebenzimmer aus wohl den

Fluß der lebhaft diskutierenden Stimmen hören, nicht aber die einzelnen Worte unterscheiden. Harald wollte wohl auch nicht, daß sie dabei war, hatte vorhin mit einem Scherzwort die Verbindungstür geschlossen. Aber hinter dem Scherz stand der Ernst, der ein für allemal verboten, daß sie irgendwelchen Berufsgesprächen zuhörte.

An den ersten Abenden solcher Einsamkeit, da immer wieder von neuem das Heimweh brennend aufbegehrt, hatte Rose sich zu Haralds Mutter geflüchtet.

Einen ganzen Flügel für sich bewohnte Barbara Olassen, hatte sogar für ihr Altenteil, wie sie die eleganten, in sich völlig abgeschlossenen Räume manchmal im Scherz nannte, einen gesonderten Eingang von der Straße her. Auch ihr eigenes Personal hielt sie, behauptete sich auf dem Standpunkt, daß es nur zu Unträglichkeiten führe, wenn ein alter und ein junger Haushalt zu einer Einheit gezwungen würden, die ja organisch nie bestehen könne, weil vollständig verschiedene Interessen sie weit auseinanderführten.

Das hinderte sie aber nicht, über den jungen Haushalt ein wachsames Auge zu haben, dem nicht die geringste Kleinigkeit entging.

So wußte die alte Frau denn auch schon nach den ersten Tagen, daß Rose sich bei den Dienstboten nicht durchzusetzen verstand, daß man sie schamlos bei den Abrechnungen hinterging, und daß die hübsche rosige Hanna abends sogar ihren Schatz in das Dienstbotenzimmer brachte.

Alles unhaltbare Zustände, die Barbara Olassen nicht gerade für ihre Schwiegertochter einnahmen.

Sie sagte sich zwar, daß ein so junges Kind, das fernab aller Welt aufgewachsen war, keine Erfahrung haben konnte; aber sie zürnte der kleinen Rose doch, daß sie es gewagt, ihren stolzen, großen, schönen Sohn an sich zu fesseln. Denn auf die Dauer mußten die hauswirtschaftlichen Unzulänglichkeiten ja zu sich immer häufiger wiederholdenden Ehezwisten führen. Und wer wußte — in ein paar Monaten würde man dann bis zu einer Scheidung gekommen sein.

Es war einfach unglaublich!

Und scheu wie ein gescholtenes Kind stand die Kleine jedesmal vor ihr, wenn sie ihr ihre gänzliche Unzulänglichkeit vorhielt. Geweint hatte sie vergangene Woche sogar.

Und dabei wollte sich Barbara Olassen bestimmt nicht in den jungen Haushalt einmischen. Empfing Rose deshalb auch gerade nicht sehr freundlich, als sie an den ersten Abenden ihrer Einsamkeit bescheiden anfragte, ob sie ihr nicht ein wenig Gesellschaft leisten dürfte. Schön in ihrem Zimmer solle die Schwiegertochter nur bleiben. Es entfremde ein junges Ehepaar, wenn eine Mutter sich dazwischendränge. Ein paar Bücher zum Lesen wolle sie ihr geben. Damit komme sie gut über Langeweile hinweg.

Barbara Olassen wußte zwar genau, daß diese gemeinschaftlich mit Rose zugebrachten Abende die junge Frau nicht dem Gatten entfremdet hätten. Aber die alte Frau hatte sich in einen förmlichen Haß gegen Rose hineingeredet, weil sie mit wachsender Angst fürchtete, sie würde den fast abgöttisch geliebten Sohn nicht glücklich machen. Und dann würde Harald für immer zusammenbrechen. Das wußte Barbara Olassen mit dem sicheren Instinkt der liebenden Mutter. Deshalb brachte sie der Schwiegertochter das allergrößte Mißtrauen entgegen.

Rose fühlte instinktiv diese Abneigung, die ihr um so schmerzlicher war, als sie wußte, wie sehr Harald seine Mutter liebte. Aber sie wagte keine Annäherung mehr, getraute sich nicht mehr, Barbara Olassen ihre Gesellschaft anzubieten.

Noch immer waren die Stimmen im Nebenzimmer nicht zur Ruhe gekommen. Da erhob sich die kleine Frau, ging hinüber ins Schlafzimmer. Harald sah es nicht gern, wenn sie spätabends noch auf ihn wartete.

Geschlafen mochte sie wohl schon haben. Rose wußte es selbst nicht mehr. Aber durch einen plötzlichen Windstoß war das Fenster zugeflogen, mit solcher Wucht, daß die Scheiben klirrend herausgeschlagen waren.

Jäh setzte Rose sich im Bett auf. Ihr erster Blick galt dem Nebenbett. Aber Harald war noch immer nicht da.

Dumpf schlug es von der unfernen Turmuhr Mitternacht. Zwölf lange, unheimliche Schläge.

In ihrer herben, frischen Bergheimat hatte Rose nie Angst gekannt. Aber zwischen den hohen, grauen Steinhäusern mit der Wucht ihrer schweren Mauern kam sie ein plötzliches Grauen an.

Wie hatte Fräulein Doktor Gärtner vorhin erzählt? Ein Spuk gehe hier um. Gelächelt hatte sie dabei, als sei nichts Wahres daran. Aber Rose schien ein nächtliches Gespenst plötzlich nicht mehr so gänzlich unmöglich. Viel Seltsames gab es ja zwischen Himmel und Erde, das man nie begreifen würde, noch mit Namen nennen könnte. Dieter Nadler hatte es ihr oft gesagt. Aber draußen im Wald konnten keine Schrecken aufkommen. So dicht war da der Himmel bei einem, und die Tannen mit ihren weit ausholdenden Armen standen wie zum Schutz.

Aber hier?

Die schweren Vorhänge vor dem Fenster bauschten sich plötzlich zu unheimlichen Gestalten. Gespenstisch zitterte das Laternenlicht von der Straße herein, gab ein seltsames Zwielicht, in dem sich alles in magischen Zauber umsetzte.

Rose hielt den Atem an. Unter der dunklen, seidenen Steppdecke glaubte sie zu ersticken. Sie

warf sie beiseite. Mit bloßen Füßen stand sie am Fenster.

So grau schien in der Stadt die Nacht, hatte nichts von dem tiefen Blauschwarz reiner Gebirgsnächte, da verheißungsvoll die Sterne strahlten. Nur der Duft der Rosen atmete vom Garten herauf.

Rosen!

Die kleine Frau wußte plötzlich, daß sie am Morgen eine ganze Schale ins Vorzimmer gestellt. Harald liebte diese Blumen so. Weil sie ihren Namen trugen, neckte er immer.

Vorsichtig öffnete Rose die Tür, streckte im Zwielicht die Hände nach der Blumenschale aus. Aber sie mußte wohl nicht recht zugefaßt haben. Die Schale fiel zu Boden, das kalte Wasser verspritzte nach allen Seiten. Wie ein Wesen anderer Welt, die nicht mehr greifbar zu verstehen, berührten die kleinen Wassertropfen der Einsamen Arm.

Da schrie Rose vor Schreck laut auf.

Tropf, tropf!, machte das verschüttete Wasser von der Tischkante. In der kleinen Frau Ohren aber klang es wie heimliche Schritte, die nicht zur Ruhe kommen können.

Da öffnete sie zitternd die Tür, floh fast besinnungslos vor Angst auf den Gang, auf dem durch die dunkel-bunten Glasfenster ein wenig mattes Mondlicht geisterte.

Wie lebendig schienen in ihm die Ahnenbilder an den Wänden, die von einem stolzen Kaufmannsgeschlecht erzählten, das schon seit Jahrhunderten in der grauen Nebelstadt ansässig. Bekannte Maler hatten all diese ein wenig strengen, überaus energischen und zielbewußten Gesichter mit ihrem Pinsel auf die Leinwand gebannt. Rose hatte schon oft den sicheren Strich bewundert, die überaus feine Ausführung. Aber heute erschienen ihr die Bilder allzu lebendig. Die großen blauen Augen all dieser Olaffens glühten förmlich aus den Rahmen.

Irgendwo kreischte eine Tür in den Angeln. Oder hatte sie sich getäuscht? Gehetzt sah Rose sich um.

Eine geheimnisvolle Atmosphäre lag über diesen Gängen des Hauses Olaffen mit seiner Flucht von Zimmern, etwas wie eine schwere Sommermüdigkeit, über der ein Unsichtbares lauerte, dessen Geheimnis das Unausgesprochene, das Schaurige war. Der Wind hatte sich draußen gelegt. Vollständig still war es jetzt.

Rose konnte ihren eigenen, furchtgefolterten Atem keuchen hören.

Ob Harald denn heute abend überhaupt nicht kam? Er konnte doch nicht die ganze Nacht mit Fräulein Doktor Gärtner über eine Operation diskutieren.

Nun ging wirklich eine Tür. Rose hielt den Atem an. Aber wieder nichts. Hinter ihr drohten die Ahnenbilder. Eine unheimliche Ru[he] kroch über den Gang.

Da flüchtete die kleine Frau in sinnloser Ang[st] zu der gewundenen geschnitzten Treppe, die i[ns] Untergeschoß führte, in dem Harald mit Ire[ne] Gärtner zusammensaß. Sie wollte ganz bestim[mt] nicht stören. Nur ins Nebenzimmer wollte sie s[ich] auf ihren kleinen Diwan betten, so lange warte[n,] bis Harald kommen würde.

Vorsichtig drückte Rose den Griff nieder, schli[ch] leise über den Teppich und lauschte für ein[en] Augenblick an der Tür zu Harald Olaffens Zim[-]mer, ob das Gespräch noch immer kein Ende ne[h-]men wollte.

So müde war Rose trotz der peinigend[en] Furcht, daß sie sich nicht mehr aufrecht halt[en] konnte. In sich zusammen sank sie, den Kopf g[e-]gen die harte Verbindungstür gelehnt, die Arm[e] schlaff herabhängend.

So sah Barbara Olaffen sie vom Gang au[s,] denn Rose hatte vergessen, die Tür hinter sich [zu] schließen. Atemlos blieb die Frau stehen, stüt[zte] sich schwer auf ihren Stock. Also das war d[ie] Frau, die Harald liebte! Sie traute seiner Tre[ue] noch nicht einmal so weit, daß sie ihn für ein pa[ar] Stunden mit einer anderen Frau allein sein lie[ß.] Ja, sie gab sich sogar dazu her, an seiner Tür [zu] lauschen.

Barbara Olaffen sah nicht, daß Rose schlief, [sah] nicht die Angst, die sich in ihrem Gesichtchen [wi-]derspiegelte.

Schamlos!

Die Frau stieß plötzlich ganz laut mit ihre[m] Stock auf. Hatte es also doch seine Berechtigun[g] gehabt, daß sie trotz der mitternächtigen Stun[de] noch einmal aufgestanden war, weil es ihr a[us] einem unerklärlichen Grund keine Ruhe gelass[en] hatte.

Durch das heftige Stockaufstoßen war Rose j[äh] aufgewacht. Noch halb befangen im Schlaf, s[ah] sie die weißgekleidete Gestalt auf dem Gang, e[r-]kannte sie nicht sogleich.

„Harald!"

Von Furcht gepeitscht, riß Rose die Tür au[f,] stand vor dem tödlich erschrockenen Harald Ola[f-]sen, der gerade im Begriff gewesen, sich von Ire[ne] Gärtner zu verabschieden. In den Arm zog [er] die kleine zitternde Gestalt, konnte aber kein ve[r-]nünftiges Wort aus ihr herausbekommen.

„Das Gespenst — ein Gespenst!" Das war d[as] einzige, das er aus Roses Gestammel heraush[ö-]ren konnte.

Irene Gärtner lächelte fein. Sie wußte, d[aß] diese in der Stadt so drückend heißen Spätso[m-]mertage dazu angetan waren, leicht erregbar[en] Phantasien allerlei Unwirkliches vorzugaukel[n.] Und bei Rose würden ihre farbig ausgeschmück[t]

Erzählungen bestimmt auch noch ihre Wirkung getan haben.

„Eine kleine Ueberempfindliche!“ Irene Gärtner verneigte sich zum Abschied. Und dann halb mitleidig, halb tröstend: „Sie haben Unglück, Herr Doktor — schon wieder eine allzu ängstliche Gespensterseherin!“

Die Frau war gegangen, hatte nur noch das böse Stirnrunzeln Harald Olaffens gesehen. Der Schlag hatte also wirklich gesessen.

Wie ein Gericht stand Barbara Olaffen plötzlich vor der Schwiegertochter, die sich zitternd in des Gatten starken Armen barg.

„Schämen sollst du dich, Rose!“ Unheimlich grollte die tiefe Stimme. „An den Türen stehen und lauschen!“

Aber Rose verstand Barbara Olaffen gar nicht, fand auch keine Worte der Aufklärung. „Harald — Harald!“ Immer fester klammerte sie sich an den Mann.

Ueber Roses Goldlockenköpfchen sah Harald Olaffen zu der Mutter. „Gelauscht?“

Barbara Olaffen nickte mit dem Kopf, und ohne auf die leise weinende kleine Frau zu achten, schüttelte sie all ihren Haß, ihre Abneigung gegen Rose vor dem Sohn aus, verdächtigte sie in ihrem Mißtrauen auf das Schlimmste.

„Es wird kein gutes Ende nehmen!“ Barbara Olaffen stand plötzlich ganz dicht vor dem Sohn, strich mit zitternden Fingern über seinen Rockärmel. „Mein armer Junge, weshalb darfst du nicht glücklich werden!“

Erst das gleichmäßige Aufstoßen des Stockes der in ihr Zimmer zurückkehrenden Barbara Olaffen weckte Rose aus ihrer schreckvollen Versteinerung.

„Harald!“ Ihre junge Stimme flehte. „Harald, ich hab' ja gar nicht gelauscht. Es war ja nur . . .“ Roses Hände zitterten so, daß der Mann sie zur Beruhigung in seine großen starken Finger nehmen mußte. „Ich war so einsam!“ Der kleinen Frau Kopf senkte sich schuldbewußt. „Und der Vorhang hat sich so schrecklich bewegt. Da war ich so in Angst.“ Wieder zitterte der junge Körper, dem von den zarten bloßen Füßen eine jähe Kälte ankam. „Harald, sei doch nicht böse!“ Mit herzzerreißendem Flehen schlang Rose beide Arme um des Mannes Hals.

Aber Harald Olaffen hörte nur immer wieder das eine: „Sie vertraut dir nicht!“ Mit ein wenig müder Bewegung hob der Mann Rose auf den Arm, trug sie ins Schlafzimmer hinüber.

Hatte sie nicht recht, ihm Mißtrauen entgegenzubringen?

Irgend etwas sagen wollte Harald Olaffen. Aber vor Roses flehenden Augen blieben ihm die Worte in der Kehle stecken.

„Harald!“ Rose streckte schmeichelnd die Hände

aus. „Harald, wirklich, es war so, als ginge etwas um im Haus."

Da wurde der Mann böse. „Es gibt keine Gespenster, Rose!" Ganz hart klang die Stimme. Und im Augenblick war Harald Olaffen doch selbst nicht ganz fest davon überzeugt, daß es wirklich keine Gespenster gab. Nur andere als die, die Rose meinte.

War es nicht so, als streckten sich in dieser Stunde Geister nach dem Glück seiner jungen Ehe aus, gierige Gespenster, die ihn wieder in den Strudel des Lebens hinabzerren wollten?

Der Mann konnte in dieser Nacht keine Ruhe finden. Lautlose Hände schienen sich aus dem Dunkel auszustrecken. Im Traum wollte Harald Olaffen sie verscheuchen. Aber sie ließen sich nicht fassen.

* * *

Heiß brannte noch die Sonne in den Straßen der großen Stadt, trotzdem das Laub an den Bäumen schon an den kommenden Herbst gemahnte. Gleichförmig lagen die hohen, grauen Häuser da, zeigten in der blanken Fensterfront undurchsichtige Gesichter, von denen man nie wissen konnte, ob sie weinten oder lachten. Zwischen die grauen Steinkasten eingestreut atmeten wie lebendige Lungen die grünen Gärten und Anlagen, in denen sich in den ersten Mittagsstunden keine Menschenseele blicken ließ.

Nur ein alter Mann mit einer schon ein wenig beschädigten Drehorgel saß auf einer der hell gestrichenen Bänke, schaute auf die farbigen Astern und Dahlien, die auf sorgfältig angelegten Beeten geordnet dastanden. Bis er sich erhob. Seinen Leierkasten schob er vor sich her, begann sein Lied zu spielen. Wehmütig und jubelnd zugleich setzte die Weise ein, die nun schon seit Tagen alle Musikinstrumente der Stadt beherrschte.

„Bist mein Leben, bist mein Tod,
Bist mein Jauchzen, meine Not.
Rose, bist für ewig mein,
Rose, Rose, du allein!"

Einen einsamen Mann sah der alte Drehorgelspieler über die Straße kommen. Bittend streckte er ihm den ausgefransten Hut hin. „Bitte schön, junger Herr!"

Aber der Fremde schien die Bitte gar nicht verstanden zu haben. Wie abwesend schaute er den Orgelspieler an. „Wie kommen Sie zu dem Lied?"

Der Angeredete lächelte. Wie konnte der junge Herr nur so fragen? War sicher noch nicht lange in der Gegend. Man merkte es auch an seiner Aussprache.

„Das Lied wird überall hier gespielt, Herr!"

Der Fremde zuckte wie unter einen Schlag zusammen.

Ueberall!

Wieder brachte der Drehorgelspieler seinen Hut ins Gedächtnis. Ei, das lohnte sich diesmal wirklich! Fast erschrocken war der alte Mann über das funkelnde Fünfmarkstück, das seinem Hut ganz ungewohnt war. Mit tiefer Verbeugung zog er weiter.

Wieder ging die Weise durch die stille Straße:

„Bist mein Leben, bist mein Tod,
Bist mein Jauchzen, meine Not!"

Dieter Nadler glaubte, das Herz müsse ihm zerspringen.

Vor ein paar Wochen hatte er einem Freund, der ihn so dringend darum bat, den Text des Gedichtes gegeben, das für ihn die glücklichste Stunde seines Lebens bedeutete. In Musik wollte es der Freund setzen. Aber er hatte sein Wort schlecht gehalten, es nie an die Oeffentlichkeit dringen zu lassen. Machtlos stand der Mann der vollendeten Tatsache gegenüber, daß man sein Heiligstes aller Oeffentlichkeit preisgegeben.

Dieter Nadler ballte die Hände zur Faust. Wiedersehen würde er sie noch diesen Nachmittag. Zu einem Vortrag hatte man ihn an die hiesige Universität gerufen. Schon heute sollte er aus seinen Werken vorlesen, leichte, heitere Sachen, die das große, etwas verspätete Sommerfest der Universitätskreise in diesem Jahre eröffnen sollten.

Dieter Nadler fühlte die knisternden Manuskripte in seiner Brusttasche. Leicht und heiter! Nein, er würde heute bestimmt nicht lesen können. Es würde ein Martyrium für ihn bedeuten.

Wie gejagt eilte der Mann durch die Straßen. Rose, süße Rose, so grau ist deine neue Heimat, daß es einem schier das Herz zerreißen kann!

Ein riesiges, fast schloßartiges Haus fiel dem Einsamen plötzlich auf. Ein Wagen war vorgefahren.

Dieter Nadler hielt unwillkürlich den Schritt an.

Jetzt wurde die Tür geöffnet. Eine hohe Männergestalt trat auf die Straße hinaus. Und neben ihr ...

„Rose!" Dieter Nadlers Augen wurden weit.

Sie hatte ihn nicht gesehen. Ruhig stieg sie in den Wagen. Der Schlag wurde zugeworfen. Der Motor sprang an.

Ein heftiger Schmerz durchzuckte des Einsamen Brust. Jenes Wunder des gewaltigen Höhenrausches, der ein unermeßliches Menschentum forderte, klang wohl noch in seinem Herzen nach. Aber der junge Dichter wußte jetzt, daß jeder Tag, jede Stunde von neuem eine solche Höhenwanderung im strömenden Unwetter von ihm verlangte. Denn die Liebe zu Rose bedeutete ihm eine Ewigkeit.

Im weiten Universitätsgarten hatten sich schon die Menschen versammelt. Harald Olaffen lächelte ein wenig ironisch über all das gespannte In-

teresse, das man dem Redner entgegenbrachte. Du liebe Zeit, irgenein junger, unbekannter Dichter! Er hatte noch nicht einmal recht den Namen verstanden.

Da, jetzt ging eine Bewegung durch die Zuhörer, von denen die Jüngeren doch nur in Wahrheit darauf brannten, daß der Vortrag möglichst kurz war. Um so eher würde man das eigens gemietete Schiff besteigen und zum Tanzen kommen.

„Harald!" Der Mann fühlte ein erregtes Zupfen an seiner Hand. „Das ist ja Dieter!"

Harald Olassen sah von Roses ausgestreckter Hand in ihr kleines, plötzlich glühend rotes Gesicht.

„Freut dich das denn so?" Mißtrauisch wurde der Mann. Sollte es in Roses Herzen doch noch ein Fleckchen geben, das Dieter Nadler die liebende Treue bewahrte?

Die Worte des jungen Dichters gingen an Harald Olassens Ohren wie ein ungehörtes Nichts vorüber. Er hatte nur noch Augen für Rose.

Mit glänzendem, erwartungsvollem Blick saß sie da. Ganz leise flüsterten ihre Lippen ihm jetzt etwas zu. „Dies Gedicht hat Dieter mir schon voriges Jahr gezeigt. Er hat mich immer eingeweiht in seine Pläne."

Ganz unbewußt hatte die Frau den Gatten zutiefst getroffen. Also ein wirkliches, seelisch verbindendes Interesse hatte Rose an Dieter, nahm engsten Anteil an seinem Beruf. Und bei ihm selbst? Verbittert vergaß der Mann, daß er es ja selbst war, der Rose von seinem Schaffen, seiner Arbeit immer wieder ausschloß, noch nicht einmal sehr freundlich.

Die schon lange schlummernde Eifersucht brach plötzlich in Harald Olassen hervor. Fast barsch zog er Rose nach dem Vortrag beiseite. „Ich wünsche nicht, daß du mit Dieter Nadler zusammenkommst. Er darf uns jetzt gleich begrüßen, morgen früh uns seinen Besuch machen. Aber alles, was darüber hinaus ist, verbiete ich."

Zu Tode erschrocken nickte Rose mit dem Kopf. Was hatte Harald nur, daß er ihr jeden Verkehr mit Dieter untersagte? War doch ihr Freund, dem sie bestimmt nicht hart begegnen konnte. Hatte ihr doch nicht das Geringste zuleide getan.

Aber vielleicht bestand doch eine Spannung zwischen den beiden Männern. Herabgesetzt hatte Dieter Harald damals, ihm böse Schimpfnamen gegeben. Das war nicht recht. Vielleicht wußte Harald davon.

Und doch: Irgend etwas konnte es im Herzen der kleinen Frau nicht verwinden, daß sie hart zu dem Jugendfreund sein sollte. Gar nicht glücklich sah er aus. Vielleicht war er krank oder hatte Sorgen. Das Mitleid in Rose kam nicht zur Ruhe.

So ließ sie denn auch, trotz der bösen Blicke des Gatten, willig die kleine Hand in Dieter Nadlers sonnenverbrannten Fingern ruhen, solange der junge Dichter sie halten wollte. Und er konnte sich kaum trennen.

Bis Harald Olassen endlich brüsk der Begrüßungsszene ein Ende machte. „Die Jugend erwartet Sie zum Tanz, Herr Nadler. Lassen Sie sich nicht zu lange bitten."

Mit Schrecken sah Rose die böse Falte an des Gatten Nasenwurzel, sah auch das jähe Erbleichen des Jugendfreundes.

Schon klang die erste Aufforderung der Tanzkapelle übers Deck. Eine alte, traditionelle Weise war es, die plötzlich überging in eine neue, die aber allen Anwesenden bekannt.

„Bist mein Leben, bist mein Tod,
Bist mein Jauchzen, meine Not.
Rose, bist für ewig mein,
Rose, Rose, du allain!"

Harald Olassen sah über Roses gesenkten Blondkopf hinweg zu Dieter Nadler. Wie blaß der junge Mensch aussah! Und wie wenig er sich im Augenblick zu beherrschen wußte! Wenigstens für den Eingeweihten. Er liebte Rose also noch immer. Und wie eine jähe Eingebung überkam es den Mann plötzlich: Kein anderer als Dieter Nadler konnte dies herzbewegende Lied von der Rose gesungen haben. Von seiner Rose!

Ganz fest preßte der Arzt seine Tänzerin plötzlich an sich, so, als müsse er sie gegen eine Welt von Feinden verteidigen, die sie ihm rauben wollte.

„Harald!" Fast mütterlich streichelte Rose des Mannes Hand. „Fehlt dir etwas? Wird dir das Tanzen zu viel?"

Wie ein gereizter Stier fuhr der Mann auf. „Mir das Tanzen zuviel? Hältst mich wohl für zu alt?" In Wut verzerrten sich Harald Olassens Züge. „Hast wohl Sehnsucht nach einem Jüngeren? Weißt wohl jetzt auch, daß ich zu alt für dich bin?" Zynisch maß der Mann die kleine, zu Tode erschrockene Gestalt, die er jäh freigegeben. Aber jetzt bist du an mich gebunden. Für immer!"

Rose wußte nicht, wie ihr geschah. So seltsam war Harald in den letzten Tagen zu ihr gewesen. Zweifelte an ihrer unendlichen, sich stets hingebend verschenkten Liebe. Ganze Tage vergrub er sich wieder in seine Arbeit, von der er nicht ein einziges Wort mit ihr sprach. Und sie war allein.

Von Kindheit an war Rose eigentlich darauf angewiesen gewesen, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Dieter kam nur in den Ferien; der wortkarge Vater schob sie trotz aller Liebe stets beiseite, wußte nichts Rechtes mit seinem kleinen Mädchen anzufangen, und die alte Dorta hatte immer eine Unmenge von Dingen zu tun, daß ihr keine Zeit

blieb. Rose hatte sich um dies Alleinsein auch nie Gedanken gemacht. Recht glücklich war sie immer gewesen, hatte nie ihre Einsamkeit empfunden. Jetzt war das etwas anderes. Mit starker Hand hatte jemand in ihr stilles Leben eingegriffen, hatte sie alle Wonnen einer seligen Zweisamkeit fühlen lassen. Nun schienen die Stunden, da sie von Harald getrennt war, wirklich voll schauriger Einsamkeit, die der lebhaften jungen Frau fast unerträglich waren, trotzdem sie noch nie ein Wort darüber verloren hatte.

Wenn sie doch wenigstens an des Gatten Berufssorgen ein klein wenig hätte teilhaben dürfen! Sicher war er überarbeitet. Sprach deshalb auch so seltsame, böse Worte, die sie sich gar nicht erklären konnte.

Harald Olaffen war abgerufen worden. Rose war allein.

Durch die Reihen der Fröhlichen ging sie. Am Backbord lehnte sie sich über die Brüstung, starrte hinab in die Wasserstraße, die das Schiff zog.

„Rose!" Eine Hand legte sich plötzlich auf der Frau Schulter.

Langsam, wie aus einer anderen Welt, wandte sich Rose um. Dieter Nadler stand vor ihr.

„Rose!" Er umfaßte ihre Hände. „Rose, weshalb bist du so seltsam zu mir?"

An des Gatten Gebot dachte die Frau plötzlich. Die Begrüßung, ein formeller Besuch! Nichts darüber! — Schweigend schaute sie an dem Jugendfreund vorbei.

Aber Dieter Nadler gab nicht nach. Nach jener schmerzlichen Ohrfeige hatte er sich ja schon längst wieder mit der Jugendgefährtin versöhnt. Fast unter Tränen hatte sie ihn um Verzeihung gebeten. Aber dann doch zum Schluß, fast trotzig: „Ich würde es doch noch einmal tun, wenn du Harald wieder angreifen würdest." Der Mann hatte nichts gesagt. Er wußte: Frauen, die mit der reinen, gläubigen Kraft einer Rose Burkhardt liebten, hatten für alles andere auf der Welt kein Auge mehr. Und dennoch: sie hatte ihm damals die Beleidigung Haralds von ganzem Herzen verziehen; Rose trug nie etwas nach. Weshalb war sie jetzt so seltsam zurückhaltend?

Von der gemeinsamen schönen Bergheimat begann der Mann wie in einer plötzlichen Eingebung zu sprechen. Noch klang das eintönige Hacken der unermüdlichen Holzfäller im Wald, noch forderte das Peitschenknallen der munteren, barfüßigen Hütejungen Echo in den Bergen, zusammen mit dem Läuten der Kuhglocken.

Dieter Nadler dämpfte seine Stimme ein wenig. Fast zart legte er seine große, braungebrannte Hand auf der jungen Frau schmale Finger.

„Ich weiß, Rose, für dich wird die graue Stadt hier oben im Norden jetzt schöner sein. Denn du liebst einen Menschen, dem sie Heimat bedeutet." Des Mannes Augen wurden schwermütig. „Rose, ich weiß jetzt, daß auch in den grauen Städten voll Steinen und gedrängter Enge das Paradies sein kann."

Fast scheu streichelte Dieter Nadler über Roses goldiges Gelock, das sich anmutig auf den weißen Hals hinabringelte.

Ein ganz klein wenig wandte Rose dem Jugendfreund das Antlitz zu. Sie hatte seine Worte begriffen. Und die junge Frau Olaffen verstand, was einst dem kindlichen Mädchen Rose Burkhardt fremd geblieben: Dieter Nadler liebte sie mit derselben heißen Liebe wie Harald Olaffen, genau so, wie sie den Gatten wiederliebte. Und sie wußte, daß die einsamen Stunden ohne des geliebten Menschen Nähe im Leben des Jugendfreundes bestimmend waren. All seine Tage würden sie ausfüllen. Weil es für ihn nie Erfüllung gab.

„Dieter!" Erschüttert griff Rose nach des Jugendgespielen Hand. „Dieter, du mußt vernünftig sein!"

Dieter Nadler senkte den Kopf. Wie Gold ließ die sinkende Sonne sein helles Haar erscheinen.

Fast unbewußt streichelte Rose darüber. Sie fühlte, daß in diesem Augenblick das Glück ihrer Ehe irgendwie bedroht war. Nicht durch die Leidenschaft eines Unseligen, sondern durch das Schicksal selbst, das an diesem Spätsommerabend an dem einsamen Schiffsbord vorüberstrich.

„Rose!" Dieter Nadler faßte nach der Frau schmalen Händen, in denen für ihn aller Welt Seligkeit lag. Und dann die herzzerreißende Bitte: „Nur eine einzige Stunde schenke mir noch, eine Stunde voll Verstehen." Nie wieder wolle er ihren Frieden stören, auf ewig seine Liebe in sich verschließen. Sein Drama gelte es, seine neueste Schöpfung, zu dem sie ihm einen Rat geben solle. Nichts weiter verlange er sonst.

Rose schwankte. Hart fordernd stand das Gebot des Gatten vor ihr. Und dennoch! Die Frau überlegte. Würde Harald nicht mehr zu leiden haben unter einem unruhigen Dieter Nadler, der mit sich und der Welt zerfallen würde, und dem dann die Ehe des anderen nichts Heiliges mehr bedeutete?

Roses Entschluß stand fest.

Schritte hörte sie sich nähern. Da sagte sie ganz schnell: „Heute abend, wenn das Schiff zurückkehrt, bei Vater Pieter!"

Die Schritte waren wirklich keine Einbildung gewesen.

Wie aus dem Ungefähr gewachsen, stand Irene Gärtner plötzlich vor den beiden jungen Menschen. Die letzten Worte mußte sie noch gehört haben.

„Also so zurückgezogen haben Sie sich!" In scheinbar überquellender Herzlichkeit streckte sie der jungen Frau beide Hände entgegen.

Dieter Nadler war gegangen. In einem tiefen Mitleid sah Rose ihm nach.

„Wohl ein Jugendfreund?“ Irene Gärtner tastete.

Rose spielte mit den Spitzen ihres Taschentuches. Und dann plötzlich wie in heißer Angst: „Nicht wahr, Fräulein Gärtner, Sie sagen meinem Mann nichts davon, daß Sie mich mit Herrn Nadler zusammen gesehen haben?“

Die andere triumphierte. Es gab also doch einen dunklen, anfechtbaren Punkt im Leben dieser so blütenrein scheinenden kleinen Frau. Und dann: „Heute abend bei Vater Pieter!“ Eine geheime Verabredung? Die Angst der jungen Frau Olafsen? Irene Gärtner kombinierte. Der ängstlichen Rose versprach sie alles.

„Aber Sie müssen jetzt wieder zum Tanzen zurückkommen. Man vermißt Sie bereits.“

Willig folgte Rose, sah nicht, wie Irene Gärtner sich unauffällig in des Gatten Nähe drängte und ihn durch ein Fachgespräch so an sich fesselte, daß er gar nicht merkte, daß das Schiff wieder anlegte und die Gäste auseinander gingen.

„Haben Sie meine Frau nicht gesehen?“ Harald Olafsen wachte jäh auf aus einer Welt der Diskussion.

Irene Gärtner lächelte fein. „Ich glaubte, Ihre Frau Gemahlin ist bereits nach Hause gefahren.“ Und dann wieder das zähe Sichhineinbohren in einen Krankheitsbericht, den die Frau als Seltenheit hinstellte.

Ohne daß Harald Olafsen es wollte, schritt er neben der Frau her, hinaus in die Dunkelheit der Spätsommernacht. Seine Abneigung gegen Irene Gärtner war im Schwinden begriffen. Ganz Aerztin war sie ja nur noch. Ließ alles Persönliche beiseite. So fand er auch nichts dabei, als sie ihn bat, doch einen Augenblick bei Vater Pieter Rast zu machen. Einen entsetzlichen Durst habe sie. Nur ein einziges Glas Wasser . . .

Harald Olafsen war sofort bereit. Kräftig stieß er die Tür auf.

Bläuliche Rauchwölkchen schwammen den Eintretenden entgegen, legten sich wie undurchsichtige Nebelschleier vor die Augen, daß sie wie blind schienen. Es saßen heute abend nicht viele bei Vater Pieter beisammen. Ein schon seit ein paar Stunden drohendes Wetter hatte die Gäste beizeiten in die Stadt getrieben. Aber die alte, traute Gemütlichkeit hatten sie nicht mitnehmen können. Die hockte in jedem Winkel und kredenzte in der Person des Wirtes höchst eigenhändig das schäumende Bier.

„Guten Abend!“ Harald Olafsen schüttelte Vater Pieters Hand ausgiebig. „Einen guten Tropfen vorrätig?“

Der andere schmunzelte über das ganze Gesicht. Stets zu Diensten, Herr Harald!“

Ungeniert musterte der Alte des Mannes Begleiterin. Schien ihm irgend etwas nicht recht zu gefallen. Denn er schüttelte mehrmals mißbilligend den Kopf.

„Wollen uns in das Zimmerchen nebenan setzen!“ Harald Olafsen trat auf die Tür zu.

Das Zimmerchen nebenan hatte seinen ganz besonderen Reiz. Vater Pieter gestattete es nur seinen ganz besonderen Günstlingen und auch fast nur in Ausnahmefällen.

Harald Olafsen wußte das ganz genau. Er hatte im Augenblick aber nur daran gedacht, daß der scharfe Tabaksqualm seiner Begleiterin die Tränen in die Augen trieb. Im Zimmerchen nebenan würde sie wenigstens vor dem Rauch geschützt sein.

Aber er hatte nicht mit Vater Pieters entschlossenem Widerstand gerechnet. „Heute abend nicht!“

Harald Olafsen wurde ärgerlich. Oft habe er doch schon im Zimmerchen gesessen. Aber Vater Pieter gab nicht nach.

Schon wollte der Arzt sich bescheiden — gegen des Wirtes eisenharten Kopf kam ja doch kein Mensch an —, als er Stimmen aus dem Zimmerchen hörte. Bekannte Stimmen! Eine jähe Blässe verbreitete sich über Harald Olafsens Gesicht. Aschfahl, mit erloschenen Augen stand er da. Diese Stimme gehörte doch . . .

„Gib die Tür frei!“ herrschte er den Wirt an.

Aber der schien jetzt irgenein Unheil zu ahnen, brauchte seine ganze Kraft.

Ein regelrechter Ringkampf entspann sich. Harald Olafsens gewaltiger Jugendkraft war der andere auf die Dauer nicht gewachsen. Krachend flog die Tür auf.

Dieter Nadler war aufgesprungen, hatte in der Hast alle Manuskriptblätter vom Tisch gerissen. Wie tot lagen die weißen, eng beschriebenen Seiten verstreut am Boden.

Aber Harald Olafsen beachtete das nicht. Rücksichtslos schritt er vernichtend über die Blätter.

„Rose!“ Eine ganze, mühsam wiedergewonnene Weltordnung brach in diesem Schrei zusammen.

Bleich, mit verstörtem Gesicht, hatte Rose sich nicht zu erheben gewagt. War im Augenblick kein Schuldgefühl in ihr, wohl aber eine schreckliche Angst vor dem Gatten, der so entstellt vor ihr stand. Und diese Furcht schnürte ihr den Hals zu, daß sie kein Wort zu ihrer Verteidigung sagen konnte.

Vater Pieter hatte sich wieder erholt, schloß jetzt die Tür des Zimmerchens vor den neugierigen Augen der Gäste.

Nur Irene Gärtner war es gelungen, sich mit hineinzudrücken. Jetzt stand sie an die Wand ge-

lehnt, triumphierend. Wenn Harald Olassen nicht jetzt die Augen aufgingen!

Vater Pieter brachte seine verschobene Schürze wieder in Ordnung, rückte an seinem Käppchen und legte dann dem immer noch furchtbaren, schweigenden Harald Olassen die Hand auf die Schulter. „Nicht gleich so hitzig, Herr Harald! Lassen Sie mich mal erzählen."

So unbestechlich und treu der Alte war, ein winzig dunkles Fleckchen gab es doch in seinem biederen Charakter: Er konnte nicht vertragen, wenn seine Gäste irgendwelches Geheimnis vor ihm hatten. Auch die des berühmten Zimmerchens durften sich nicht völlig vor ihm verschließen. Zu ihrer Ueberwachung hatte sich Vater Pieter ein kleines, gesichtsgroßes Loch in die Wand bohren lassen, von dem aus er bequem alle Vorgänge im Zimmerchen verfolgen konnte. Kein Wort ging so seinen scharfen Ohren verloren.

Auch an dem Abend hatte ihn sein Lauscherposten keine Ruhe gelassen. Der Wirt kannte Rose, war mit Harald Olassens Wahl vollständig einverstanden gewesen. Um so mehr wunderte es ihn, daß sie plötzlich anscheinend mit einem Freund das Zimmerchen für sich allein begehrte. Da war Vater Pieter auf der Hut gewesen. Die ganze Zeit, da die beiden jungen Menschen zusammensaßen, hatte er seinen Horchposten nicht verlassen. Aber nichts Böses hatte er erlauschen oder erspähen können.

Nur eins hatte er herausgehört: Daß die junge Frau Olassen dem Jugendfreund dies späte Stelldichein nur gegeben hatte, um ihn zu beruhigen, ihn ein für allemal zu hindern, ihre Ehe zu stören. Und alles aus dem Grunde, damit Harald Olassen seinen Seelenfrieden bewahre. Deshalb durfte er auch von allem nichts wissen. Ganz gerührt war der alte Mann gewesen. Wie ein Engel erschien ihm die junge Frau, deren grenzenlose Liebe nicht einmal davor zurückschreckte, ihren guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Denn irgendeiner der Gäste konnte sie immerhin gesehen haben.

All das wollte Vater Pieter jetzt sagen. Aber seine angeborene Wortschwierigkeit machte ihm seine Verteidigungsrede unmöglich, besonders da Harald Olassen ihm schon das erste Wort brüsk abschnitt.

Dunkel drohend stand er vor Rose. „Ich wünsche keinen Skandal. Du folgst mir jetzt unverzüglich. Das Weitere wird sich morgen finden."

„Harald!" Flehend bat Roses junge Stimme. Aber vor der verzerrten Wut des Mannes wurde alles zu einem Nichts.

Krachend schlug er den Wagenschlag hinter der kleinen lautlos in sich hineinweinenden Frau zu.

In ein völlig erloschenes, aschfahles Gesicht schaute Vater Pieter, als Harald Olassen sich ihm wieder zuwandte. Ein furchtbarer Kampf hatte den letzten Zug von Glauben und Vertrauen in dem Antlitz vernichtet. Ein eiskalter Zynismus, eine völlige Verzweiflung sprach aus diesen Zügen, in denen man den Harald Olassen der vergangenen Wochen nicht mehr widererkannte.

„Herr Harald!"

Aber der Mann stieß den treuen Alten beiseite.

Im Gang begegnete er Dieter Nadler, der dem Furtbaren mutig entgegentrat. Er wußte, was Harald Olassen über ihn dachte. Gleichgültig war es ihm. Wenn nur Rose nicht zu leiden brauchte! Und dann: Letzten Endes trug er selbst die Schuld an dieser entsetzlichen Szene, die Roses ganzes Lebensglück vernichten konnte, weil er die Frau so verzweifelt um eine Stunde Beisammensein gebeten hatte.

Ueber den jungen Dichter war wieder der Höhenrausch des unendlichen, freien Menschentums gekommen, das sich vor nichts fürchtete. Offen und frei wollte er seine Schuld bekennen, die mehr in einem unseligen Schicksal verankert war als in der Unreinheit seines Herzens.

Aber Harald Olassen schnitt auch ihm jedes Wort ab. Zynisch betrachtete er den anderen von oben bis unten.

„Wollen sich jetzt wohl rechtfertigen und Rose reinwaschen von Sünde und Fehl? Dafür ist's jetzt zu spät, mein Lieber. Den Glauben, den ich eben verlor, der wird wohl für die Ewigkeit vernichtet sein. Sie werden ihn auf jeden Fall nicht wieder aufrichten."

Ungestüm schleuderte Harald Olassen die Tür hinter sich ins Schloß.

Dieter Nadler stand allein, einsam in der wahnsinnigen Qual, durch einen einzigen Augenblick Roses ganzes Lebensglück in den Staub gezerrt zu haben.

Und dennoch: war diese eine Stunde voll Heimatgedenkens nicht wie ein haltender Anker für sie gewesen? Schon nach den ersten Worten hatte es der Mann herausgefühlt, daß Roses unendlichem Liebesreichtum viel freier Raum gegenüberstand, aus einem völligen Unverständnis heraus. Da waren die wenigen Worte aus der Heimat wie Balsam gewesen. Unbewußt hatte es die junge Frau wohl nach einer solchen Aussprache gedrängt.

Aber trotzdem — Dieter Nadler gab nur sich allein die Schuld an dem Unglück dieser Stunde. Mit Bewußtsein wenigstens hatte Rose nur an den gedacht, den sie liebte, hatte Dieter nur zu beruhigen versucht, um Harald Olassens Ruhe nicht aufzuschrecken. Und dieser Mann ging hin und verdächtigte Rose in so furchtbarer Weise.

Dieter Nadler ballte plötzlich die Hände zur Faust. Schneeweiß im Gesicht, sah Vater Pieter ihn in die Nacht hinausstürmen.

* * *

Eine fast sommerliche Wärme atmete in dem nach dem Garten hinaus gebauten Wintergarten des Hauses Olaffen. Große Blattpflanzen wechselten an den Fenstern mit sich verschenkenden Blüten ab, die der Gärtner jede Woche aus dem Gewächshaus neu hinstellte. Der kleine Springbrunnen sprudelte ein helles klares Wasser in die grüngoldene Schale, in der die Goldfische mit neugierig glotzenden Augen von Zeit zu Zeit hervorschnellten. In dieser Atmosphäre eines fast ewigen Sommers, dessen angenehme Temperatur eine unsichtbar angelegte Heizvorrichtung vortäuschte, ahnte man nichts von dem strengen Winter, der draußen in frostklirrendem Sturm über die Straßen jagte und alle lindernden Schneewolken schon seit Tagen verjagte.

Und dennoch fröstelte die junge Frau, die in einem hellen Kleid auf einem der bequemen Sessel saß.

Rose starrte in den Garten hinaus. Laublos standen die Bäume jetzt in kahler Grausamkeit da. Sorgfältig mit Tannenreisern bedeckt schlummerten die Blumen einem neuen Frühling entgegen.

Frühling! Spätsommer war es gewesen, als Harald Olaffen ohne Abschied von seiner jungen Frau wieder von neuem in die Welt hinausgezogen war.

Zitternd vor Angst hatte Rose damals die ganze Nacht auf ihn gewartet. Irgendein schreckliches Mißverständnis mußte ja vorliegen, das mit ein paar Worten zu klären war. Aber es fand sich zu einer Rechtfertigung keine Gelegenheit mehr. Harald Olaffen war seit jener Nacht nicht mehr nach Hause zurückgekehrt. Telephonisch hatte er die Mutter gebeten, seine Koffer packen zu lassen und sie ihm dann nachzuschicken.

Rose krampfte die Hände zusammen. Sie ahnte jetzt die schwere innere Spannung zwischen Harald und dem Jugendfreund. Aber dennoch . . . Hätte Harald ihr nicht vertrauen müssen?

Ein wenig müde erhob sich die kleine Frau. Vielleicht war es die fast ungewohnte Wärme des Wintergartens, der in seinem Blütenzauber so seltsam gegen die anderen Räume, die sich nie recht durchwärmen ließen, abstach, was sie so erschauern ließ. Oder war es die grenzenlose Einsamkeit, die Rose allmählich bis zur völligen Erschöpfung trieb?

Wie eine Gefangene lebte sie nun schon seit Wochen. Kein Wort hatte Barbara Olaffen seit jener verhängnisvollen Nacht mit ihr gesprochen. Und doch . . . ein unheimlicher Haß leuchtete aus der alten Frau Augen. Sie hatte es kommen sehen. Schon immer hatte sie um des Sohnes Glück gebangt. Nun es so weit war, schloß sie sich völlig von aller Welt ab.

Eine Grabesruhe herrschte in dem alten Haus. Und mehr denn je gingen Gespenster darin um. Gespenster eines völligen Unterganges, der der alten Frau Olaffen keine Ruhe ließ.

Die alten Familienbücher lagen Tag und Nacht vor ihr aufgeschlagen. Seltsam verwischten Zügen forschte sie nach. Aber sie sah nur immer das eine: eine stolze Reihe von Ahnen hatte den Namen Olaffen durch die Jahrhunderte hindurch geführt. Jetzt sollte er erlöschen.

Barbara Olaffen stöhnte. Ihr Sohn war in der ältesten Linie Olaffen der einzige Namensträger. Mit ihm würde die Linie erlöschen. Denn eine erneute Ehe würde Harald Olaffen nicht eingehen. Das wußte seine Mutter.

Auf ihren Krückstock gestützt, ging die alte Frau durchs Haus.

Stimmen wurden laut in ihr, seltsam fordernde Stimmen, die die alte Frau zu höhnen schienen, zur Verantwortung zogen: „Nicht dulden hättest du es sollen, Barbara Olaffen, daß dein Sohn die Ehe mit diesem Kind einging. Du wußtest es ja vom ersten Augenblick an, daß es nur Unglück heraufbeschwören würde."

Barbara Olaffen keuchte.

Wenn sie nur nicht gezwungen gewesen wäre, mit Rose im gleichen Hause wohnen zu müssen! Eine Schande war es eigentlich. Warum zog die junge Frau nicht selbst die Konsequenzen aus ihrem Handeln, kehrte zu ihrem Vater zurück?

Vor Tagen einmal, die sich nun schon zu Wochen reihten, hatte Barbara Olaffen ein einziges Mal mit Rose gesprochen, ihr nahegelegt, doch endlich das Haus zu verlassen und die Scheidung bei ihrem Vater abzuwarten. Aber Rose hatte dem allen einen schweigenden, beharrlichen Widerstand entgegengesetzt. Seit dem Tage haßte Barbara Olaffen die junge Frau noch viel mehr. Denn nun wußte sie, daß sie noch bis zu ihrem Tode mit der Schwiegertochter zusammenwohnen mußte. Denn zu einer Scheidung ließ es Harald nicht kommen. Er haßte den öffentlichen Skandal. Und ehe er der Vaterstadt das Schauspiel einer Scheidung bot, ging er lieber selbst fort ins Ungewisse, er, der seine Heimat so sehr liebte.

Einen Fluch stieß Barbara Olaffen gegen die junge Frau aus.

Aber gehaßt und verflucht — Rose harrte auf ihrem Platz aus. Einmal wiederkommen mußte Harald ja, genau so weltverbittert wie damals, als sie sich fanden. Dann würde sie dastehen und ihn in wortloser Liebe an sich ziehen, um ihm von neuem den Glauben an die Welt, die Frauen wiederzuschenken.

Ueber Roses blasses Gesicht, in dem die Augen in einer unendlich verzeihenden Liebe wie Sonnen leuchteten, flog ein schmerzlicher Glücksschimmer. Bin dir ja auf ewig unlöslich verbunden, Harald!

Damals, nach den allerersten Wochen einer völ-

Sie können sich auf FRUIT-A-TIVES verlassen

Sie beheben Verstopfung, Kopfschmerzen, Unverdaulichkeit; Biliosität, Müdigkeitsgefühl; sie reinigen Ihre Nieren, beseitigen Rheumatismus und machen den meisten anderen gewöhnlichen Krankheiten ein Ende.

Fruit-a-tives ist keine gewöhnliche Patentmedizin, sondern die wissenschaftliche Verordnung eines berühmten canadischen Arztes. Das Mittel ist hergestellt aus Fruchtsäften, Kräutern und Stärkungsmitteln — und es ist jetzt das am meisten verkaufte Heilmittel seiner Art in Canada.

Ursprünglich hergestellt mit der Absicht, daß Aerzte es anwenden sollten, wird es seit einigen Jahren in Tablettenform fabriziert und für den allgemeinen Gebrauch des Publikums auf den Markt gebracht.

Fruit-a-tives wirkt auf die Leber, indem es dieselbe reinigt, stimuliert und stärkt; ferner hat es auch eine Wirkung auf den Magen, den Darm, die Nieren und die Haut. Es wirkt auf das System, indem es alle diese Organe zusammen arbeiten läßt, sodaß jedes seinen vollen Teil der Arbeit natürlich und vollkommen tut bei der Verdauung Ihrer Nahrung, beim Herausziehen der Nährwerte und bei der Ausscheidung der Abfallstoffe. Es gibt, wie wir glauben, nichts Besseres für Sie. Es ist bestimmt ein Mittel, das Sie brauchen können mit der vollen Zuversicht, daß Ihre Gesundheit dadurch gefördert wird.

Nur weil Fruit-a-tives solch hervorragende Heilwirkung hat, gibt es so viele Menschen, die sagen, daß es ihnen Besserung, Wohlbefinden und bleibende gute Gesundheit verschafft hat, nachdem viele andere Medizinen fehlgeschlagen haben.

Versuchen Sie Fruit-a-tives und beobachten dann, welch einen Unterschied sie herbeiführen werden in Ihrer Gesundheit und Ihrem Lebensmut.



Halten Sie Ihre Leber tätig!

Und Sie werden sich wunderbar fühlen — Niemals Kopfschmerzen, nie müde, krank, verstopft.

Ihre Leber ist das größte Organ in Ihrem Körper und nebst dem Herzen das wichtigste. Sie tut viererlei. Sie liefert das natürliche Laxiermittel des Körpers, gibt Ihrem Blut die richtige Nahrung, hilft den Nieren und dem Magen, beliefert die Muskeln, Gewebe und Drüsen mit Energie. Sie können sich nicht wohl fühlen, wenn Ihre Leber nicht gesund ist. Das System wird vergiftet und Sie fühlen sich elend. „Fruit-a-tives" machen Ihre Leber schnell gesund. Sie fühlen sich bald wie eine neue Person. Die Formel eines berühmten Arztes — Früchte und Kräuter — hat Tausenden perfekte Gesundheit gegeben.

Ueberall in Drug-Stores und allgemeinen Läden erhältlich—25c und 50c per Schachtel

Hergestellt nur nach der geheimen Formel der

FRUITATIVES PRODUCTS LIMITED - 33 Front Street, Hull, Quebec



ligen Apathie, hatte Rose mit sich gekämpft, ob sie nicht zu ihrem Vater zurückkehren sollte. Aber sie war geblieben. Er sollte nichts wissen von der furchtbaren Qual ihrer Ehe. Doch die Fürsorge für den Vater war nicht ausschlaggebend gewesen. Immer wieder von neuem kam die junge Frau in Versuchung, das düstere Haus Olaffen zu verlassen, da man sie fast wie eine Schwerverbrecherin hielt, jeden ihrer Schritte bewachte. Bis zu einem Tage, da sie in einer selig beglückenden Schwäche gefühlt, daß sie dazu gesegnet war, einmal dem Erben Olaffen das Leben zu schenken. Da gab es für Rose kein Weichen mehr. Mutig mußte sie ausharren, sich durchsetzen.

Warten, immer nur warten, bis zu dem Tage, da Harald endlich zu ihr zurückkehrte. Unlöslich waren sie ja aneinander gebunden.

Warten, warten — Tage, Wochen, Monate, Jahre!

Rose faltete die Hände ineinander.

Harald, einmal ja kommst du zu mir! Ich weiß es.

Tränen suchten sich ihren Weg über das zarte, blasse Antlitz.

Der Glaube, der unendlich stark in der Liebe wurzelt, hielt die junge Frau aufrecht.

* * *

Schwer, wuchtig stieg die Silhouette der großen Stadt aus der Ferne auf.

Harald Olaffen starrte der Heimatstadt entgegen. Wie in wilder Flucht hatte er sie vor wenigen Monaten verlassen. Nicht mehr betreten wollte er sie je wieder. Jetzt zwang ihn die plötzliche ernstliche Krankheit der Mutter dazu. Nicht viel Worte hatte Barbara Olaffen geschrieben. Nur das eine: „Komm, ich brauche dich!“

Da zögerte der Sohn nicht länger. Die einzige Frau war die Mutter, die ihn nicht enttäuscht, nicht betrogen, die nie etwas von ihm gefordert, die ihn immer gleichbleibend geliebt. Für sie mußte er selbst das schwerste Opfer bringen, zurückkehren zu dem Ort, an dem sein Leben für immer zerbrochen war.

Harald Olaffen winkte einem Gepäckträger, händigte ihm den Gepäckschein aus.

Er hatte seine Ankunft nicht gemeldet, konnte also nicht hoffen, daß man ihn erwartete. Und doch: so schmerzlich weh war es, wie ein Unbekannter, Ungeliebter in die Heimatstadt zu kommen. Fast wie ein Verbrecher!, dachte der Mann.

Verbrecher! Er kräuselte die Lippen in bitterem Spott. Man wurde an mir zum Verbrecher. Alle! Das ganze Leben. Vor allem aber die Frauen, von denen die Dichter so schöne Weisen zu singen wissen. Zynisch verzog Harald Olaffen den Mund. Wahrscheinlich kennen diese lächerlichen Phantasten keine einzige Frau. In der Entfernung sieht sich alles anders an.

Ohne daß er es wollte, hatte der Mann die Stadt hinter sich gelassen, stand weit draußen, da schon der herbe Salzgeruch des Meeres ging.

Also noch nicht einmal mein Instinkt führt mich in das Haus hin, da ich hingehöre!

Harald Olaffen ballte die Hände zur Faust.

Es wird nicht zu umgehen sein. Irgendwo werde ich sie in den nächsten Stunden wiedersehen, Rose, die mich viel tausendmal qualvoller betrog als je eine andere Frau. Eben weil ich sie bis zum Wahnsinn liebte.

Wie von ungefähr stieß der Mann die Tür zu Vater Pieters niedrigem Schankraum auf. Nur eine halbe Stunde rasten, bevor er das alte Haus Olaffen betrat.

„Feigling!, knirschte der Mann vor sich hin. Wirst dich schon nicht ein zweites Mal betören lassen von diesem zarten Engelsgesicht.

„Herr Harald!“

Vater Pieter erhob sich von seinem Platz hinter dem Schanktisch nicht mit der gewohnten gravitätischen Ruhe. Er lief beinah dem Eintretenden entgegen.

„Herr Harald!“ Der Alte fuhr sich in der Aufregung mit der blendend weißen Schürze über die Stirn. „Gut, daß Sie kommen!“

Harald Olaffen winkte ab. „Hätte nie wieder hierherkommen sollen, Vater Pieter. Die bitterste Stunde meines Lebens habe ich hier erleben müssen.“

Der Wirt wischte jetzt mit der Schürze über den Tisch wie in tiefem Nachdenken. „Das ist es ja eben, Herr Harald, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte. Ich verstehe das nicht mit der bittersten Stunde.“

Der andere fuhr auf, so jäh und wild erregt, daß er das Glas zu Boden stieß.

Aber beruhigend legte ihm der Wirt die Hand auf die Schulter. „Nicht immer gleich alles über Bord werfen! Das ist es auch damals gewesen.“

Erst widerwillig, dann immer aufmerksamer, endlich in einer gesteigerten Leidenschaft lauschte Harald Olaffen auf des alten Mannes Erzählung.

„Fast jeden zweiten Tag ist die kleine Frau bei mir gewesen, hat nach Ihnen gefragt.“ Vater Pieter fuhr sich in aufkommender Rührung über die Augen. Wie konnte man nur so ein Geschöpfchen wie die junge Frau Olaffen verlassen! Der Alte verstand seinen Liebling nicht.

„Sie haben nicht recht gehandelt.“ Ganz energisch klopfte er jäh auf den Tisch. „Ein Engel ist Ihre Frau! Vielleicht sogar bald ein wirklicher. Blaß und schmal sieht sie aus, zum Erbarmen!“

Ein besinnliches Schweigen geisterte durch den weiten, niedrigen Raum. Damals, vor vielen Jahren, hatte Vater Pieter dies Schweigen gebrochen, um nicht ein Grübeln und Sichbesinnen bei

Harald Olaffen aufkommen zu lassen. Heute war er ganz still, rauchte seine Pfeife.

Der Mann ihm gegenüber war zu verbittert, um den lichten Rettungsanker sofort zu ergreifen. Warum nur hatte Rose damals sein ausdrückliches Gebot übertreten? Er hatte Grund gehabt, ein Zusammensein zwischen ihr und Dieter Nadler zu unterbinden. Rose selbst hatte damals wenig von seinen Gründen verstanden.

Wie in einer Vision stand die ganze Szene plötzlich wieder vor des Mannes Augen: So hart war er gewesen in seiner jäh hervorbrechenden Eifersucht! So erschrocken hatte Rose ausgesehen! Weil er ihr keinen Grund seines Verhaltens angegeben hatte.

Immer undurchsichtiger wurde die Luft im niedrigen Raum. War so, als wollte Vater Pieter alle Wirklichkeit einnebeln, nur, um allem Denken zu einem tatsächlichen Sein zu verhelfen.

Weshalb gab ich keinen Grund an?

Harald Olaffen versank in tiefes Grübeln. Wie ein Kind hatte er Rose immer behandelt, ihr nichts zugetraut, ihr deshalb seine Bitten, die oft wie Befehle geklungen, ohne jeglichen Grund gegeben. Als ein ewig sprudelnder Kraftquell war sie ihm erschienen, der ihm restlos Heilung und Befriedigung schenkte. Und sie selbst?

Der Mann stöhnte.

Hundert- und tausendmal war er an ihr schuldig. Nichts hatte er ihr gegeben als seine tyrannische Liebe, die sie noch nicht einmal vor den dauernden Angriffen seiner Mutter geschützt hatte. Ausgeschlossen hatte er die, die ihm Lebenskameradin bedeuten sollte, von allem, was im Grunde genommen sein Innerstes bewegte. Hatte er sie nicht oft nur beiseite geschoben, weil sie noch so unerfahren war, und nicht einzig, weil er ihr die Härten des Lebens verschließen wollte?

„Vater Pieter?" Ganz hart packte der Mann plötzlich nach des Alten Hand. „Warum habe ich mein Glück selbst zerschlagen?"

Vater Pieter lächelte fein.

„Es ist noch nicht zerschlagen, Herr Harald!"

Da sprang Harald Olaffen auf:

„Rose wartet — wartet noch immer auf mich?"

Der andere nickte.

Ein stürmischer Händedruck zerdrückte ihm fast die Finger.

„Er wird doch noch einmal der Alte!" Vater Pieter sah dem wie gehetzt Davoneilenden nach.

Nicht einen einzigen Augenblick Atempause gönnte sich Harald Olaffen. Möchten die Leute denken, was sie wollten! Im Laufschritt legte er die Strecke bis zur nächsten Taxistelle zurück.

Und dann:

„So schnell wie möglich. Strafmandat, alles ganz gleich!"

Der Motor sprang an. In seinem Rattern klang zerfetzt das Lied, das irgendein Drehorgelspieler mit blau gefrorenen Fingern unermüdlich drehte:

> „Bist mein Leben, bist mein Tod,
> Bist mein Jauchzen, meine Not.
> Rose, bist für ewig mein,
> Rose, Rose, du allein!"

Im Jagen des eigenen Blutes setzte sich das Lied fort. Rose, Rose!

Grell schrie die Glocke durch das alte graue Haus Olaffen.

Mit gewandter Sicherheit wollte das Hausmädchen Harald Olaffen die Garderobe abnehmen. Aber der Mann riß sich förmlich den Mantel vom Körper, warf ihn mit dem Hut in irgendeine Ecke.

Ein, zwei Sprünge — die Treppe war überwunden. Da, Roses Zimmer.

Eine seltsame Furcht beschlich Harald Olaffen plötzlich. Sein ganzes Glück, im nächsten Augenblick würde es sich entscheiden! Fast zaghaft lag seine große Hand ouf dem Griff.

Aber er brauchte nicht selbst niederzudrücken. Die Tür wurde von innen geöffnet.

„Harald, ich habe dich kommen hören!"

Vor Harald Olaffen offenbarte sich das ewige Wunder einer alles verzeihenden Frauenliebe, die über ihr eigenes Ich klaglos hinwegschreitet.

„Rose!" Wie ein Ertrinkender klammerte sich der Mann an die zarte Gestalt. „Rose!"

Ueber der kleinen Frau schmales Gesicht rann eine einsame Träne. Immer durchsichtiger wurde das Antlitz.

Da bettete Harald Olaffen Rose mit zarter Sorgfalt auf seinen Arm, trug sie hinunter in die sommerliche Wärme des Wintergartens.

Blühende Bäume, das Plätschern des Springbrunnens!

Rose schlug die Augen wieder auf.

„Harald, wie gut, daß du wieder da bist!"

Da sank Harald Olaffen erschüttert in die Knie, barg den Kopf in der Frau Schoß.

„Rose, liebe kleine Rose, wie konntest du nur so lange auf mich warten?"

Mit einer unbewußt unendlich verzeihenden Bewegung streichelten Roses kleine Hände über des Mannes dunkles Haar.

„Hatte dich doch lieb, Harald! Und dann" — bis zum Flüstern sank die helle Stimme —, „dein Kind band mich an dies Haus hier. Ich durfte ihm doch nicht das Vaterhaus nehmen."

Es war Harald Olaffen so, als zöge ihn unerbittliches Gericht zu furtbarer Verantwortung. Ich hatte dich lieb! Das half Rose über alles hinweg. Während seine eigene Liebe . . .

„Rose!" Unendlich schützend legte Harald Olaffen den Arm um die schmalen Schultern der kleinen Frau. Demütig neigte er den Kopf vor ihr.

Ein Kind würde sie ihm schenken, den seit Jahren so sehnlichst gewünschten Erben Olassen. Für das Kind hatte sie alles ertragen, bis zur Aufgabe des eigenen Ichs.

„Rose!"

Vierter Teil.

Herbst

Vorsichtig schloß Rose die Tür. Hinter ihr schlief Barbara Olassen beglückenden Genesungsschlummer.

Es war ein harter Kampf gewesen, daß die Schwiegertochter sie pflegen durfte. Denn trotz der Erkenntnis, daß Rose Harald stets unendlich liebende Treue gehalten, wollte die alte Frau der jungen nicht den Weg zu ihrem Herzen freigeben. Ein Kind blieb Rose in ihren Augen, eine allzu unerfahrene Hausfrau.

Aber als Harald ihr nach einer solchen Stunde des Kampfes, in der er hart mit dem bitteren Vorurteil der Mutter rang, von Roses süßes Geheimnis erzählte, da gab sich Barbara Olassen endlich überwunden. Zwar nicht gerade freundlich ließ sie die Schwiegertochter zu sich bitten, aber sie duldete es immerhin doch, daß sie stundenlang an ihrem Lager saß, ihr vorlas, ihr vorplauderte.

Und wenn sie es auch gar nicht wollte — die alte Frau ließ sich endlich von Roses frischer, reiner Jugend gefangennehmen. Zwar gönnte sie ihr noch immer kein recht freundliches Wort, aber sie ließ sich doch herbei, ihr diesen und jenen guten Ratschlag zu geben, den die junge Frau dankbar annahm.

Und seltsam! Der Haushalt zeigte plötzlich keine bösen Stockungen mehr, alles ging seinen geordneten Lauf, und die Dienstboten erlaubten sich keine allzu freiheitlichen Ausschreitungen mehr. Hinter der jungen Frau fühlten sie den unsichtbaren Schutz von Barbara Olassens starker Persönlichkeit, deren scharfen Augen auch nicht die geringste Kleinigkeit entging. Und bald hatten sie sich wirklich auch an Roses Wünsche und Befehle gewöhnt, die nie eine Unsinnigkeit in sich bargen, sondern stets auszuführen waren.

Die kleine Frau fühlte ein immer bereites Entgegenkommen. Sie wuchs über ihre scheue Zartheit hinaus, trat sicherer auf.

Die Flut von Besuchen, die ihr zu Beginn der Ehe so viel Schrecken eingeflößt, hatte völlig nachgelassen. Harald hatte sich mit seiner jungen Frau für diese Wintersaison vollständig zurückgezogen.

Niemand verargte es ihm, wenn auch hier und da immer wieder Stimmen laut wurden, die es bedauerten, daß der berühmte Arzt sich gänzlich allen gesellschaftlichen Verpflichtungen entzog. Aber Rose war ihm dankbar dafür.

Nach den ersten gutgemeinten Ansätzen, die Harald Olassen gemacht, um seine kleine Frau auch mit seinem Beruf vertraut zu machen, war Rose zwar wieder viele Abende allein. Der Gatte war kein guter Lehrer, verstand nicht, daß Rose all die ihr doch völlig fremden Begriffe nicht sogleich fassen konnte, trotz des besten Willens auch kein Verständnis für irgendeinen besonders gelagerten Krankheitsfall aufbringen konnte, der ihn sehr interessierte.

So gab es doch wieder viele Abende, die der Mann mit Kollegen zubrachte, auch mit Irene Gärtner, die es von neuem verstand, sein berufliches Interesse an sich zu fesseln. Harald Olassen verstand es nicht, das allgemein Menschliche seines Berufes herauszustellen.

So blickte Rose wie früher seinen Patientinnen nach, die zu ihm in die Sprechstunde kamen. Blasse, verhärmte Gestalten waren darunter. Denn es war bekannt, daß der Arzt fast nie bei denen auf der Schattenseite des Lebens eine Rechnung aufstellte. Die Arme hätte Rose oft diesen armen verkümmerten Frauen entgegenstrecken mögen, sie trösten als Frau zu Frau, da mit Hilfe einsetzen, wo eine ärztliche Berufshilfe versagte.

Und trotz allem: Rose war nicht mehr so einsam. An den Abenden, da Harald nicht bei ihr war, fühlte sie sich dem alten Haus Olassen in besonderem Maße verbunden. Heimat war es ihr jetzt geworden. Und sie lächelte jedesmal verzeihend, wenn der Gatte sie bat, nicht böse zu sein, wenn er sie einmal einen Abend allein lasse.

Rose streichelte über das winzige Jäckchen, das unter ihren geschickten Händen wie ein süßes Wunder entstand.

Nie mehr konnte sie ja einsam sein. Die Kraft des Blutes band sie jetzt an das ganze Geschlecht der Olassen, das ihr in der Liebe zu dem einen als verpflichtendes Geschenk gegeben. Nicht mehr wie früher schütterte sie das Grauen, wenn sie durch die weiten Räume, die widerhallenden Gänge ging. Die Angst vor dem tastenden Schritt der Gespenster war überwunden in dem Bewußtsein, daß all diese strenge Feierlichkeit der Jahrhunderte einmal ihres Kindes Heimat sein würde.

Rose faltete die Hände über dem Kinderjäckchen. Eine bergeversetzende Kraft fühlte sie jäh in sich, eine Kraft, die sie über alles Irdische hinaushob.

„Harald!"

Im tiefsten erschüttert barg die kleine Frau das Antlitz in den Händen. Wie ein verklärender Heiligenschein stand das helle Haar um die weiße reine Stirn. Aber Rose wußte nichts von dem unendlichen Segensquell in sich, der in ihrem Kind seine stärkste Macht senden würde, um Harald Olassen für ewige Zeiten zu erlösen. Nur eine ungewisse Ahnung hatte die junge Frau, daß sie dazu berufen war, immer zu helfen und zu heilen.

Rose erschrak beinah, als das Hausmädchen nach kurzem Anklopfen eintrat.

„Ein Herr Nadler wünscht gnädige Frau zu sprechen!"

„Ich lasse bitten!"

Fast wie unter einer Eingebung erklärte sich Rose zu einem Empfang bereit. Sie wußte, der Jugendfreund kam zu einer Rechtfertigung, einem Verzeihen. Sie durfte ihn nicht abweisen. Und Harald hätte es wohl auch nicht getan, sprach er doch neulich selbst den Wunsch aus, einmal mit dem jungen Dichter zusammenzukommen.

Rein wie zwei Kinder standen sich Rose Olafsen und Dieter Nadler gegenüber. War nichts mehr zwischen ihnen als eine selbstlose Jugendfreundschaft, zu deren Reinheit der Mann sich in qualvoll schlaflosen Nächten durchgerungen.

Ohne daß Rose damals ein Wort mit ihm darüber gesprochen: er wußte, daß sie unerschütterlich in ihrer Liebe zu Harald Olaffen war. Mit keiner noch so leisen Liebesregung hatte sie sich zu dem Jugendgespielen hingezogen gefühlt. Dieter Nadler wußte, es war Sünde, Roses so unendlich reinen, klaren Seelenspiegel zu trüben, denn sie gehörte zu Harald Olaffen.

Nun stand der Mann hier, um diesem Rechenschaft abzulegen über jene Stunde damals, da der andere ihn nicht hatte zu Worte kommen lassen.

Mit einer fast mütterlichen Handbewegung wehrte Rose all die bitteren Anschuldigungen ab.

„Es war ein unglücklicher Zufall damals. Es ist längst alles wieder gut, Dieter."

Da nahm Dieter Nadler die kühlen, schmalen Hände der Jugendgefährtin, küßte sie in tiefer Demut.

„Ich habe mich auch wiedergefunden, Rose. Ich weiß, daß es meine Pflicht ist, zu verzichten." Dunkel standen des Mannes Augen in dem tief gebräunten Gesicht. „Mich hat das Leben zu anderem bestimmt, als in der Liebe mein Glück zu finden."

In einer fast bebenden Erregung sprach Dieter Nadler von seinem Werk, das überall Aufsehen erregte. Die Gipfel des Lebens würde er erstürmen, um der Menschheit die heimliche Königskrone zu erobern.

Fast versonnen sah Rose dem Jugendfreund nach, dessen starkes, zukunftsgläubiges Menschentum im aufrecht stolzen Gang schon rein äußerlich offenbar war. Die Straße sah Rose ihn hinabschreiten. Gut war sie dem jungen Dichter stets gewesen, mit einer schwesterlichen Liebe. Aber er brauchte sie nicht, war stark genug. um die Klippen des Lebens selbst zu umschiffen. Sie gehörte zu Harald Olaffen, dessen ganzes Sein in ihrer Liebe verankert war.

Fast unbewußt blickte Rose noch einmal auf die Straße hinab.

Noch eine zweite Gestalt hatte die Haustür freigegeben: eine schmächtige junge Frau, der die Lebensverzweiflung in den Augen stand. Scheu sah sich die Frau um.

Im gleichen Augenblick fiel Rose ein, daß sie die Frau erst vor wenigen Minuten hatte kommen sehen. Sie konnte noch gar nicht im Wartezimmer gewesen sein.

Ob sie sich nicht traute?

Ein heftiges Mitleid überkam Rose Olassen. Sie stand auf, ging die Treppen hinunter, bis sie vor der Leidenden stand.

„Sie wollten gewiß zu meinem Manne?"

Wie zu Tode erschrocken wandte die Angeredete sich um. Und jetzt konnte Rose das verhärmte, trostlose Gesicht der Frau erkennen, in dem auch nicht mehr der geringste Lebensmut war.

„Kommen Sie!" Rose legte den Arm um die schmalen gebeugten Schultern, zog die Verzweifelte mit ins Haus. Aber nicht den Weg ins Wartezimmer wies sie ihr, sondern in der Behaglichkeit des eigenen Zimmers saß sie ihr gegenüber. Es war nicht ein Schwall teilnehmender Worte, der der Bedrängten endlich die Lippen öffnete, sondern vielmehr Roses stilles Walten, ihr ruhiges Abwarten und der stärkende Druck ihrer zarten, kühlen Hände.

Ein Lebensschicksal von unendlicher Schwere entrollte sich, so grausig und unerbittlich, daß der jungen Zuhörerin Augen sich in Tränen verdunkelten.

Schon früh hatte Marie Petersen mit zu Hause verdienen müssen. Viele Geschwister, eine kranke Mutter, und der Vater war in seinem leicht aufbrausenden Jähzorn nirgends lange auf einer Stelle gewesen. Bis dann eines Tages doch ein Hoffnungsstrahl für die junge Marie Petersen gekommen war.

Einen braven und tüchtigen Burschen lernte sie kennen, versprach sich mit ihm und heiratete dann den Klaus Petersen, trotzdem sie sein Lohn kaum notdürftig unterhielt. Bis vor ein paar Monaten das große Unglück gekommen war. Klaus Petersen verunglückte tödlich, ließ seiner Frau nicht einen Pfennig Erspartes zurück. Fast ein Glück war es noch, daß Marie eine Stelle fand, einen Arbeitsposten mit schwerem Schaffen, fast unerträglich für die Schwächliche. Und wo jetzt bald das Kind kommen würde . . . Tonlos flüsterte die Verzweifelte vor sich hin.

„Die Mutter meinte, ich solle mal zu dem berühmten Doktor Olassen gehen. Er würde mir schon helfen. Aber ich trau' mich nicht zu ihm, so arm wie ich bin."

Leise, liebe Worte sprach Rose jetzt zu der Lebensverbitterten — Worte, die das arme wunde Herz wundersam stärkten. Es war nicht irgend etwas obenhin Tröstendes, Ermahnendes, war vielmehr ein völliges Sich-hinein-Versenken einer Seele in eine andere. Die gleiche Frauenerwartung verband, knüpfte die ersten Fäden zwischen den beiden ungleichen Frauen.

„Ich werde für Sie mit meinem Manne sprechen!" Rose erhob sich.

Und als Marie Petersen nach einer Stunde das große graue Haus Olassen verließ, zeigte ihr Gesicht einen neuen Schimmer Hoffnung auf den blassen Zügen.

Droben am Fenster ihres hellen, trotz des Winters warmen Reiches stand Rose neben Harald Olassen.

„Rose!" Er beugte sich zu ihr nieder. „Bist mein lieber kleiner Kamerad!"

Rose aber wehrte alles Lob ab. Nur das eine wollte ihre unendliche Liebe: immer mehr in Harald hineinwachsen, um auch das letzte Winkelchen Weltverachtung und Lebensverbitterung auszutreiben.

Ein wunderbarer Plan stieg vor den beiden Menschen auf. Draußen vor der Stadt hatten die Olassens noch einen ausgedehnten Landbesitz. Ein helles, freundliches Haus sollte dort entstehen, geschützt gegen alle Unbill eines grausamen Lebens. Jungen Müttern sollte es Unterkunft geben, die gleich Marie Petersen aus Not am Leben verzweifelten.

Sie wußten es selbst nicht, wer den Anstoß zu diesem Plan gegeben hatte. Jeder wies auf den anderen.

Aber Harald Olassen fühlte, daß der Quell nur Roses unendlicher Liebe entsprang, die ihm endlich die letzte Erlösungsstufe schenkte — eine Erlösung für die Ewigkeit. Als tapferer, verständnisvoller Lebenskamerad würde sie neben ihm stehen, bereit für ihn zu jeder Stunde.

Der Mann beugte sich zu der kleinen Frau herab, küßte sie auf die reine Stirn.

„Kann dir ja nie im Leben genug danken, kleine Rose!"

* * *

Draußen auf dem Fluß trieben noch Eisschollen. Aber sie würden sich nicht mehr lange behaupten können. Der Wind war umgeschlagen, fegte nicht mehr so eisig durch die Straßen.

Harald Olassen und Rose hatten den Wagen verlassen, gingen das kurze Stück zu Vater Pieters Wirtschaft zu Fuß. Nicht lange wollten sie ausbleiben, denn es war zu erwarten, daß Dieter Nadler seinen gestrigen Besuch heute wiederholen würde.

Ein finsteres Gesicht hatte Harald Olassen gemacht. Er wollte von jener furchtbaren Stunde nichts wissen. Aber Roses Bitten hatte er nicht widerstehen können.

So still war es hier draußen. Leise mahnend ging das Klick der aneinander stoßenden Eisschol-

len. Dazwischen gluckste das dunkle Wasser, in dessen Tiefenschoß ein unnennbares Grausen wohnte. Am Ufer entlang keine Menschenseele. Nur ein Möwenschwarm flog manchmal mit mißtönendem Geschrei, durch irgendeine Kleinigkeit erschreckt, auf und brachte ein wenig Leben in die wintertote Landschaft. Sonst kein Laut.

Erst in der Höhe von Vater Pieters Wirtschaft begann das Leben wieder zu pulsen. Schiffer standen dort beisammen — Fischer, von denen einer jetzt bedachtsam ein Boot löste.

„Etwas geschehen?" Harald Olaffen hielt den Schritt etwas an.

„Wird wohl!" Der andere nahm nicht die Pfeife aus dem Munde. „Ein junger Mann ist vor zwei Stunden mit einem Boot hinausgefahren. Ist bis jetzt noch nicht wieder zurück."

Harald Olaffen erschrak.

„Noch nichts von ihm gesehen worden?"

Ein Schiffer reichte ihm sein Fernglas.

„Da weit draußen treibt irgend etwas. Wahrscheinlich das umgeschlagene Boot. Wer weiß!"

Im Augenblick war Harald Olaffens Entschluß gefaßt. Hundert- und tausendmal wurde von ihm die Sorge um ein Menschenleben verlangt in seinem Beruf. Hier lag dieselbe Pflicht zu retten, was noch zu retten war.

Im Nu hatte er eins der Fischerboote gelöst. Nicht umsonst nannte man seinen Namen überall in Wassersportkreisen. Kraftvoll stieß er vom Ufer ab. Schaute erst jetzt hinter sich.

Eng zusammengekauert hockte Rose auf der Sitzbank hinter ihm.

„Rose!" Der Mann schrie entsetzt auf. Umkehren wollte er. Um keinen Preis wollte er das Liebste, das er auf der Welt besaß, einem Ungefähr anvertrauen.

„Du mußt zurück!"

Aber Rose gab nicht nach. Helfen wollte sie. Durch das Fernglas konnte sie beobachten, während Harald ruderte.

„Bitte, nicht zurück! Wir gehören doch immer zusammen."

Die beweglich bittende Stimme ließ Harald Olaffen Rose wieder sein besseres Wissen mitnehmen.

Schon jetzt begann ein äußerst schwieriges Fahren zwischen den Eisschollen. Aber man kam dem Boot immer näher.

Rose hatte sich halb aufgerichtet. Durch das Fernglas sah sie jetzt auf einer dem offenen Meer zutreibenden Eisscholle einen dunklen Punkt. Größer wurde er: ein Mensch.

Harald Olaffen strengte seine ganze Kraft an. Er hatte jetzt Rose vor sich sitzen, sah ihr angespanntes, kältegerötetes Gesichtchen, auf dem sich plötzlich ein jäher Schrecken abmalte.

„Harald! Dieter treibt auf der Eisscholle!"

Fast heftig riß der Mann das Fernglas an sich. Zitternd suchte er die Ferne ab. Rose hatte recht.

Dort weit hinten, unaufhaltsam trieb der Mensch, den er noch vor Wochen am meisten gehaßt, und dem er auch heute noch nicht gern begegnen wollte: Dieter Nadler!

Für einen Augenblick wurden des Mannes Arme schlaff. War so, als wolle die Kraft versagen.

Noch einmal prüfte Harald Olaffen den dunklen Punkt. So ruhig mußte Dieter Nadler stehen, fast unbeweglich.

Durch des Schauenden Seele ging plötzlich ein jähes Entsetzen. Wenn Dieter Nadler in vollem Bewußtsein diese irrsinnige Fahrt gewagt hatte? Wenn ihm das Leben ohne Rose so unerträglich war, daß er es nicht mehr weiterleben wollte?

Dicke Schweißtropfen standen auf des Mannes Stirn. Ich habe den jungen Menschen in dies winterliche Grausen hinausgetrieben. Ich gab ihm nicht die Gelegenheit, sich auszusprechen. Ich behandelte ihn wie einen Verbrecher, trotzdem er keine Schuld trug. Jetzt sucht er in der Verzweiflung draußen den Tod.

Mit Riesenkräften tried Harald Olaffen plötzlich das Boot vorwärts. In Strähnen hing ihm das dunkle Haar in das fast angstverzerrte Gesicht.

Ich muß Dieter Nadler retten, koste es, was es wolle. Er darf nicht um meinetwillen seinem Leben ein gewaltsames Ende machen.

Rose sah nicht den entsetzlichen Kampf auf des Mannes Gesicht. Vor ihren Augen wuchs immer mehr des Jugendfreundes Gestalt. Die Gipfel des Menschentums wollte er erstürmen, um der Menschheit Unendliches, Schönes und Kraftvolles mitteilen zu können. Jetzt trieb er hin, allen Naturgewalten grausam ausgesetzt.

Schneeweiß im Gesicht, krampfte Rose die Hände zusammen. Dieter darf ja nicht sterben!

Immer näher brachte Harald Olaffen das Boot an die Eisscholle.

„Aushalten!"

Seine Stimme konnte Dieter Nadler jetzt wohl schon auf die kurze Entfernung hören.

Rose hielt wieder das Fernglas in der Hand. Ganz genau konnte sie Dieters Gesicht jetzt sehen. Keine Angst war in ihm. Hell umflatterte sein lang gehaltenes Haar das jugendstolze Antlitz, in dem sich ein großes Menschentum offenbarte.

„Dieter!"

Roses Lippen flüsterten es fast. Nichts konnte die kleine Frau mehr hervorbringen. War in ihr das Erkennen, daß dort drüben der junge Mensch schon aus der Welt herausgelöst, daß er wieder in die Tiefen des Menschenlebens hinabtauchen würde.

„Dieter!"

Roses zarte Stimme wurde wie durch ein Wunder zu Dieter hinübergetragen.

„Rose!"

Der Mann formte die Hände zu einem Schalltrichter.

„Ich weiß, ihr werdet mich retten!"

In der Erregung hörte Harald Olaffen diese Worte nicht. Nur das eine sah er, das Furchtbare: die Eisscholle, die Dieter Nadler bis jetzt getragen hatte, barst in der Mitte, riß den auf ihr Stehenden blitzschnell mit sich in die Tiefe.

„Dieter!" Ohnmächtig sank Rose zu Boden.

Harald Olaffen aber warf Rock und Stiefel von sich. Er mußte den anderen retten. Um jeden Preis!

Von allen Seiten kamen jetzt auch die anderen Rettungsboote herbei.

Mit ihrer vereinten Hilfe gelang es dem Mann endlich, des Verunglückten Körper zu bergen. Auf dem Boden des Bootes lag Dieter Nadler. Ein seliger Frieden ruhte auf seinem stillen Antlitz. Tief beugte Harald Olaffen sich nieder. Aber so sehr er sich auch bemühte, er konnte keinen Herzschlag mehr feststellen. Dieter Nadler war tot.

Wenn nicht einer der Fischer mit ins Boot hinübergestiegen — es wäre zwischen den antreibenden Eisschollen zerdrückt worden. So kam es sicher zum Ufer zurück.

Herumgesprochen hatte sich das furchtbare Geschehen bereits. Aus den niedrigen Fischerhütten waren Neugierige, Mitfühlende gekommen. Stumm standen sie jetzt da, bildeten Spalier, als der Verunglückte auf einer schnell herbeigeholten Bahre nach Vater Pieters Wirtschaft getragen wurde.

Selbst wie ein dem Tode Geweihter, schwankte Harald Olaffen hinter der Bahre her. Auf alles Fragen, alle teilnahmvollen Worte hin hatte er nur ein stummes Kopfschütteln. Nicht einmal für seine kleine Frau, die Vater Pieter auf eigenen Armen in sein Haus trug, hatte er einen Blick.

Um seinetwillen hatte Dieter Nadler den Tod gesucht.

Drinnen in der Wirtsstube hatte man den Toten aufgebahrt.

Ein halblautes Schluchzen erfüllte den niedrigen Raum. Erschüttert drängten sich die Frauen zusammen, fuhren sich mit der Schürze über die Augen. So jung war der Verunglückte und so wunderschön! Fast zu schön für dieses Leben. Die wetterharten Männer schlichen sich scheu beiseite.

Allzu furchtbar hatte das Unglück Doktor Olaffen mitgenommen. Auf den Knien lag er vor der Bahre. Noch kein Wort hatte er gesprochen. Ein Freund mußte es wohl von ihm sein. Aber der Verunglückte war den Schiffern und Fischern fremd, sie kannten ihn nicht. Und der, der hätte Auskunft geben können, saß drinnen am Lager der kleinen Rose.

Mit unsäglicher Mühe war es Vater Pieter gelungen, die junge Frau wieder ins Bewußtsein zurückzurufen.

„Dieter — was ist mit Dieter?"

Nur noch aus Augen schien Roses Antlitz zu bestehen.

Der Mann wandte sich ab. Das entscheidende Wort wollte nicht über seine Lippen. Aber Rose verstand auch so.

„Tot?"

Vater Pieter nickte.

Da erhob sich die Frau. Schwankend ging sie in den Wirtschaftsraum hinüber. Die Fensterladen waren jetzt vor die Fenster geschoben. Die angezündeten Kerzen verbreiteten ein helles Dämmerlicht, von dem sich in den Ecken nur undeutlich die Schiffer und ihre Frauen heraushoben. Nur einen hellen Fleck gab es, einen verklärenden Schimmer: Dieter Nadlers helles Haar.

„Dieter!" Ueber Roses schneeweißes Antlitz rann eine einsame Träne. Eine zweite folgte. Bis es endlich war, als reihe sich eine unendliche Perlenkette aneinander.

„Dieter!" Zitternd streichelte die kleine Frau über des Jugendgespielen stilles, kaltes Gesicht.

Sonnige Kinderjahre stiegen wieder auf vor ihr. Kleine Spaziergänge, lustige Zeichenstunden, ein unendliches, unbewußtes Vertrauen. Ueber allem aber stand der Name: Dieter Nadler!

Roses tränenverschleierte Augen suchten noch ein letztes Trostwort in des Freundes Antlitz. War so, als öffnete der Tote noch einmal die Augen. Aber nicht Rose galt der Blick, sondern dem, der nun schon seit Stunden zu seinen Füßen kniete in gänzlicher Verzweiflung.

„Ich habe mich wiedergefunden, Rose! Ich weiß, daß es meine Pflicht ist, zu verzichten. Mich hat das Leben zu anderem bestimmt, als in der Liebe mein Glück zu finden."

Verstohlen schlichen die Schiffer, die Fischer, die Frauen hinaus.

Da neigte Rose sich zu Harald Olaffen. Seinen Blick zwang sie auf den Toten.

Aber der Mann sprang, wie von Furien gehetzt, auf. „Mörder!" Seine Lippen lallten.

Die Frau verstand plötzlich, was Harald so gänzlich zusammenbrechen ließ. Da fuhr sie sich tapfer über das kleine blasse Gesicht. Zart ergriff sie des Toten Finger mit der einen Hand, wie um Kraft zu finden. Mit der anderen aber faßte sie nach der Hand des Verzweifelten.

„Dieter ging nicht wegen seiner unglücklichen Liebe in den Tod. Ein wenig tollkühn war er wohl immer, das verleitete ihn zu dieser Bootsfahrt."

Roses junge Stimme schwang sich hell aus der

dumpfen, vernichtenden Trauer des Raumes auf. Von ihrem gestrigen Gespräch mit dem Jugendfreund erzählte sie. Ein besonders Auserwählter war er — einer, der schon in jungen Jahren die Gipfel des Menschentums erklommen. Und dann, sein letztes Wort war gewesen: „Ich weiß, ihr werdet mich retten!"

Rose schwieg. In Erschöpfung war sie neben der Bahre des Jugendfreundes niedergesunken, hielt seine kalten Hände umklammert.

Durch die Worte der Frau fand Harold Olafsen den Weg zu dem stillen Schläfer, dessen Jugend ihn einst vor vielen Jahren bezaubert, den er dann aber gehaßt, weil sie sich derselben Frau zugewandt.

Dieter Nadler! Ein reiner, offener Held war er gewesen! Er brauchte nicht aus der Welt zu fliehen. Er war stark genug gewesen.

Harald Olafsens Hände legten sich auf Rose, die des Toten Finger umfaßten.

Leise knisternd brannten die Kerzen, Tropfen nach Tropfen fiel von dem weichen Wachs auf den Boden. Von draußen aber klang das winterliche Klick der Eisschollen, die in der hereingebrochenen Nacht gespensterhaft gegeneinander stießen.

* * *

Helle, unendliche Gänge, weiße Türen, dicht gepolstert von innen, damit ja kein Laut in all diese Zimmer dringen konnte, in denen so oft ein Menschenleben zwischen Tod und Leben rang.

Aber was war dies alles gegen das Eine, Beglückende, da eine junge Mutter zum ersten Male ihr Kindlein im Arm hielt, in ihm der Segen einer unendlich beglückenden Ernte in ihr Herz zurückfiel. Da war in den unheimlich hellen Zimmern, in deren Ecken geheimes Grauen das Todes hockte, doch ein strahlendes Licht, das von ewig sich erneuerndem Leben sprach. Gerade wie die Natur dort draußen, da des Landmanns nervige Faust nach der schweren Arbeit des Pfluges im Vorfrühling die Saat in die Furchen streut, gläubig des wachsenden Lebens harrend, dessen süße Zartheit sich im Frühling selig verschwendet, um im Sommer verheißungsvolle Frucht anzusetzen, die er endlich im goldenen Herbst als Ernte einbringen kann. Der Wind fegt dann über die Stoppelfelder, der erste Schnee geht hernieder. Ist aber alles Vergehen nur, um der mütterlichen Erde eine Zeit der Entspannung, der geschützten Ruhe zu geben, damit sie den Anforderungen einer neuen Ernte wieder gerecht werden kann.

Ein weiter Garten zog sich um Harald Olafsens Privatklinik, in dem jetzt der Flieder seine duftenden Dolden verschenkte, der Goldregen ein köstliches Märchen vortäuschte, die Kerzen der Kastanien aber glühten und brannten wie auf einem ewigen Dankesaltar.

„Ein Maikind wird's geben!"

Die alte Schwester Anna, die schon so vielen jungen Müttern das Kindlein zum ersten Male in den Arm gelegt, ordnete vorsichtig das Frühstück auf dem Brett, um es ins Zimmer hineinzutragen.

„Ein Maikind!" Fast gedankenlos sprach Irene Gärtner die Worte nach.

Eine endgültige Anstellung als Assistenzärztin hatte sie bei Harald Olaffen gefunden, der ihr anscheinend völlig verziehen, daß sie einst versucht, sein und ihr Leben miteinander zu verbinden. Glänzend hatte es die Frau es verstanden, den Arzt über den wirklichen Zweck ihrer Pläne hinwegzutäuschen.

Irene Gärtner gab sich noch immer nicht vom Schicksal besiegt. Sie mußte ihr Ziel erreichen, mußte die Frau des berühmten reichen Harald Olaffen werden. Daß sie warten konnte, hatte sie bewiesen. In diesen Tagen sollte es sich entscheiden, ob das Warten endlich von Erfolg gekrönt gewesen war. Etwas nervös strich Irene Gärtner an ihrem weißen Kittel herab.

Geopfert, immer wieder geopfert hatte sie ihrem Ziel. Denn der Oberflächlichen war es nicht gerade leicht gefallen, in ihrem schweren, entsagungsvollen Beruf so völlig aufzugehen, daß sie Harald Olaffen in den Bann beruflicher Gespräche zu ziehen vermochte.

Die Frau seufzte tief auf. Aber nur nicht den Kampf aufgeben! Sie würde den Sieg davontragen.

So schwach ging der Puls gestern abend bei der jungen Frau Olaffen. Es stand für Irene Gärtner fest, daß Rose nur unter Einsatz des eigenen Lebens ihr Kind zur Welt bringen würde. Und dann . . . dann war der Weg zu Harald Olaffen endlich wieder frei.

„Wie geht es Frau Olaffen?" Fast beschwörend legte die Frau der Schwester die Hand auf die Schulter.

Die schüttelte vielsagend den Kopf:

„Wird schon alles werden. Der Herr Doktor ist die ganze Nacht dagewesen. Heute morgen war er ganz zufrieden."

„Zufrieden?" Irene Gärtner schrie plötzlich hysterisch auf. Die wochenlang bis zum Aeußersten angespannten Nerven versagten völlig den Dienst.

Erstaunt stellte die alte Schwester das Brett beiseite, holte ein Glas Wasser.

„Sie sollten sich mehr Ruhe gönnen, Fräulein Doktor!"

Aber Irene Gärtner schlug ihr das Glas aus der Hand.

„War Doktor Olafsen wirklich zufrieden? Zufrieden?" Die Frau betonte scharf.

Schwester Anna zog ihr einen Stuhl heran, drückte die Erregte mit sanfter Gewalt darauf nieder:

„So beruhigen Sie sich doch! Die kleine Frau Olafsen wird alles gesund und glücklich überstehen!"

Ein Schwindel packte Irene Gärtner. Zu Ende all ihr Hoffen, vernichtet ihre Träume! Rose Olafsen würde leben!

Wie von Furien gepeitscht, sprang die Frau auf. Der wahnsinnige Haß gegen die glückliche Nebenbuhlerin raubte ihr völlig den Verstand.

„Er darf nicht zufrieden sein!" Grell schrie Irene Gärtner auf.

Schwester Anna verstand die Rasende nicht.

Gut, daß am Ende des Ganges Doktor Olafsen auftauchte. Ungesehen winkte sie ihm.

Harald Olafsen stand erstaunt vor der Kollegin, die jetzt mit fast erloschenem Blick auf dem Stuhl saß.

„Irgendein p l ö t z l i c h e s Unwohlsein!" Die Schwester zögerte. „So seltsam spricht das Fräulein Doktor. Sie sollten nicht zufrieden sein mit dem Zustand der jungen gnädigen Frau."

Aber das Verhalten der einen Frau konnte ihn nicht mehr an dem ganzen weiblichen Geschlecht verzweifeln lassen. Denn für eine Irene Gärtner würde sich für alle Zeiten immer wieder eine Rose Burkhardt erheben, die alle Verzweiflung, alles Leid auf liebebereitem Herzen zur Erlösung tragen würde.

Rose!

Wenige Stunden darauf hielt die kleine Frau ihr erstes Kindlein im Arm — das ewige Unterpfand der Liebe zwischen ihr und Harald Olafsen.

Von draußen duftete der Flieder herein, die Kerzen der Kastanien flammten gen Himmel, als sei die ganze Welt ein einziger Dankesaltar.

Von ihres Kindes winzigen Fingerchen fand Rose hinüber zu der großen schützenden Hand des Gatten.

„Und wie soll er heißen?"

Da beugte Harald Olafsen sich tief hinab, schaute Rose und ihrem Kindlein in die reinen, strahlend blauen Augen.

„Ich denke, wir nennen ihn Dieter!"

In wortlosem Verstehen streichelte Rose des Mannes Hand.

Der kleine Dieter Olafsen aber begann in diesem Augenblick recht kräftig zu schreien. Aber nicht eigentlich aus Mißbehagen, vielmehr um das Leben zu begrüßen, in dem er mit des Vaters Stärke, der Mutter gläubiger Erlösungskraft und des toten Namenspaten reinem Jugendmut seinen Weg machen würde.

* * *

An den Bäumen hingen rotglühend die Aepfel, bläuliche Pflaumen versteckten sich zwischen den Blättern. Durchsichtig blau lag der Herbsthimmel über der Ernte goldenem Ueberfluß, die in diesen Tagen als farbenfrohes Obst von den Bäumen gepflückt und in Körbe verpackt wurde. In den Gärten aber standen noch einmal die Rosen in voller Pracht, glühendrot und zartrosa, schneeweiß und mattgelb. Draußen auf den Feldern aber wurde die Erde bereits wieder zum Teil umgepflügt. Das Nutzlose wurde abgetan. Wie etwas Ewiges aber grüßte von den Bergen das Grün der Tannen.

Weithin gegen den Hang lag des Ortes kleiner, stiller Friedhof. Jahrhunderte hatten hier schon den irdischen Samen zu himmlischer Auferstehung in die Erde gebettet. Schlichte, einfältige Gemüter behängten die kleinen Kreuze mit Wachsperlen, buntem Gespinst und geweihten Kapseln. Ewig aber rauschten um dies stille Fleckchen Erde die hohen Tannen, die den Gottesacker fast völlig umsäumten. Sie streckten ihre grünen Arme hinab, reckten sie dann wieder gen Himmel, eine Brücke schlagend zwischen Diesseits und Jenseits.

Ewald Burkhardt ließ den Pinsel sinken. Viele Tage hatte er schon hier gesessen, hatte versucht, das schlichte Grab vor sich auf das Papier zu bannen. Aber es war ihm nicht gelungen. Immer, wenn sein Blick auf den Namen des Kreuzes fiel, kam seine Hand eine jähe Lähmung an.

„Dieter Nadler!"

Der alte Maler konnte nicht darüber hinwegkommen, daß der junge, sonnige Mensch schon mehr denn ein Jahr nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Stöhnend sank Ewald Burkhardt in sich zusammen.

So unglücklich mußte Dieter in den letzten Lebensmonaten gewesen sein. Seine unerwiderte, unendliche Liebe zu Rose . . .

Ewald Burkhardt legte den Pinsel wie endgültig beiseite.

Fast hätte er abgeschrieben, als Rose vor ein paar Wochen gebeten hatte, ihn mit Mann und

Kind besuchen zu dürfen. Glücklich war sie! Der Maler sann. Aber der dort unter der Erde war für ewig tot!

Des Mannes Augen gingen hin über das Land, das in festlicher Ernte prangte. Weit drüben stand ein seltsamer kleiner Baum. Geblüht hatte er im Frühling, daß jedes Auge entzückt an ihm gehaftet. Der Herbst aber hatte ihm keine Früchte gebracht. Der Frühling bedeutete ihm Erfüllung.

Ewald Burkhardt stützte den Kopf in beide Hände. Ein ewiger, schon in sich vollendeter Frühling war Dieter Nadler gewesen.

Zitternd strich der alte Mann über den Grabhügel. Bis sich plötzlich ein winziges Händchen auf seine Finger legte.

Da schaute Ewald Burkhardt auf, sah in ein süßes, strahlendes Kindergesicht. Der kleine Dieter Olassen! In seinen Fäustchen hielt er einen Strauß bunter Herbstblumen.

„Dahin hat Mami desagt!" Dicht vor dem Kreuz lag die kindliche Gabe, wie ein wunderbares ewiges Symbol, daß immer wieder von neuem Jugend aufsteht, sich zur Ernte hin ringt.

Ewald Burkhardt zog den blondgeschopften Wicht an sein Herz. Nein, er durfte nicht mehr klagen und trauern. Das Reifen hin zur Ernte würde bis in die Ewigkeit Opfer fordern in der Natur wie im Menschenleben.

An seiner Hand trippelte der kleine Dieter den Eltern entgegen, die Hand in Hand über des Friedhofs schmale Wege schritten.

Harald Olassen hob sein Kind auf den Arm, legte den anderen um Roses weiche, liebliche Gestalt. Sein Blick aber umfaßte den alten Mann, der dort drüben an dem Grabhügel kniete, nicht mehr verzweifelt wie vor Tagen, sondern demütig in dem Glauben an das ewige Werden, Reifen und Ernten des Lebens. In Harald Olassen aber sprang der gläubige Erlösungsquell, der dem Manne Kraft für alle Zeiten geben würde.

— Ende. —

Müller wurde nachts von einem verdächtigen Geräusch geweckt. Leise, um die übrigen Hausbewohner nicht zu stören, stand er auf, schlich aus dem Zimmer, schwebte barfuß die Treppe hinab und machte, als er im Vestibül der Villa angelangt war, plötzlich Licht. Richtig — da stand ein gefährliches Individuum, das gerade eben die Treppe erklimmen wollte. „Hände hoch!" donnerte Müller, indem er dem Einbrecher ein gefahrdrohendes, metallisch schimmerndes Etwas entgegenhielt. Erschreckt ließ der Ueberraschte sein „Handwerkszeug" fallen und hob die Hände in die Höhe.

Da wurde plötzlich die Stille durch ein dünnes Kinderstimmchen unterbrochen. Von beiden unbemerkt, hatte sich der vierjährige Fritz hinter dem Vater hergeschlichen und krähte nun höchstlichst indigniert: „Papa! Was machst du denn da mit mein' Spritzrevolver?!"

Wo liegt der Schatz der Inkas?

Auf den Ruinen eines einstmals herrlichen Imperiums

Ein in der Geschichte einzig dastehendes Abenteuer hatte vor vierhundert Jahren die Vernichtung eines gewaltigen Reiches zur Folge. Aus Todesmut geborene unerbittle Grausamkeit und Verrat trafen ein Volk, das durch politische Zerwürfnisse geschwächt war, trafen eine Rasse, die durch Inzucht und Rauschgifte der Entartung nahe war, trafen endlich ein System, das sich durch Ueberorganisation selbst aufzulösen begann. Nur so ist der beispiellose Siegeszug einer Schar von hundertachtzig Abenteurern unter Franzisco Pizarros Leitung durch ein Imperium zu verstehen, das sich über 4000 Kilometer, 35 Breitengrade lang, vom heutigen Ekuador bis hinab nach Chile erstreckte. Ein hochstehendes Volk wurde, ehe es sich versah, von der Konquista versklavt. Bevor das Inkareich begriffen hatte, welch Danaergeschenk ihm der alte Kontinent gemacht hatte, war es ins Wanken gebracht, widerstandslos geworden und der spanischen Krone einverleibt. Vielleicht liegt, trotz der ungeheuerlichen Grausamkeiten, die dabei begangen wurden, eine gewisse Milde in diesem rasch entschiedenen Geschick des Sonnenreiches. Weit furchtbarere und vernichtendere Kriege hätten es treffen können, wenn es sich dem Einfall der Gäste widersetzt hätte; denn nie und nimmer hätte Europa, mit Spanien an der Spitze, auf dieses Dorado verzichtet.

Die Meinungen über Alter und Verfassung des Inkareiches, besonders aber seiner Vorgänger, gehen reichlich weit auseinander. In dem einen ist man sich aber einig: daß hier lange vor der Entdeckung der Neuen Welt gewaltige kulturelle und organisatorische Leistungen zustande kamen.

Im Mittelpunkt des letzten Imperiums, dem Tawantinsuyu oder Inkareiche, stand Cuzco, der Nabel der Welt. Im November 1533 wurde diese Hauptstadt von den beutegierigen Spaniern in Besitz genommen, nachdem durch gemeinen Verrat im vorhergegangenen Jahre der letzte Herrscher Atahuallpa von ihnen ermordet worden war, auf Grund einer Komödie von Gerichtssitzung, die eins der grausamsten Dokumente in der Eroberungsgeschichte Amerikas ist. Mit Atahuallpas Tod war der Zusammenhalt des verwickelten Staatsgebildes, das durch Erbstreitigkeiten ohnehin erschüttert war, verloren und der Weg nach der sagenhaften Hauptstadt frei geworden. Cuzco, Sitz des Sonnengottes, das Mekka der alten Rassen, die phantastischste Stadt in der Geschichte Amerikas, vielleicht der ganzen Welt, fiel in die Hände der abendländischen Zivilisation und wurde zu einem Zwittergebilde. Ihre kolossale Gewalt hat diese Stadt vor der endgültigen Vernichtung bewahrt.

Was Jahrhunderte mit starken andinischen Erdbeben nicht vermochten, haben auch die Konquistadores nicht zuwege gebracht. Zwar galt auch hier ihre erste kulturelle Arbeit der Beseitigung alles Unchristlichen, das durch den Bau unzähliger Klöster und Kirchen ersetzt wurde. Aber Cuzcos Mauern blieben unter ihnen stehen und werden weiterhin stehen, auch wenn ihre abendländischen Aufsätze wieder zu Staub zerfallen sind. Ueber riesigen Quadern und Polygonalsteinen wölben sich die Dächer der Neuzeit. Bis Mannshöhe zumeist gehen die Wundermauern mit jenen bis zu zwölf und dreizehn Kanten sorgfältigst geschliffenen Megalithen, die ohne Bindemittel, auf viele Hunderte von Quadratmeter mathematisch genau berechnet, so ineinander verankert wurden, daß es heute noch nicht möglich ist, eine Messerschneide zwischen ihre Fugen zu schieben.

Inmitten Cuzcos steht der Sonnentempel, einst religiöses Zentrum des Landes. In diesem größten Heiligtum Südamerikas befand sich das Abbild der Sonne aus reinem Golde, saßen die Mumien der verstorbenen Herrscher auf goldenen Stühlen. Auch jetzt noch sind die prachtvollen Säle erhalten, ist jedes Eckchen dieser wuchtigen und doch so feinen Architektur zu bewundern; aber aller Zierat ist verschwunden, das Sonnenidol, die heiligen Gefäße, wie all die herrlichen Werke frühamerikanischer F e i n-Schmiedekunst, verschleppt nach Spanien, geschmolzen und verspielt von Pizarros Söldnern, als Lohn für die Vernichtung des harmlosen und gastfreien Inkavolkes. Der barocke Giebel eines Dominikanerklosters ziert heute den massiven Tempelunterbau, der in unerhört feinfühliger Fügung nach Rundung und Neigung aus sauber geschliffenen Steinen mörtellos gesetzt wurde.

Ueberragt wird die in Form eines Pumas angelegte Stadt durch den Hügel von Colcampata mit der Festung Sacsahuaman, die von hier aus Stadt und Tal beherrschte. Sacsahuaman ist als das gewaltigste vorgeschichtliche Bauwerk des gesamten amerikanischen Festlandes anzusprechen. In drei übereinanderliegenden Zickzack-Linien,

halbbogenförmig steht dieser Koloß da. Megalithen bis zu sechs Meter Höhe und einem Gewicht von mehr als zwanzig Tonnen fanden beim Bau dieser Zitadelle Verwendung. Wie bei allen Prä-Inkabauten auch hier keine wahllose Aufeinanderschichtung von Riesensteinen, sondern sorgfältigste Einpassung in ein vorgeschriebenes Gesamtbild. Dem Rätsel der Steinbehandlung gesellt sich das des Transportes hinzu. Läßt sich die gigantische Bautechnik zum Teil wenigstens erklären aus der Intelligenz der alten Rassen, ihrer körperlichen Ausbildung und der einzigartigen Organisation, vor allem aber ihrer völligen Empfindungslosigkeit für Zeit und Arbeitskraft, so sind auf der andern Seite die Leistungen bei der Beförderung völlig unerklärlich. Denn viele Kilometer weit, tief aus den Tälern heraus hat man die Blöcke herbeischaffen müssen, wie die noch erhaltenen alten Steinbrüche des Urubambatales beweisen. Dem heutigen Fachmann mit den allerletzten technischen Hilfsmitteln bliebe es immer noch ein Rätsel, Gelände und Gefälle mit diesen zyklopischen Blöcken zu überwinden.

Historische Stätten finden wir in der Umgebung Cuzcas auf Schritt und Tritt. Ueberall Burgen und Sommersitze des Adels, überall Spuren des wohldurchdachten Staatswesens, Heerstraßen, Silber- und Kupferminen, überall Reste einer in dieser Gegend nie wieder erreichten Ackerbau- und Gartenkunst. So sind die „Hängenden Gärten" der Inkas im Yucaytale heute teilweise noch im Betriebe. Zwischen 300 und 4000 Meter Höhe ziehen sich diese Treppenfarmen an den Abhängen der Anden dahin, geschützt gegen feindliche Ueberfälle und die eisigen Winde des Hochlandes. Die über Dutzende von Kilometer gehenden Bewässerungs-Anlagen dieser gartentechnischen Wunder sind ebenso einzigartig wie die Tatsache, daß der Humus, der den Stufen aufliegende Pflanzenboden, in tagelangen Märschen mühevoll aus den tropischen Tälern des alten Reiches heraufbefördert werden mußte. Die „Hängenden Gärten" sind die eigentliche Heimat unserer Kartoffel, die lange vor der Entdeckung Amerikas hier für die Tafel des Herrscherhauses gezüchtet wurde. Staunend registrierten die Spanier bei ihrem Einfall in das Land eine große Menge Nutzpflanzen, die der Alten Welt damals noch völlig unbekannt waren. Dank einem planmäßigen weitausgebauten Botensystem konnte aus den entferntesten Gärten täglich das frische Gemüse an den Hof geliefert werden, auch wenn sich dieser auf Reisen befand. Man weiß sogar von einem Sonderdienst zu berichten, der frische Seefische von der Meeresküste aus in einem Tage nach dem Hochland bringen konnte. Ausgedehnte Heerstraßen mit Unterkunfts- und Uebergabestellen ermöglichten diese Leistungen, wie sie auch das Nachrichtenwesen ermöglichten, das bedeutend schneller und zuverlässiger arbeitete, als es heute in diesen Gegenden möglich wäre.

Nördlich von Cuzco im Tale des Urubambaflusses befinden sich die Ruinen der berühmten Felsenburgen. Pisac über dem heutigen Dorfe gleiches Namens, mit herrlichen Treppengärten, Tempeln und einem Observatorium, beherrscht einen Teil des Flußlaufes. Etwas weiter hinauf liegt Ollantaitambo, ein wuchtiges Gegenstück zu Sacsahuaman. Geschützt von der Felsseite aus, umgeben mit starken Mauern, eingeschlossenen Treppengärten und für Unberufene unerreichbaren Vorratshäusern, ist es ein Musterbeispiel alten indianischen Zitadellenbaues. Wandelterassen und ein riesiger Hochaltar aus 6 gegeneinander ausbalancierten Steinblöcken im Gewicht von mehreren hundert Tonnen krönen die Anlage. Eine Tagereise davon, auf den schmalen Kamm eines Andengipfels geklemmt, schläft Machu Picchu den Schlaf einer verlassenen Adelsburg. So unglaublich geschickt haben hier Menschenhände eine ganze Stadtanlage auf ein Gebiet verteilt, das jedem Bauplan Hohn zu sprechen scheint, und so unsagbar raffiniert ist alles dem Gelände angepaßt, daß Jahrhunderte nötig waren, um dieses Felsennest in fast all seiner Ursprünglichkeit wieder aufzufinden. Erst kurz vor dem ersten Weltkriege wurde Machu Picchu entdeckt und 1915 in monatelanger Arbeit von einer Expedition der Yale-Universität aus U.S.A. freigelegt. Eigene Bewässerung, große Gartenanlagen, fast unüberwindlicher Aufstieg machte diese Burg einstmals völlig uneinnehmbar und unabhängig von der Umwelt.

Im Norden reichen die Trümmer Tawantinsuyus bis nach Ekuador, im Süden bis über den Titicacasee hinaus, wo die allerersten baulichen Dokumente größerer menschlicher Siedlungen in dem Kulturkreis von Tiahuanaco zu finden sind, der einer der Ursprünge des Inkareiches war und von diesem im Verlauf seines etwa vierhundertjährigen Bestehens aufgenommen wurde. Tiahuanaco, die Stadt selbst, liegt am anderen Ende des 220 Kilometer langen Sees, auf bolivianischer Seite, und ist berühmt durch das Sonnentor und seine Monolithen, die den Steindenkmälern der Osterinsel nicht unähnlich sind. Aus der Deklination des Sonneneinfalls auf eine Sonnenuhr, die im Schnittpunkt zweier Tempelpfeiler steht, berechnete ein Gelehrter die Entstehungszeit dieser Kulturen. Und zwar kommt er auf ein Alter von rund 13,000 Jahren, eine Zahl, die sicher zu hoch gegriffen ist, aber doch zunächst etwas Bestechendes in der Beweisführung hat.

Auf den Hügeln rings um den Titicacasee stehen die Ruinen der großen Grabtürme derselben Epoche, in der gleichen staunenswerten Ausfüh-

rung, in der gleichen Sauberkeit der Steinbearbeitung wie im nördlichen Cuzco. Der Titicacasee selbst ist das Zentrum der alten Mythen und Schauplatz indianischer Schöpfungsgeschichte. Manko Kapac, der erste Inka und Gründer der Stadt Cuzco, wurde von Inti, dem Sonnengotte, mit seiner Schwester und Gattin Mama Occlo auf die Sonneninsel im Titicacasee ausgesetzt. Heute zeigt dieses Eiland noch das Kloster der Sonnenjungfrauen. Nur der jeweilige Inka hatte Zutritt zu den Vestalinnen, die hier in völliger Abgeschiedenheit von der Welt lebten.

Der große Friedhof des Inkareiches hat nie Ruhe. Immer noch zerwühlt man die Erde nach verborgenen Schätzen, die auf die Nachricht von dem unheilbringenden Erscheinen der Weißen rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden konnten. Noch fehlt der eigentliche Schatz der Inkas, die Gräber des Königshauses, die den Lebenslauf des Verstorbenen in Gold dargestellt enthalten. Von Zeit zu Zeit werden neue Gesellschaften auf Grund archäologischer Funde und Angaben gegründet, die in großem Maßstabe nach den Inkagräbern und den ungeheuren Werten suchen, die der Boden noch bedeckt. Aber immer weniger wird die bewegliche Habe der ersten Amerikaner. Was die Spanier nicht schon zerschlugen oder als Beute aufteilten, die herrlichen Gold- und Silberschmiedearbeiten, die Tongeräte und Gebrauchsgegenstände, wird jetzt durch Archäologen, Touristen und Händler verschleppt. Berlin, New York, die großen Städte besitzen mehr aus der Vergangenheit Perus als dieses selbst.

Und die Inkas? Auch sie sind nur Ruinen einer einst stolzen Rasse. Heute sind es Indios schlechthin. Vor vierhundert Jahren von der Konquista vergewaltigt, ausgebeutet durch unmenschliche Arbeiten in den alten spanischen Minen, jetzt Lastträger, Viehtreiber, Arbeiter und ganz selten selbständige kleine Bauern. Die sonntäglichen Märkte in den Andenstädten und -dörfern sind die Höhepunkte ihres Lebens. An diesen Tagen wird ihr Zusammengehörigkeits-Gefühl wieder wach, der Kunstsinn ihrer Vorfahren in den bunten Trachten und den herrlichen ornamentierten Webereien wieder lebendig. Oder gar die alljährliche Wallfahrt nach Copacabana am Titicacasee, wo Zehntausende von Indios aus allen Teilen des alten Tawantinsuyus zusammenströmen, aus Peru, Bolivien, Chile, ja sogar aus Ekuador, um die Jungfrau Maria um Segen für das Jahr zu bitten.

Bescheiden trotten sie, die rechtmäßigen Besitzer all dieser großen und fruchtbaren Ländereien, mit ihren getreuen Genossen, den Lamas, durch die Straßen der Städte, vorbei an den unvergleichlichen Schöpfungen ihrer Vorfahren, selbst nur geduldet, ein Schaustück aus der Vergangenheit. Gleich wie vor tausend Jahren, unberührt von den Fortschritten der Neuzeit, befahren sie mit ihren schwerfälligen Balsas die Seen und Flüsse, stampfen sie auf uralten Inkapfaden mit kurzen, schnellen Schritten, schwer beladen, bergauf, bergab in der dünnen Luft der Hochanden. Immer noch sprechen sie das Quechua oder Aymara, die Sprachen der alten Heimat. Kümmerlich sind die Freuden ihres Lebens geworden. Mit Chicha, dem milchigen Mischschnaps, besonders aber mit Coca, den getrockneten Blättern des Cocastrauches, aus dem die Droge Kokain gewonnen wird, betäuben sie die Trauer um den Untergang ihrer Rasse. Einstmals ein Beweis ihrer hochentwickelten medizinischen Kenntnisse, fand es Verwendung bei Operationen an verwundeten Kriegern; heute ist es, von den Spaniern eigennützig verbreitet, Allgemeingut geworden. Kein Markt ist heute ohne Coca denkbar. Das Gift ist den Indios Wertmaß geworden für Entlohnung und Verträge. Mit seiner Hilfe sind sie imstande, die tagelangen anstrengenden Märsche in der eisigen Kälte der Anden zu ertragen, ohne Hunger und Durst zu verspüren. Ihre fast einzige Wegzehrung ist ein Vorrat der bitteren Blätter, die, mit ein wenig Pottasche gemischt, ununterbrochen gekaut werden.

Die hervorstechendste Eigenschaft des heutigen Indios ist Gleichgültigkeit. Die große Vergangenheit, deren Geist er nicht geerbt hat, läßt ihn unberührt. Die Sünden der Väter und die Gewalt der Bezwinger haben seinen Lebenswillen auf Schnaps, Kokain und die leicht erreichbaren Daseinsfreuden beschränkt. In instinktiver Einsicht von der Unabwendbarkeit seines Schicksals führt er ein lautlos ergebenes Leben zwischen den Ueberresten seines Sonnenreiches, selbst eine Ruine unter Ruinen. K. S.

Jansen rief seinen Freund Lemke an:

„Hallo, Lemke, bist du da?"

„Jawohl!"

„Kannst du mir hundert Mark leihen?"

„Die Verständigung ist sehr schlecht, ich kann nichts verstehen!"

„Ich fragte, ob du mir hundert Mark borgen kannst?"

„Die Verbindung muß nicht in Ordnung sein," sagte Lemke, „ich verstehe kein Wort."

Da mischte sich das Fräulein vom Amt ein: „Die Verständigung ist ausgezeichnet, meine Herren!"

„Dann leihen Sie ihm doch die hundert Mark," rief Lemke grimmig, „wenn Sie so gut verstehen, was er sagt!"



In jedem Gemeinwesen sind Leute, die gesund erhalten werden durch Saskasal, das Karlsbad von Nord-Amerika, das Mineral-Salz von Lake Manitou.

Gift ist kein Gift

Etwas über das Wunder der Gewöhnung

Es gibt einen Tollkirschenkäfer, den ich aber nur so nenne, denn er heißt eigentlich Haltca atropa, und er ernährt sich nur von den Blättern Belladonnas. Mit den Blättern, Beeren und Wurzeln der Tollkirsche können Kaninchen und Meerschweinchen wochenlang gefüttert werden. Affen und Hunde vertragen große Dosen Atropin, das Alkaloid der Tollkirsche. Schnecken ernähren sich ebenfalls wochenlang von Belladonnablättern. Die Amsel nimmt die Tollkirschenfrüchte ohne Schaden zu sich, ja, sie sucht begierig danach. Rebhühner verzehren die Beeren von Nachtschatten, aber die Haustiere, Kälber, Schafe, Schweine und Hausgeflügel gehen nach dem Genuß von Solanazeen ein. Grünfinken vertragen Samen vom Stechapfel, Turteltauben den sehr giftigen Wolfsmilchsamen. Ziegen, die so wählerisch in ihrer Nahrung sind, fressen den gefleckten Schierling, der uns einen so entsetzlichen Tod bringt.

Umgekehrt tötet der Same von der Kornrade manche Tiere, und für Gänse, Enten und Hühner ist Waldmeister ein lebensgefährliches Gift. Ein Igel frißt die Kreuzotter mitsamt den Giftdrüsen, die Schleiereule verträgt den mit Zyankali vergifteten Köder und der Geier trotzt dem Strychnin. Ebenso kann der Nashornvogel unbedenklich Strychnossamen aufnehmen wie das Weizenälchen Tylenchus tricti, das sogar noch Belladonna, Curare, Morphin und Atropin ohne Einfluß zu sich nimmt.

Kaninchen können Kokain und Haschisch grammweise vertragen, während wiederum für weiße Mäuse Mohrrüben ein schweres Gift bedeuten. Eine Ziege frißt mit Behagen den Goldregen, während wir schon von der Milch dieser Ziege, die das Gift ohne Schaden genossen hat, vergiftet werden. Herzgifte, die uns schlagartig töten, haben auf Insekten keine Wirkung.

Ein Getreidedampfer kehrte nach langer Reise zurück und wurde nach Löschung der Ladung mit sehr starken Blausäuredämpfen durchgast, um ihn von eingeschleppten Schädlingen zu befreien. Ein Steward hatte beim Verlassen des Schiffes zwei mittelgroße Schildkröten, die er in persischen Flüssen gefangen hatte, vergessen. Die Kammer, worin sie vierundzwanzig Stunden dem schwersten Blausäuregas ausgesetzt waren, hatte man luftdicht verschlossen, so daß keine Frischluft eindringen konnte. Nach Ablauf dieser Zeit fand man sie, Kopf und Füße eingezogen, unter einem Schrank versteckt. Sie lebten noch und waren nur benommen. Nach einigen Stunden Aufenthalt in frischer Luft fraßen sie wieder und blieben gesund, ohne auch nur den geringsten Schaden davongetragen zu haben. Hätten wir Menschen in einer solchen vergasten Kammer auch nur einmal tief Luft geholt, so wäre unser Schicksal besiegelt gewesen. Die Schildkröten aber, die tief auf dem Boden der stärksten Gasmenge ausgesetzt waren — denn Blausäuregas ist schwerer als Luft —, schienen nur von der Atemnot belästigt worden zu sein.

Durch die Zahl der Tatsachen, die ich anführe, will ich mit Absicht den Begriff des Giftes schwankend machen. Gift ist nicht gleich Gift. Es gibt keine Substanz in der Welt, die unter allen Umständen Gift ist, wie es keinen Stoff gibt, der für immer ungiftig sein kann. Gift kann dargestellt werden nur als Zustand, der unter bestimmten Verhältnissen in bestimmten lebenden Organismen auftritt — mehr noch: Gift ist ein Merkmal in unserem Weltbild, neben dem Feuer und allem was verbrennt, eins der wichtigsten Zeichen des lebendigen Geschehens. Es ist ein Teil der Verbrennung, eine Form von Wandlung, stets gebunden an genau bestimmte Stoffe, an Giftträger, die wir immer mit Gift schlechthin bezeichnen. Das Wort Gift sagt nur über das Verhältnis einer Energie zu einer anderen etwas aus; denn wie kann ich sagen, daß Strychnin ein Gift ist, wenn der Geier, der Nashornvogel, das Weizenälchen auch nicht die geringste Spur der Beeinflussung nach Strychnin zeigen?

In unseren kleinen Gärten pflanzen wir die Rizinusstaude an, und das Rizinusöl ist ein Heilmittel, das wir oft gebrauchen. Rizin nun nennt man das isolierte Gift der Rizinussamen. Es tötet mit einem Gramm Menge anderthalb Millionen Meerschweinchen; die Giftigkeit des Strychnins wird dagegen bedeutungslos.

Hier wirkt das Gift schon in einer unvorstellbaren Verdünnung, die so groß ist, daß man von stofflicher Wirkung nur dann reden kann, wenn wir unsere menschliche Weise, einen Stoff noch als Stoff zu betrachten, völlig aufgeben. Da aber ein Giftgesetz der Welt nicht allein wirkend sein kann — fast scheint es so beim Rizin —, muß ihr eine Substanz zugrunde liegen. Sie ist auch da, aber nur ein Hauch, ein Giftodem, so leise, so unsichtbar wie ein Phantom. Dennoch ist es ein körperliches Phantom und ein Stoff von dieser Welt

geboren, aber lebend und wirkend mit dem Giftgesetz.

Tiefer noch wird das Geheimnis, wenn wir sehen, daß in kurzer Zeit ein einzelnes Tier durch eben dieses rasende Gift giftfest gemacht werden kann. Man impft ein Meerschweinchen mit einer Rizinmenge, die so dosiert ist, daß sie noch nicht den Tod verursacht. Dann verträgt durch das neue Wunder der Gewöhnung ein Geschöpf die tausendfache, ja die zehntausendfache Menge Rizin, ohne die geringste Spur einer schädlichen Wirkung zu zeigen. Das Gift hat sich zum Nichtgift gewandelt, obgleich der Stoff derselbe geblieben ist.

In China wird das Rizinusöl als Nahrung gebraucht und als Speisefett verwandt. In einer chinesischen Stadt veranstaltete man einmal zu Ehren der Europäer einen großen Festschmaus, bei dem sämtliche Europäer schwer erkrankten und nur die Chinesen gesund blieben, so daß man an ein Attentat glaubte. Doch einzelne Speisen waren nur mit Rizinusöl gebacken, die Chinesen waren daran gewöhnt, und für sie war es kein Gift mehr.

So kommt die Gewöhnung noch dazu: Eine paralytische Frau nahm in vier Monaten vier Gramm Strychnin ohne Schaden zu sich. In Ostasien kaut man Strychnossamen als Vorbeugungsmittel gegen Cholera und Schlangenbiß. Ein Trinker nahm zwei Jahrzehnte lang von Zeit zu Zeit Strychnin, um nüchtern zu werden, ebenso, wie man von einem Jäger berichtet, der im Walde zur Erfrischung bis zu sechs Tollkirschen aß. Strychnossamen und Tollkirsche und ihre Alkaloide sind Träger eines Prinzips, das antipathisch und sympathisch wirken kann, ebenso, wie die Mohrrübe Träger eines Prinzips ist, das, zu unserem Erstaunen, sich als Gift äußern kann.

Die Trennungen gehen noch viel weiter, die schwankenden Verhältnisse ebenfalls. Nicht nur Mensch und Tier, sondern auch Mensch und Mensch verhalten sich völlig ungleich bei der Einnahme fremder Energien. Die Rassen sogar besitzen verschiedene Toleranz einem Gift gegenüber: Der Kaukasier gerät durch Opium in Narkose, der Malaie und Neger in Delirien und Konvulsionen. In einem Raum sind zwei Männer Kohlenoxyd ausgesetzt, der eine wird sofort getötet und der andere erkrankt nur leicht.

Die Gewöhnung ist dabei ein merkwürdiger und tiefer Vorgang für sich. Sie wandelt ein Lebewesen so um, daß es neue Eigenschaften bekommt, Eigenschaften einer gewissen Energie gegenüber, der es machtlos verfällt, ohne Zeichen der Abwehr von sich geben zu können. Es sind ja nicht neue Kräfte, die gebildet werden, sondern ein geschwächter Leib ist wehrlos der fremden Kraft ausgeliefert. G. S.

Das Oelland der Zukunft

In den arktischen Ländern bestehen ungeahnte wirtschaftliche Möglichkeiten

Die Biographen von John Rockefeller preisen oft den Unternehmungsgeist ihres Helden und weisen darauf hin, daß die Ausfuhr von Petroleum ungeheure Geldbeträge nach Amerika gebracht und das ganze Wirtschaftsleben befruchtet hat. Heute ist die Einstellung zum Rohöl eine andere. Man betrachtet eher das Oel als das Gold als unersetzliches Kapital und ist über Rohölausführen nicht entzückt. Man möchte eher Oelreserven anhäufen. Der Krieg hat den Verbrauch von Rohöl ungemein gesteigert, denn die Luft-, See- und Tankflotten werden von Oel angetrieben. Das meiste Oel auf alliierter Seite hat Amerika beigesteuert, vornehmlich deswegen, weil hier die Bohrtechnik und die Ausbeutungsmethode am weitesten vorgeschritten ist. Jetzt möchte man, über den Verbrauch erschreckt, mit dem Oel haushalten und in anderen Landgebieten Ersatz für das „verbrannte" Oel suchen. Es gibt aber bisher nur fünf Gegenden mit großen Oelvorkommen. Dazu gehören die Vereinigten Staaten, die Sowjetunion, der Nahe Osten, das Gebiet des Karibischen Meeres und der Ferne Osten.

Die Oelreserven des Nahen Ostens sollen über 31 Milliarden Barrel übersteigen und damit die bekannten Reserven der amerikanischen Erdhälfte in den Schatten stellen. Deswegen wurde jüngst sogar der Bau einer Oelleitung aus Arabien an das Mittelländische Meer ins Auge gefaßt. Amerikanische Gesellschaften besitzen den Löwenanteil an den arabischen Oelvorräten und es wurde berechnet, daß Amerikaner im ganzen 57.5% der vorhandenen Oelvorkommen der Welt beherrschen.

Auf der Suche nach dem wertvollen Rohöl hat man auch die Aufmerksamkeit den Polargegenden zugewandt und jüngst wurde bekannt, daß eine neue Oelleitung in den arktischen Gebieten Canadas von der amerikanischen Armee geplant wurde und in Ausführung begriffen war, was indessen von Zivilkreisen als nicht erfolgversprechend bemängelt worden ist. Es handelt sich um das

sogenannte „Canolprojekt.“ All dies wirft die Frage auf, ob denn in den Polargegenden Hoffnung auf Oelentdeckung besteht. Rohöl ist bekanntlich der letzte Ueberrest von tierischen Fetten, die sich vor unvordenklichen Zeiten angesammelt und nun im fossilen Zustand als Erdöl fortbestehen, während die Wälder der Vorzeit sich in Kohle verwandelt haben.

Ein wichtiges Bedenken taucht gleich auf. Die Polargegenden scheinen so wenig organisches Leben zu tragen, daß es zweifelhaft dünken mag, ob dort genügend tierische Fette jemals vorhanden waren, um jetzt Oellager bilden zu können. Die Zweifel beruhen aber auf einer begreiflichen Täuschung. Vor einer Million von Jahren gab es am Nordpol im Gegensatz zur Gegenwart überhaupt kein Eis. Geologische Funde auf Spitzbergen beweisen, daß dort einst tropische Palmen und Farne geblüht haben. Heute gibt es nur Zwergpflanzen auf Spitzbergen, deren Höhe kaum ein paar Zoll erreicht. Dafür ist die Meeresfauna in der Umgebung des Nordpols und überhaupt im Norden vielfältig, und übertrifft an Reichtum die Tierwelt der tropischen Meere. Man muß auch im Auge behalten, daß das Nördliche Eismeer eine Art Mittelmeer zwischen Europa, Asien und Amerika bildet, und gerade um die Mittelmeere wie das europäische Mittelmeer oder das Karibische Meer schien sich die Tierwelt der Vergangenheit zu scharen. Hier befinden sich nämlich jetzt die größten Oelvorkommen.

Die Aussichten für Oellager im Norden sind also nicht von der Hand zu weisen. Es handelt sich im allgemeinen um das Gebiet nördlich des sechzigsten Breitegrades, das fast eineinhalb Millionen Geviertmeilen umfaßt. Ein solches Gebiet mag Oelvorräte enthalten, die ungefähr der Hälfte der amerikanischen Petroleumreserven gleichkommen. Der größte Teil dieses Polargebietes befindet sich allerdings in Sibirien und Nordrußland. Die russischen Forscher haben sich schon längst auf die Oelsuche in diesen Gegenden begeben. Nach der Ansicht der Fachleute soll es aber in der westlichen, amerikanischen Erdhälfte eine halbe Million Quadratmeilen Boden geben, wo Oel zweifellos vorhanden ist.

Das gegenwärtige Polarmeer ist nur ein Rest eines viel gewaltigeren Meeres, das einst die Polargegend gedeckt hat. Gerade da, wo sich früher Wassermassen erstreckt und sich heute Felsenformationen erheben, dürften die Oellager zu suchen sein. Diese Annahme beruht nicht auf bloßen Mutmaßungen, vielmehr hat man schon längst in diesen Nordgegenden das Durchsickern von Petroleum und Erdgas bemerkt, genau, wie dies einst in Pennsylvania der Fall war, bevor man dort mit großzügigen Bohrungen begonnen hatte. Heute spielt Pennsylvania für die amerikanische Oelversorgung eine geringe Rolle. Die ergiebigen Quellen sind vielfach erschöpft und der Schwerpunkt hat sich längst nach Texas verschoben.

Große Stücke hält man auf den Oelreichtum von Alaska. Der nördlichste Punkt Alaskas ist die Barrow-Spitze, die ins Nördliche Eismeer am weitesten vorstößt. Erdöl von hervorragender Güte ist dort gefunden worden. Ein Gebiet, welches 30,000 Quadratmeilen dieser Gegend umfaßt, ist der Flottenverwaltung der Vereinigten Staaten vorbehalten worden. Aber die Marine konnte bisher keinen richtigen Gebrauch von den Oelvorräten machen, denn das Gebiet ist nur zwei bis höchstens drei Monate jährlich eisfrei und dem Seeverkehr zugänglich, außerdem gibt es dort keine guten Häfen. Heute hat sich aber die Lage wesentlich gewandelt. Fünfhundert Meilen südlich von der Barrow-Spitze liegt Fairbanks, ein Vorort des arktischen Flugverkehrs. Man könnte trotz der Kälte eine Oelrohrleitung durch das Endicottgebirge nach Fairbanks legen; die Versorgung des Oelbetriebes im Flugwege ist heute zweckmäßig, von den neuen durch die Alaskastraße erschlossenen Möglichkeiten ganz zu schweigen.

Ueberdies kommen noch andere Gegenden in Alaska in Betracht, vornehmlich die Mündungen des Yukon- und des Kuskokwimstromes, wo leider bisher Bohrungen unterlassen wurden. Oel wurde auch auf der Alaskahalbinsel in der Gegend der Cold Bay gefunden, aber die Bohrungen sind hier nicht fortgesetzt worden. Schließlich ist an der Südküste Alaskas der Landstrich von Katalla-Yakataga erwähnenswert. Dort befindet sich ein Oelgebiet in der Nähe der Stadt Cordova. In Katalla wurden bereits 300,000 Barrel Oel durch Bohrungen gewonnen, die nicht einmal 1800 Fuß tief gereicht haben. In Katalla gab es früher sogar eine kleine Oelraffinerie.

Während die Oelreserven von Alaska bisher unausgenützt geblieben sind, hat die amerikanische Armeeverwaltung in der Suche nach Oel im Norden Canadas ein Gebiet in Betracht gezogen. Der Landstrich umfaßt die Gegend des bereits erwähnten Canolprojektes. Er befindet sich in der Nähe des Fort Norman am Mackenzie River, weit im canadischen Norden. Erdöl wurde dort vor bereits 24 Jahren entdeckt; eine kleine Raffinerie arbeitete auf dieser Stelle für die Ortsbedürfnisse, für welche drei kleine Bohrungen bisher ausreichend waren. Um das Fort Norman wurde tatsächlich ein großes Oelfeld entdeckt; deswegen hat die Armee, die Oel für die im Norden operierenden Flugzeuge braucht, den Bau der Rohrleitungen ins Auge gefaßt. Schon die Indianer und die Trapper wußten von diesen Oelvorkommen neben dem sogenannten Seepage Lake oder „Sickersee“ und an den Küsten des Great Slave

Lake. Die Bohrungen drangen hier bis zu einer Tiefe von 2000 Fuß. Das Oel ist in hohem Maße gasolinhaltig und für Flugzeugmotoren verwendbar. Das Oelbassin umfaßt ein Gebiet von 160,000 Geviertmeilen.

Als ölhaltig werden außerdem in Canada auch die Inseln im Nördlichen Eismeer vom Banksland im Westen bis an die Küsten von Grönland im Osten bezeichnet. Insbesondere wird das Ellesmere-Land als vielversprechend angesehen, zumal dort auch bituminöse Weichkohle angetroffen wurde. Reisende und Entdecker haben ferner auf der Melville-Insel sowohl Petroleum als auch Lignit wahrgenommen. Grönland ist zum größten Teil von ewigem Eis bedeckt und deswegen unerforscht, aber die Eisschicht nimmt merkwürdigerweise ab, je mehr man sich in nördlicher Richtung bewegt, und gerade die nördlichste Spitze ist fast eisfrei. Hier werden Oelvorkommen erwartet, da die geologische Gestaltung der Gegend an das Ellesmere-Land erinnert. Man hat dort überdies Bildungen von Cambrischem Sandstein festgestellt, der an ähnliche Gesteinsarten quer gegenüber in Sibirien erinnert. In dieser Gegend wird schon heute von russischer Seite Oel gewonnen.

In Sibirien wird von den Sowjet-Gelehrten ein Gebiet von einer Million Quadratmeilen als vielversprechend bezeichnet. Es befindet sich zwischen dem Uralgebirge und dem Ochotskischen Meer, das von Kamtschatka und dem sibirischen Festland umschlossen wird. Dort wurden seit zehn Jahren Forschungen in die Wege geleitet, Bohrungen sind vorgenommen worden und geologische und geophysische Messungen haben den Weg gewiesen. Man hat ungefähr sechs Gegenden in Sibirien als erdölreich namhaft gemacht. Nicht nur Sibirien sollte in Betracht gezogen werden. Es gibt im europäischen Rußland westlich des Uralgebirges und südlich des sechzigsten Breitegrades Gebiete, in denen Petroleum bereits gewonnen wird. Auch im südlichen Sibirien soll es Oel geben. Zu den ölreichen Nordgebieten gehört auch die Halbinsel Kamtschatka. Auf der Insel Sachalin wird Petroleum gewonnen. Neue Oelgebiete befinden sich auch im Kusnetzdistrikt und in der Gegend am Baikalsee in Sibirien. In Sibiriens Norden kam Oel an der Mündung des Jenisseistromes zum Vorschein. Man hat dort von Dudinsk im Norden bis Turuchansk im Süden eine Anzahl von Oelquellen erbohrt. Geht man weiter 600 Meilen östlich, so stößt man auf den Chatangastrom. Da ist in der Nähe von Nordvik an der Chatangabucht wiederum Oel an die Oberfläche gelangt. Eine Probebohrung hat die Oelfunde bestätigt.

In dieser Gegend stieß man auch auf sogenannte Salzkuppen oder -dome, die am mexikanischen Golf in den Vereinigten Staaten vorkommen, im ölreichsten Teil Nordamerikas. Oel wurde auch eintausend Meilen östlich von Chatanga im Jukahirsdistrikt bemerkt. Sehr viel Oel ist nachweislich in den an den Lenastrom angrenzenden Gebieten. Längst der Tolba soll man auf einer fünfzehnhundert Kilometer langen Strecke auf beträchtliche Oelvorkommen gekommen sein; andere Bohrungen sind am Najafluß unternommen worden, und zwar 300 Kilometer westlich vom Ochotskischen Meer. Dazu kam noch der Olekminskdistrikt, der 600 Meilen vom Ochotskischen Meer entfernt ist. Es handelt sich hier um ein 3000 Quadratmeilen großes Gebiet, dessen Aussichten als hervorragend gelten, weil das Oel anläßlich der Probebohrungen reichlich floß. Das Rohöl aus dieser unwirtlichen Gegend müßte natürlich südwärts oder westwärts in Rohren geleitet werden. Aber der Stille Ozean ist nicht weit entfernt und der Schienenstrang der Sibirischen Transkontinentalen Eisenbahn liegt nur 450 Meilen südlich. Es eröffnen sich daher ungeahnte wirtschaftliche Aussichten für den fernen Osten im sibirischen Rußland, doch auch die westliche Erdhälfte besitzt im Norden Erdölvorkommen, die nur der Nutzbarmachung harren. Max Rieser.

Kleine Plauderei über sonderbare Namen

Die Ermittlungen nach den Ahnen und dem Ursprung der Familie, mit denen sich manche Leute aus Liebhaberei befassen, bringen oft interessante und merkwürdige Aufschlüsse über die Entstehung von Namen.

Es ist erstaunlich, wie sich gewisse Familiennamen im Lauf der Zeit verändert haben. Bei einem Erbschaftsprozeß, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland geführt wurde, stellte man plötzlich fest, daß die streitenden Familien Bley und Pflaumenbaum den gleichen Ursprung haben. In der Familie Bley gab es im sechzehnten Jahrhundert einen Gelehrten, der, der Sitte seiner Zeit folgend, seinen Familiennamen ins Lateinische übersetzte: aus Bley wurde Plumbum, die lateinische Bezeichnung für das Metall Blei. Der Name Plumbum blieb in der Familie, bis diese nach Norddeutschland und unter die Plattdeutschen geriet. Hier verwandelte sich Plumbum in Plumboom (plattdeutsch für Pflaumenbaum), und als die Familie aus Niederdeutschland nach Mitteldeutschland zog, wurde der Name in Pflaumenbaum umgeändert.

Noch staunenswerter ist folgende Verwandlung. Ein Schotte namens Feyerstone siedelte sich unter Deutschen in Amerika an, die seinen Namen in Feuerstein umwandelten. Als er dann später in eine englische Kolonie geriet, übersetzten seine neue Bekannten den Feuerstein wörtlich mit „Flint" und nannten den Schotten nur mit diesem neuen Namen. Sein Enkel zog nach dem Mississippigebiet, wo der Name Flint von Franzosen in Pierre à fusil (der französische Ausdruck für Feuerstein) umgewandelt wurde. Später wanderte der junge Schotte nordwärts, wo der Pierre à fusil wieder in das englische Peter Gun (gun— Flinte) übersetzt wurde.

Wir wissen, daß ein ehrlicher Name wichtig und schätzenswert ist. Welchen Wert er aber wirklich hat, erfährt man erst dann, wenn man ihn verloren hat.

Im Jahre 1890 verhandelte der Gerichtshof in Algier gegen einen Mann, der in den Akten mit X. bezeichnet wurde, weil er in Wirklichkeit keinen Namen hatte. Der Mann war beschuldigt, Staatsgelder gestohlen zu haben. Er hatte der Kasse, die ihm unterstellt war, 120,000 Francs entwendet. Mit diesem Betrag war er in seine Wohnung geflüchtet und hatte ihn dort eingeschlossen. Aber sein Gewissen regte sich, und er teilte der vorgesetzten Behörde mit, daß er 120,000 Francs gestohlen und sie in seinem Schreibtisch eingeschlossen habe. Man verhaftete den Mann sofort, in der Annahme, man habe es mit einem Verrückten zu tun, fand aber tatsächlich in seinem Schreibtisch die genannte Summe. Es wurde nun aktenmäßig folgendes festgestellt: Vor einer Reihe von Jahren war nach Marseille ein Mann namens Lafon mit seiner Frau gekommen und hatte hier einer Frau Mariot, die einen Kindergarten leitete, einen mehrere Monate alten Knaben zur Pflege übergeben.

Lafon erklärte, er reise mit seiner Frau auf zwei Jahre nach Amerika und lasse deshalb das Kind bei der Frau Mariot zurück. Er bezahlte gleichzeitig 2000 Francs Kostgeld und verschwand dann auf Nimmerwiedersehen. Nach zwei Jahren übergab die Pflegemutter den kleinen Lafon der Staatsbehörde in Marseille, und diese brachte den Jungen in dem Waisenhaus unter, wo er unter dem Namen Lafon erzogen wurde. Nach den Angaben seines Vaters war Lafon in Bordeaux geboren worden.

Dorthin kam der junge Lafon zufälligerweise, als er zwanzig Jahre alt war, und erfuhr, daß sein Vater aus Amerika zurückgekehrt sei. Herr Lafon, den er aufsuchte, erklärte ihn aber für einen Schwindler und behauptete, nur einen Sohn zu haben, der sich bei ihm befände. Darauf wurde Lafon junior Soldat, machte den Krieg in Tonking mit, kam glücklich nach Hause und wollte sich nun verheiraten. Er schrieb an seinen Vater und bat ihn um Erlaubnis. Lafon aber erklärte nochmals, daß der junge Mann nicht berechtigt sei, seinen Namen zu führen, strengte gegen ihn einen Prozeß an, und das Gericht entschied, daß der Mann, der bisher Lafon geheißen hatte, diesen Namen nicht weiterführen könne.

Darauf ging Lafon nach Algier, aber auch hier wurde ihm die Führung des Namens untersagt. In seiner Verzweiflung begab er sich zu einem Rechtsanwalt, um diesen zu fragen, was er machen solle, da er ja schließlich einen Namen haben müsse. Da ereignete sich der seltsame Fall, daß ihm der Rechtsanwalt zu dem obenerwähnten „Diebstahl" riet. Er setzte auch vor Gericht die Freisprechung seines Klienten durch, aber einen Namen verschaffte er ihm doch nicht. Der Gerichtshof konnte nichts tun, als den Unglücklichen der Gnade des Präsidenten zu empfehlen, damit dieser ihm einen Namen gäbe.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhun-

ders verlangte die österreichische Regierung daß die Juden in Galizien und Podolien sich feste Namen beilegen sollten. Bis dahin hatte es richtige Familiennamen nicht gegeben. Die Namen lauteten zum Beispiel: Abrahamsohn, Abrahamsohns Sohn, Abrahamsohns Enkelsohn. Wirkliche Unterschiede zwischen zwei Personen, die den gleichen Namen trugen wurden nur durch Spitznamen möglich. Diese Gleichheit der Namen, die gar keine Unterscheidung der Personen gestattete, setzte die Behörden ständig in Verlegenheit. Es wurde also verfügt, die Juden hätten sich einen Namen beizulegen. In jeden Ort wurde eine Kommission entsandt, die die Auswahl des neuen Namens vorzunehmen hatte. Ein Namenswechsel war damals in Oesterreich ebenso schwer wie in Deutschland, so daß also der Name, der einmal gegeben war, nicht so bald wieder verändert werden konnte. Leichter war das damals in Ungarn. Man brauchte dort nur fünfzig Kreuzer Stempelgebühr zu bezahlen, um sich eine Eintragung bei Gericht und damit eine Aenderung des Namens zu verschaffen.

Es gibt in Deutschland heute noch kleine Ortschaften, in denen nur zwei oder drei Namen vorkommen. Zu diesen Ortschaften gehört zum Beispiel der thüringische Ort Lauscha, der durch seine Glasindustrie und die Fabrikation künstlicher Glasaugen bekannt ist. Lauscha wurde von zwei Glasbläsern namens Greiner und Müller begründet, und von diesen beiden stammen fast alle lebenden Einwohner ab. Hundertfach findet man in dem Ort die Namen Greiner und Müller, und die Bewohner unterscheiden sich untereinander nur durch Spitznamen. Die Behörden sind gezwungen, diese Spitznamen offiziell anzuerkennen und anzunehmen, wenn sie überhaupt eine Person namens Greiner oder Müller richtig und sicher bezeichnen wollen.

Ein Dorf in der Nähe von Merseburg hatte im Jahre 1899 ein sehr komisches Zusammentreffen von Namen aufzuweisen. In diesem Dorf hieß nähmlich der Pfarrer Petersilie, der erste Lehrer Zwiebel und der zweite Lehrer Knoblauch. Dieses Dorf hatte in der ganzen Gegend den Spottnamen „Zu den drei Suppenkräutern". Ein solch spaßiges Zusammentreffen von Namen kann man aber in jeder großen Stadt bei Kaufmannsfirmen beobachten, und es ist nicht einmal nötig, hier besondere Beispiele anzuführen, da sie sich in jeder Stadt finden lassen.

Eine englische Zeitschrift machte sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Mühe, nachzusehen, welche Namen in England am meisten verbreitet sind. Die Statistik wurde dadurch beschafft, daß man die Geburtsregister des Jahres 1895 für ganz England genau studierte. Unter den Leuten, denen im Jahre 1895 Kinder geboren wurden, befanden sich 10,505 Smiths, 9613 Johns, 6198 Williams, 5093 Taylors, 4547 Davies.

Beim Maire von Gagny im französischen Departement Seine-et-Oise erschien im Jahre 1898 ein Kaufmann und meldete die Geburt eines Sohnes an. „Wie heißt die Mutter?" fragte der Maire. „Rose B", antwortete der Kaufmann. „Wie?" fragte der Maire wieder. „Wie schreiben Sie den Namen? Mit e, ey, ay, ai oder aie?" — „B allain", erwiderte der Kauffman und konnte den Maire erst durch Ausweisung von Papieren davon überzeugen, daß der Familienname seiner Frau tatsächlich nur mit einem Buchstaben geschrieben wurde. Als Gegenstück zu diesem kürzesten aller Familiennamen sei der kürzeste aller Ortsnamen erwähnt. Im französischen Departement Somme liegt ein Dorf, das kurzweg Y heißt. Welche postalische Verwicklung könnte entstehen, wenn die Familie B zufällig in Y wohnen würde?

Es gibt übrigens auch eine Bucht in der Zuidersee und auch eine chinesische Stadt, bei deren Benennung man mit dem Y auskommt. Der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, daß eine schwedische Stadt und ein Fluß in Frankreich A heißen, und daß eine ganze chinesische Provinz mit U bezeichnet wird.

In Chicago benannte ein wohlhabender Mann seine vier Kinder eins, zwei, drei, vier. Als Grund für diese sonderbare Handlungsweise gab der betreffende Vater an, Kinder seien, wenn sie älter wären, häufig unzufrieden mit ihren Namen, und deshalb habe er vorläufig seine Sprößlinge numeriert. Wenn sie das zwölfte Lebensjahr erreichten, wäre Zeit genug, immer noch sie ihre Namen selbst wählen zu lassen! G. F. H.

Schlagfertig

Der Komiker Beckmann erhielt bei einer Tischgesellschaft seinen Platz zwischen den Schwestern Auguste und Charlotte Hagen angewiesen.

Er verbeugte sich gegen seine Tischnachbarinnen und sagte schmunzelnd:

„Zwischen A. Hagen und C. Hagen kann man nur mit B. Hagen (Behagen) sitzen!"

* * *

Hausknecht (in einem kleinen Landgasthaus): „Sollte das Bett zu kurz sein, so stecken Sie Ihre Füße durch das Loch in der Wand. Aber behalten Sie die Stiefel an, damit ich Sie morgen früh gleich putzen kann."

* * *

Als das Schuljahr zu Ende ging, kam der Lehrer zu einem seiner schlechtesten Schüler: „Du hast nicht viel in dieser Klasse gelernt, mein Junge, nicht wahr?"

Junge: „Oh, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Schläge kriege ich zu Hause sowieso nicht."

Die Frühlingsmädchen

Wie eine breitausladende grüne Glocke wölbte sich das einsame Bergland der Eifel. Und die Riesenglocke, die von Horizont zu Horizont reichte, trug wie ein winzig Krönchen eine alte, kleine Stadt, die in der jungen Sonne funkelte wie ein wahrhaftig Geschmeide, und das Krönchen wieder trug einen Knauf, der die Sonne zuerst empfing, eine Schloßruine aus vergangenen Jahrhunderten, die im besterhaltenen Flügel ein paar blitzblanke Fenster zeigte. Von diesen Fenstern aus fand das Auge ungestört den Einblick in alle Winkel und Gassen der ineinandergeschachtelten Bergstadt, schweifte es ungestört über die stille Riesenglocke des Hochlandes, von Horizont zu Horizont.

Es war ein groß Verwundern im Städtchen gewesen, als der frühere Schiffsarzt Doktor Frühling für wenige tausend Mark die alte Schloßruine an sich brachte und damit die billige Steinabfuhr der Kleinbürger unterband. Der Doktor Frühling kümmerte sich nicht um das Verwundern anderer Leute. Er war von seinen Schiffsfahrten, die ihn über Gebühr, aber nach eigenem Wunsch und Willen zwei Jahrzehnte fast in fremden Meeren festgehalten hatten, nicht daran gewöhnt, jedermanns Rat einzuholen. Und so trat er eines Tages mit einem Kölner Baumeister an, warb Handwerker und Tagelöhner, ließ den Grund und Boden von Schutt und Steingeröll säubern, an den Ruinenwänden Stützmauern ziehen und zwischen die Steinquadern des besten Teils sechs größere und kleinere Wohngemächer hineinbauen wie Vogelnester. Als auch die Glaser ihre Arbeit getan hatten, hing er eigenhändig die Fensterbehänge vor, rückte und schob den hergeschafften Hausrat so lange zurecht, bis jeder Winkel heimelig, wohnlich und warm geworden war, bepflanzte die Hälfte der großen Gartenlandes mit Obstbäumen, Beerenobst und Gemüsen, die andere mit Rosen, Flieder und alten, schönen Bauernblumen, brachte ein Messingschild am Tor an, auf dem zu lesen stand: Dr. med. Frühling, prakt. Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer," und verschwand, um nach Monatsfrist mit einer um zwanzig Jahre jüngeren Frau stillvergnügt aus dem blitzblanken Fenster heraus auf die verwunderte Stadt zu schauen und dann über die Stadt hinweg in die wunderbar lautlose, unendliche Weite.

„Nun bist du geborgen," sagte er und legte seine große, braungebrannte Hand auf ihre schmale, weiße. „Geborgen und — dein eigener Herr.

„Ja," wiederholte sie, „geborgen," und drückte ihre Schulter wie im Nachklang einer Liebkosung an die seine.

„Und dein eigener Herr, Maria. Das ist das Wort der Worte. Darüber hinaus geht nichts."

„Ich bin dir so — so dankbar dafür — — Nein, sagen läßt sich das nicht. Das kam alles so atemlos schnell. Die furchtbare Nacht am Wasser. Der blinde Entschluß. Und dann war ein Mensch bei mir im Wasser, und auf Erden war nie einer bei mir gewesen, und als du mit dem wildfremden Geschöpf ans Ufer gelangtest, war das letzte bißchen Atem alles, was ich auf der Welt besaß."

„Nicht alles," sagte der Doktor Frühling. „Denn nun besaßest du ja einen Bräutigam."

„Du — —" erwiderte sie und lehnte sich fester gegen ihn.

„Es ist seltsam," begann er nach einer Weile, „und es wird so wenig darüber nachgedacht. Die geehrten Eltern, die Mädchen in die Welt setzen, wissen kaum einen Unterschied. Ob weibliches Jungvolk oder männliches, es wird halt aufgefüttert und erzogen, bis es flügge ist oder die Alten voreilig dahin sind. Kein Gedanke daran, daß den Mädchen gegenüber ein doppelt und dreifaches Pflichtmaß zu walten hat. Die Herren Buben schwenken die Mütze und verschwinden in der weiten Welt, um die Ellbogen zu gebrauchen. Die Jüngferchen aber — keine Eltern, kein Geld, dafür die halbfeine Schulbildung, die zum Dienen nicht taugt und zur Selbständigkeit noch weniger — was wird aus all den Dingerchen, die einmal aus so lieben Kinderaugen guckten? Herum gejagte und gestoßene Menschenkinder, daß sich die Alten noch im Grabe herumwerfen möchten vor Scham, nicht besser vorgesorgt zu haben, und wenn's das Blut unter den Nägeln gekostet hätte; armselige, die sich an ein paar Brotrinden von Tag zu Tag durchs Leben knabbern; lebenshungrige, die kurzerhand alle Erinnerungen abschütteln, um ein paar Jahre im seichten Oberwasser zu schwimmen; lebensmüde, die nach einem tieferen Wasser Ausguck halten, um ihre Erinnerungen abzutun mit Gegenwart und Zukunft —"

„Du — —" sagte die junge Frau hastig und schmiegte sich noch dichter an seine Schulter.

„Ist dir warm, Maria?" fragte der Doktor. „Dann ist es gut. Mädchen und Frauen muß warm sein, denn sie geben der ganzen Welt von ihrer Wärme ab. Kind, es müßte doch verdammt betrüblich um die gepriesene Manneskraft stehen, wenn sie nicht mal zuwege brächte, daß die lieben

Frauensleute sich auf der Fahrt durchs Leben gesichert fühlten."

„Mann, Mann!"

„Wenn sich die kleinen Kammern da hinter uns," fuhr der Doktor fort, „mit Mädels füllen sollten statt mit Buben, so wäre das sehr lustig, denn die kleinen Deerns habe ich immer gern gehabt. Ja, plink nur so. Aber es wäre auch ein größeres Maß an Pflichten. Denn das höchste Ziel der Eltern muß sein und bleiben, aus ihren Kindern freie, lebensstarke Menschen zu gestalten, die über einen Hut voll Sturm geradeso lachen wie über eine saftige Sturzsee, und das Steuer darum keine Sekunde aus den Fingern lassen. Da denke ich mir denn die Erziehung von Mädchen als die Krone aller Aufgaben im elterlichen Pflichtbewußtsein."

Nun lächelte sie vor sich hin.

„Du denkst wohl, so ein alter Junggeselle und Seefahrer — na ja, die Probe steht noch aus. Aber stell' mich nur vor die Probe." — —

Ein Jahr lang hauste der Doktor Frühling nun auf dem Schloßberg. Im Städtchen hatte man das Verwundern nie ganz abgetan, trotzdem ihn seine ärztliche Tätigkeit bald unter die Leute brachte und sein kleiner Einspänner, den er selber kutschierte, auf allen Landstraßen gesehen wurde, die zu den Dörfern ein paar Meilen weit im Kreise führten. Der wettergegerbte Vierziger, der ein halbes Dutzend Sprachen beherrschte, in allen Ländern beider Erdhalbkugeln und auf allen Meeren der Welt zu Hause war, der „im Schlosse" wohnte und eine Frau besaß, die seine Tochter sein konnte, stand der Empfindungswelt der Eifelstädter zu hoch und fern, als daß sie einen regeren Verkehr mit ihm gesucht und gefunden hätten, und der Doktor machte durchaus keine Miene, ihnen entgegenzukommen. In den Stunden, die sein ärztlicher Beruf ihm freiließ, sah man ihn mit seiner mädchenhaften schlanken Frau im Garten schalten und walten, traf die beiden wohl auf einsamen Wanderungen im windgekrümmten Buschholz oder an der geheimnisvollen Wasserfläche eines Meeres, das aus schwarzer Tiefe von feuerflammenden Erdjahrtausenden berichtete, oft auch Schulter an Schulter in dem kleinen Einspänner, wenn der Doktor von einem Dorfbesuch heimkehrte und ihm seine Frau in milder Abendluft entgegengewandert war.

Als Arzt war der schwarzbärtige Mann mit dem scharfen Seemansauge und dem bei Tag und Nacht hilfsbereiten, aber kurzangebundenen Wesen bald die bekannteste Persönlichkeit des ganzen Kreises. Man holte ihn zuerst nicht gerade gern, denn er war kein Freund von langen Jammerreden, Auseinandersetzungen und Erörterungen. „Ich bin hier, um selber zu sehen und, wenn's menschenmöglich ist, zu helfen. Unterhalten können wir uns später mal beim Schoppen. Also die Bettdecke hoch, wenn ich bitten darf."

Widerspruch vertrug er nicht. Wurden seine Anordnungen nicht in allen Teilen befolgt, oder wurden aus gestörter Bequemlichkeit gar Einwendungen erhoben, so pflegte er stets nach dem breitrandigen Filzhut zu greifen. „Hier dürfte wohl der Barbier genügen. Wenn Sie wünschen, schicke ich ihn heraus." —

Und nach Jahresfrist gebar Frau Doktor Frühling ihr erstes Kind. Es war ein Mädchen.

„Auch gut," sagte der schwarzbärtige Doktor, streichelte seiner Frau dankbar die blassen Wangen und trug das Kind ans Fenster. Es hatte die Kohlenaugen seines Vaters und strampelte mit aller Kraft.

„Die nennen wir Eva," lachte der Doktor. „Das wird mal eine stramme Stammutter."

Auch das zweite Kind, das nach Jahresfrist folgte, stellte sich als ein Mädchen dar.

„Wenn schon,“ meinte der Doktor, nahm es lustig aus den Armen der lächelnden Mutter und trug es ins Licht. „Nicht mehr ganz so schwarz wie die Eva. Der wohltätige Einfluß der Mutter macht sich schon in einer Schattierung bemerkbar. Ein Bräunling. Die taufen wir nach dir, Maria.“

„Nicht nach mir,“ bat die junge Mutter. „Nein, nein. Nach dir soll sie heißen.“

„Frau,“ wehrte der Doktor mit lachendem Erschrecken, „dann müßten wir ja zweimal taufen. Ich heiße nämlich Friedrich Franz.“

Es blieb dabei. Der Bräunling wurde Friederike getauft und Friedel genannt, und damit auch der zweite Names des Vaters zur Geltung kam, lag im dritten Jahre wieder ein Schwesterchen in der Wiege.

„Tres faciunt collegium,“ beschwichtigte der Doktor die verlegen zu ihm aufschauende Frau. „Da hätten wir nun das Fränzchen, ein Blondhärchen und Blauäugelein. Es ist nur ein Glück, Maria, daß meine Vornamen nunmehr erschöpft sind.“

Das schwarze Evchen lief auf strammen Beinen von einem Schwesterchen zum andern, suchte sich nützlich zu machen oder durch scharfes „Pst“ die Ruhe herzustellen. Der Doktor fuhr ihr oft durch ihr Rabenhaar. „Recht so. Nur nicht verpimpeln. Der Mensch kann nicht früh genug ein handfestes Knochengerüst bekommen, an Leib und Seele.“

Der vergrößerte Haushalt schuf größere Kosten. Aber auch das Tätigkeitsfeld des tüchtigen Arztes hatte sich in den Eifelbergen von Dorf zu Dorf weiter hinausgedehnt. Unermüdlich und ohne auch nur einen Hauch seiner Spannkraft zu verlieren, war Doktor Frühling zu Fuß oder in seinem Einspänner unterwegs. Er sah die goldenen Flammen der Ginsterbüsche lohen und wußte, daß der Lenz nun auch in die Eifelberge gekommen war, er sah die weiten Flächen und Kuppen des Hochlandes vom Purpurteppich des blühenden Heidekrautes überzogen und wußte, es ist Sommerzeit, und er sah die Wipfel der Ebereschen, die in langen Ketten die Landstraßen säumten, unter der Last ihrer Korallenbeeren im Winde sich zur Erde beugen und wußte, es herbstelt und über ein kurzes liegt hier der erste Schnee. Und dann holte er den Schlitten heraus oder schnallte die Schneeschuhe unter wie ein Grönlandfahrer. Alle Mühsal war für ihn nur dazu angetan, Körper und Willen zu stählen. „Ich habe vier Weiber daheim,“ pflegte er zu sagen, „die halten munter.“

Und dann waren es doch fünf geworden. Als ihm die vierte Tochter geboren wurde, flog ihm kein launiges Wort von den Lippen. „Bleib uns nur erhalten, Maria,“ keuchte er in sich hinein, „bleib uns nur erhalten . . .“ Aber sie hätte ihn auch nicht mehr erhören können, wenn er laut gesprochen und gerufen hätte. Zum ersten Male in ihrer stillglücklichen Ehe mußte sie eine Bitte des Mannes, den sie liebte, wie das Schwache das Starke liebt, unerfüllt verhallen lassen. Ihre Hände umklammerten seine Schultern wie einst, als er die herumgestoßene, lebensmüde Waise aus dem Wasser geholt hatte, ihre Augen tranken sich an den seinen fest — dann brachen die Augen. —

„Ich habe dir viel abzubitten, Kleine,“ sagte der Doktor Frühling am Tage nach der Beerdigung seiner Frau und hielt das Jüngstgeborene an seinen schwarzen Bart gepreßt. „Nicht einmal angesehen habe ich dich. Und so ganz besonders hübsch bist du ausgefallen. Goldrotes Haar und tiefdunkle Augen und Wimpern. Schade, daß deine Mutter um die Freude gekommen ist. Aber du sollst ihren Namen führen, Maria soll unser Kleinstes heißen, und die Schwestern werden dich liebhaben, als wäre jede von ihnen deine kleine Mutter.“

„Papa,“ sagte die kleine Eva, und ihre Kohlenaugen blitzten vor Vergnügen, „Kind muß jetzt trinken.“ Und sie schüttelte die heiße Milchflasche.

Da lachte der Doktor trotz seines Schmerzes in sich hinein, rief die Pflegerin und schritt nach dem Stall, um mit Hilfe des Knechtes den Kutschwagen herauszuziehen und den Gaul einzuspannen. Denn es war durch die Schwere der Tage Arbeit liegengeblieben, die bis zur Nacht nachgeholt werden mußte. Er schneckte dem Gaul die Peitschenschnur auf den Kopf und fuhr aus dem Schloßhof. Als er noch einen Blick durchs Fenster in die große Stube warf, sah er das Jüngstgeborene auf dem breiten Schoß der Wärterin liegen, auf den Knien vor ihm sein ältestes Mädel, das ihm mit hocherhobenen Händen die Flasche ins Mäulchen hielt, und neben der raschen Eva die beiden kleinen Schwestern, die eben erst das Laufen gelernt hatten und schon versuchten, die hochgereckten Aermchen der älteren zu stützen, damit sie nicht müde würde. Da lachte der Doktor trotz seines Schmerzes zum andern Male in sich hinein, und dann reckte er auch die Arme, ließ die Peitsche knallen und fuhr aufrecht zum Tore hinaus. Ein Vater von vier mutterlosen Mädchen. Nun hatte er sein gerüttelt Maß an Pflichten.

Wie die Frühlingsmädchen bis zur Schulzeit eigentlich erzogen worden waren, das wußte nachher mit Bestimmtheit kein Mensch mehr zu sagen. Aber sie waren alle vorhanden, streckten rank ihre Glieder und sperrten weit die Mäulchen auf, wenn das Essen auf den Tisch getragen wurde. Die

Wärterin war geblieben. Aber sie war nur eine einfache Eifelfrau, die in irgendeinem der Dörfer ihren Mann schon seit Jahren begraben hatte und mit ihren Gedanken über Küche und Gemüsegarten kaum hinausragte. Kam der Doktor heim, so saß er unter seinen vier Mädels wie ein vergnügter Onkel, erzählte lustige Geschichten, daß die Kinder kreischten und an ihm herumkletterten, lief mit ihnen ins Freie, spielte Ball und Nachlaufen mit ihnen oder balgte sich mit ihnen im Grase. Erst wenn sie schlafend in ihren Bettchen lagen, ging er mit ernsteren Augen zu seinem Vierblatt, von einem Bettchen zum andern, horchte auf ihren Atem, tastete mit mütterlichen Händen über die gesunden Körper und kehrte zufriedenen Blicks und mit einem wohligen Gefühl in der Brust an seinen Arbeitstisch zurück. Gottlob, da war nichts zu erinnern. Gesund war die Bande, und das dünkte ihm zuvörderst mal die beste Erziehung. Im übrigen erzogen sich die vier Mädels untereinander, putzten sich gegenseitig heraus, sangen, sprangen, lärmten und tobten, einigten sich sofort zu jedem Kinderstreich, und die schwarze Eva mit den hin- und herfunkelnden Augen behielt tatkräftig die Leitung.

„Jugend muß ordentlich ins Kraut schießen," meinte der Doktor, „und eine frischverlebte Jugend schafft eine feste Haut gegen die Wetterspritzer, die nicht ausbleiben. Tobt euch aus, Kinder, Lachen steckt an."

Wenn der Doktor Frühling etwa geglaubt hatte, eine geruhigere Zeit werde mit der Schulpflicht seiner vier Mädels eintreten, so hatte er sich sicherlich geirrt. Aber dieser Irrtum war ihm nicht einmal unangenehm, und er stellte ihn immer wieder schmunzelnd fest. Wohl wurde es an den einzelnen Tagesstunden ruhiger in den Wohnräumen und den weiten Spielhallen des alten Schlosses. Aber diese Ruhe war wie die Ruhe vor dem Sturm. Als müsse aus den Teufelsmädels alles heraus, was sich beim erzwungenen Stillsitzen und Mäulchenhalten in der Schule angesammelt hatte, so brauste mit dem Glockenschlag nach Schulschluß die wilde Jagd durch die Pforte, schleuderte Mappen und Tornister am liebsten gleich durch das offene Fenster, fegte in den Stall, umarmte unter Jubelgeschrei den Gaul, die Kuh, gackerte mit den Hühnern, schnatterte mit den Enten, fuhr durch den Obsthof, hieß je nach der Jahreszeit Kirschen, Pflaumen, Birnen oder Aepfel auf Nimmerwiedersehen verschwinden, steckte sich schnell noch ein paar bunte Blumen vor die Schürze und erstürmte, also vorbereitet, mit erfrischter Kraft Eßzimmer, Mittag- und Vesperbrot. Und jede versuchte, gleichzeitig mit den drei andren, dem Vater die neuesten Schwänke aus den Unterrichtsstunden zu erzählen, bis ein einziges Gelächter alles verschlang und der Doktor flüchtend nach der Türklinke griff.

„Freut euch des Lebens . . ." pfiff er leise vor sich hin, wenn er am Arbeitstisch saß oder auf langen Wegen zu seinen Kranken fuhr. Und dann überdachte er seine Mädels nach Veranlagung, Haltung und Seelenart der Reihe nach.

Der Irrwisch Eva war zuerst in die Schule gekommen. Aber das Blitzige in der kleinen Schwarzen hatte sich, ganz nach seiner Vermutung, in ein willensstarkes Draufgängertum entwickelt, das vor keiner Schwierigkeit haltmachte. Was sich die Eva im Sturme zu eigen machte, erreichte die braune Friedel durch Zähigkeit, die durch strahlende Liebenswürdigkeit unbesiegbar wurde. Das blonde Fränzchen hatte eine feine Witterung für das Ausschlaggebende. Durch einen glänzend geschriebenen deutschen Aufsatz und, wenn es sein mußte, durch ein paar selbstgezimmerte Strophen von Schwung und Schlagkraft wußte sie die Schlußnoten des Schuljahres auf einer achtunggebietenden Höhe zu halten. Die goldrote Maria aber saß, umflossen von ihrem leuchtenden Heiligenschein, und träumte zum Schulfenster hinaus, als ob für sie nichts auf der Welt von Bedeutung wäre als das Musizieren der Vögel in den Lindenbäumen, und selbst die Lehrerin wagte sie nur ungern zu stören. Wie ein Märchenbild war sie. Aber unter ihren Schwestern wachte sie auf, ließ sich mitreißen und stand in der Freude ihren Mann, und ihr Lachen schmetterte wie Finkenschlag durch das halbzerfallene Schloß. Wenn die Mädchen sangen, saß sie am Klavier. Der Musik ergab sie sich ganz.

Der alte Schiffsarzt war an Wind und Wetter gewöhnt, und auf Polarfahrern und Südseedampfern waren ihm Entbehrungen und körperliche Anstrengungen bald keine Ueberraschungen mehr gewesen. Jetzt kam ihm diese Lebensschule zugute, jetzt, wo es sich darum handelte, seinen vier Mädels nicht nur das tägliche Brot und eine grundfeste Bildung zu verschaffen, sondern darüber hinaus mit der Zukunft zu verhandeln. Er tat es, indem er die Gegenwart kräftig ergriff und den Tag nicht eher aus den Fingern ließ, bis er seine sämtlichen vierundzwanzig Stunden ausgiebig hergegeben hatte. Die geringste Spanne Zeit fiel auf den Schlaf. Ein paar Stunden genügten, ob daheim im Federbett, ob im fernen Dorfwirtshaus auf der Ofenbank oder in einer Bauernscheune. Er streckte sich, schlief in selber Sekunde und sprang auf die Minute auf, die er sich zum Erwachen vorgenommen hatte. Ein Ueberslurz kalten Wassers, eine kräftige Abreibung, und der Arbeitstag konnte kommen wie er wollte. Jeder Muskel war bereit.

Was der Doktor Frühling leistete, wußte keiner als nur er selber. Er hielt in der Frühe seine Sprechstunde, schnitt und nähte den Morgen über

im Krankenhaus der kleinen Kreisstadt, dessen Leitung er übernommen hatte, besuchte bis zum Mittag seine Kranken in der Stadt, schirrte nach Tisch den Gaul und fuhr weit hinaus von Dorf zu Dorf, blieb in schweren Fällen über Nacht, ließ sich zu Beratungen und wundärztlichen Eingriffen in die Nachbarstädte rufen und hielt mit der ersten Sonne wieder seine Sprechstunde. Was er über den Lebensbedarf seiner Familie hinaus erwarb, legte er in guten zinstragenden Papieren an, die er niemals angriff. Und wieder ging es an die Arbeit, bei Tag und bei Nacht, im Frühlingsregen und im Wintersturm der Eifel. Die Gegenwart mußte heran, um die Zukunft seiner Mädels zu sichern. Reich konnte er sie nicht machen, Reichtum gab der rauhe Eifelboden nicht her, aber so viel mußte und sollte es werden, daß sie als starke und frei wählende Menschen bestehen konnten, wenn auch ihn „Freund Hein einst beschleicht." „Schlaf nicht ein, mein Pferdchen! Hoho!"

Und während der kleine, rasche Doktorwagen irgendwo über die Eifelkuppen hoppelte, zogen die Frühlingsmädchen nach glücklich überwundenem Schultag durch die Ruinen des alten Schlosses; denn seit sie in Geschichte und Dichtung eingeführt wurden, war ihnen wie ein neues Spiel die Romantik ins Blut gefahren und ließ sie nur noch diesen Teil des väterlichen Sitzes vollauf würdigen. Oben auf dem alten Turmgesims lagen sie lang ausgestreckt, eine jede nach einer andern Seite der Windrose, wie verwunschene oder geraubte Ritterfräulein, und ließen die Blicke über die grenzenlose Weite und Einsamkeit der Eifellandschaft schweifen, ob ein Ritter käme oder ein Verzauberter. Dazu sangen sie lockende Weisen, von der Lorelei oder den beiden Königskindern, und wenn kein Silbergeharnischter auf schwarzem Berberhengst auftauchte oder doch wenigstens ein Minnesänger mit wehendem Bart, himmelblauem Mantel und elfenbeinernem Saitenspiel, so lugten sie wohl auch in die Nähe und gewahrten mit Vergnügen, daß aus den Gassen der Stadt ein paar Gymnasiasten in bunten Mützen den Schloßberg heraufgestelzt kamen, taten, als lugten sie nur in die fernste Ferne aus, und winkten wohl auch mit ihren Tüchlein fern, fern einem Luftgebilde.

„Der Schlacks in der Primanermütze ist der Georg Brüning vom Notar und Rechtsanwalt," erläuterte die stürmische Eva während des ruhig weiterschwebenden Gesanges. „Wie schlapp sich der Bengel hält. Der Affe glaubt, es sei die neueste Mode. Und seht doch mal den Robert Junker, den Sekundaner. Er hat sich ein paar farbige Bänder aneinandergenäht und trägt sie über der Weste, um uns einen flotten Bruder Studio vorzuspiegeln. So ein Flausenmacher. Und der Fritz Leydecker mit seinen roten Fäusten steht dabei und grinst vor Hochachtung, statt seine Körperkraft zu zeigen und uns zu Ehren die beiden andern wenigstens einmal zu verwamsen. Mein Gott, was für Anbeter!"

„Für mich ist keiner darunter," seufzte die goldrote Maria unter ihrem Heiligenschein und begann mit süßer Stimme eine neue Liedstrophe.

„Nein, Kind, für dich ist keiner darunter. Um Gottes willen! Aber wenn wir anderen erst verheiratet sind, wollen wir einen für dich backen aus feinstem Lebkuchenherz, mit Mandelaugen und einem Rosinenmund. Friedel! Fränzchen! Gebt acht! Die Jungens klettern über die Mauer."

Das Lied riß ab. Auf huschenden Katzenpfoten ging es die Sprossenstiege hinunter, die vom Turmgesims zur Erde führte. Dicht neben dem Turmpförtchen bauchte sich ein kleines Pförtnergelaß, und die Mädchen schlüpften eng aneinandergeschmiegt hinein, zogen die geöffnete Turmtür zur Deckung heran und lauschten atemlos hinter den Bohlen.

Schritte jetzt, Stolpern und Schnaufen. Die Buntbemützten hatten sich einen Mut gefaßt, stolperten über die Schwelle und begannen die Sprossenstiege zu erklimmen. Die Feueraugen der schwarzen Eva funkelten hinter ihnen drein. „Jetzt!" sagte sie, und im Husch waren die Mädchen lautlos hinter der Tür hervor und im Freien, zogen das Pförtchen ins Schloß, drehten zwei mal den Schlüssel um und wandelten, Arm in Arm gehängt, mit neuem, sehnsüchtigem Liedgesang durch den Blumengarten, wie der Welt entrückt. Von der Plattform des Turmes aber stierten die Buntbemützten fassungslos über die Brüstung.

„Jetzt haben sie uns gesehen," zischelte die braune Friedel.

„Nein," flüsterte die schwarze Eva, „sie machen Glotzaugen, und damit sieht man nichts."

„Nun wird der Fritz Leydecker wohl seine ewige Hochachtung vor den feinen Kameraden einpacken," freute sich das blonde Fränzchen.

„Ich wollte, sie sprängen vom Turm wie wilde Rittersleute," murmelte träumerisch die goldrote Maria, und dann sangen sie weiter, untergefaßt in langer Reihe, die Augen in das blaue Bergland gerichtet und den Rücken dem Turm zugewendet. Von der Lorelei und den Königskindern.

Von der Plattform drang leises Scharren. Gebückt, um von der Erde aus nicht gesehen zu werden, stieg einer der betrogenen Abenteurer nach dem andern durch die Turmluke auf die Leiter und kroch die Sprossen hinab. Nun wurde drunten die Türklinke niedergedrückt. Lautlos, aber mit strahlenden Gesichtern verfolgten die Früh-

Warum Magen-, Gallen-, Leber- oder Blasenleiden verzögern?



Vermeiden Sie eine Operation! — Benützen Sie die wichtigste Medizin in Canada:

RUSCI TREATMENT STOMACH REMEDY

Sie wissen selbst, daß die kleinste Magenbeschwerde die Galle, Leber, Nieren, Blase beeinflußt, Magengas, Winde, Säuren, Krämpfe, Kolik verursacht, Blinddarmentzündung hervorruft, daß Säuren die Galle reizen, Blähungen, Verdauungsbeschwerden, rheumatische Schmerzen, eine ungeregelte Darmtätigkeit, Hämorrhoiden, Sodbrennen, Kopfschmerzen, den Verlust des Appetits, Schmerzen unter den Rippen, auf der rechten oder linken Seite des Magens und viele andere Beschwerden anrichten. Wenn Sie daher an Verstopfung, Verdauungsbeschwerden, Blähungen, Sodbrennen, Gallenbeschwerden, Nieren- oder Blasenbeschwerden, Magengasen, zuviel Säure oder Winden, Krämpfen, oder Kolik, rheumatischen Schmerzen, Hämorrhoiden, Schmerzen unter den Rippen, auf der rechten oder linken Seite etc. leiden, warten Sie nicht bis morgen. Das kann noch schlimmere Krankheiten verursachen und zugleich kann es zu spät werden, um eine Behandlung mit Medizin vorzunehmen. Sie sind gut beraten, einen Löffel voll RUSCI TREATMENT STOMACH REMEDY vor jeder Mahlzeit und einen Löffel voll vor dem Schlafengehen zu nehmen. Nehmen Sie eine Dosis jeden Tag, bis Sie von Ihrer Krankheit vollkommen geheilt sind. Sie werden wirkliche und große Zufriedenheit von der ersten Flasche von RUSCI TREATMENT STOMACH REMEDY erhalten. Aber in alten Fällen kann mehr als eine Flasche notwendig sein. Preis $5.50 per Flasche oder 2 Flaschen für $10.00 portofrei. Wir versenden nicht C.O.D. Senden Sie Ihre Bestellung zusammen mit der Money Order an uns an die unten angegebene Adresse.

Warum an Rheumatismus, Arthritis oder Muskelschmerzen und anderen Beschwerden leiden?



Verwenden Sie MIZARH SALVE, die beste in Canada hergestellte Salbe

für Rückenschmerzen, schmerzende Schultern oder Schulterblätter, schmerzende Arme, Ellbogen, Handgelenke, schmerzende Brust, Schmerzen in der Hüfte, Sciatica, verursacht durch Feuchtigkeit oder Zug, schmerzende, steife, geschwollene oder schmerzende Kniee, Knöchel oder Gelenke, Krampfadern bei Männern und Frauen, kalte Füße oder Gefühle, als ob Ameisen unter der Haut kriechen würden. MIZARH SALVE ist eine der besten. MIZARH ist ein Gegenreizmittel, das pustelartige Eruptionen auf der Hautoberfläche in Form von Hautausschlägen hervorbringt, die mit unreinem Blut gefüllt sind, sodaß sofort nach der ersten Anwendung Hilfe bei rheumatischen, arthritischen oder Muskelschmerzen gebracht wird. MIZARH ist eine starke und sehr gute Salbe, die nur einmal in sieben Tagen aufgetragen wird und nicht jeden Tag. Preis $4.50 per Behälter, 2 für $8.00. Wir versenden nicht C.O.D. Senden Sie Ihre Bestellung zusammen mit der Money Order direkt an uns an die unten angegebene Adresse.



Für Husten, Schnupfen, Katarrh, wunden Hals etc.

Verwenden Sie "DIANA" Tropfen, mit dem Bild eines Mannes auf dem Schildchen

"DIANA" Tropfen sind ein tägliches Hausmittel für Husten, Schnupfen, Kartarrhe, schmerzenden Hals, Schmerzen in der Brust oder Asthma, Ohrenschmerzen, Halsschmerzen oder wundes Zahnfleisch. Von den meisten Leuten als ein Hausmittel während des ganzen Jahres gebraucht. Preis $1.10 per Flasche portofrei. Wir versenden nicht C.O.D. Senden Sie Ihre Bestellung zusammen mit der Money Order direkt an uns an die unten angegebene Adresse.

Für rheumatische, arthritische oder Muskelschmerzen

Dies ist ein Familienhausmittel für das ganze Jahr. Dieses Liniment gibt Wärme nach der Anwendung, es erwärmt die schmerzenden, steifen, geschwollenen Teile, die durch Feuchtigkeit, Zug oder Rheumatismus beeinflußt sind. Es ist eins der besten Liniments und es sollte in jedem Hause in Canada vorrätig sein. Preis $1.00 per Flasche oder 3 Flaschen für $2.50 portofrei. Wir versenden nicht C.O.D. Senden Sie Ihre Bestellung mit der Money Order direkt an uns an die unten angegebene Adresse.

Unsere Adresse:

LUSCOE PRODUCTS LIMITED (NW)

557 KING STREET WEST — **TORONTO 1, ONTARIO**

Bestellen Sie jetzt, solange wir die oben angegebenen Medizinen noch vorrätig haben. Infolge Knappheit an Rohstoffen bei der Erzeugung mögen sie knapp werden.

lingsmädchen die Befreiungsversuche ihrer Ritter. Die verschlossene Tür gab nicht nach.

Drinnen wurde es still. Es wurde wohl Kriegsrat abgehalten. Dann warf sich ein Körper mit voller Wucht gegen die erzitternden Bohlen.

„Das war der Fritz Leydecker," flüsterte stolz das blonde Fränzchen. „Der ist der Stärkste."

Ein zweiter, ein dritter Anprall erfolgte. Das Schloß gab nicht nach.

Und plötzlich begannen die vier Frühlingsmädchen dicht vor der Turmpforte aufzukreischen, als ob das Entsetzen sie gepackt hätte: „Hilfe, Hilfe — Räuber, Mörder! Ruft den Vater — holt den Knecht! So laßt doch die Glocke läuten! Die ganze Stadt soll zu Hilfe kommen — zu Hilfe . . ."

„Brüllt doch nicht so! Haltet den Mund! Wir sind es ja!"

„Wir? Wer ist wir? Zu Hilfe!"

„Zum Teufel, der Georg Brüning bin ich doch!"

„Ah," machte die schwarze Eva verwundert und schnitt dazu ihren Schwestern eine hastige Grimasse, „derselbe, der immer so schlapp durch die Straßen zieht wie ein Mummelgreis?"

„Schlapp? Mummelgreis?"

„Wer ist denn noch mehr da drinnen?"

„Robert Junker!" rief eine Stimme, die vergeblich versuchte, scharf und bestimmt zu klingen.

„Wirklich?" fragte die braune Friedel erstaunt und schnippste vor Vergnügen mit den Fingern. „Das Robertchen mit dem Bindebändchen um? Ich hab' schon mal geglaubt, es wär' ein wirklicher Student."

„Scheinheiliges Geschöpf!"

„Wer ist denn noch mehr da drinnen?"

„Fritz Leydecker. Wenn ihr nicht aufmacht, setzt es Schmiss'!"

„Wahrhaftig?" rief das blonde Fränzchen wie erschreckt und tanzte vor Freude von einem Bein auf das andere. „Der starke Fritz, der immer der andern Packesel ist? Derselbe?"

Hinter der Turmpforte keuchte es vor Zorn.

„Für mich ist keiner da drinnen," wehklagte die goldrote Maria.

„Laßt uns heraus! Auf der Stelle! Oder ihr sollt was besehen!"

„Wollt ihr auch ganz hübsch still nach Hause gehen und in Zukunft fleißig eure griechischen und lateinischen Vokabeln lernen, daß man sich eurer Bekanntschaft nicht zu schämen hat? Immer fein warten, bis wir Mädchen es an der Zeit halten—"

Weiter kam die schwarze Eva nicht. Mit wilder Gewalt hatten sich drei Knabenkörper gegen die Tür geworfen, daß die Bretter splitterten. Rücklings schlug der starke Fritz Leydecker zuerst hinaus, hinter ihm fuhren Brüning und Junker durch die Staubwolke. Eine Sekunde nur lagen sie wie betäubt. Dann machte sich Fritz Leydecker wortlos daran, das blonde Fränzchen zu verprügeln, der Primaner Brüning fiel über seine Quälerin Eva her und der farbengeschmückte Robert Junker warf sich mit hämmernden Fäusten auf die blonde Friedel. Die Mädchen taten keinen Schrei. Stumm tobte der Kampf. Dann kletterten die drei Buntbemützten befriedigt über die Mauer und verschwanden spurlos.

Die Frühlingsmädchen waren allein. Krampfhaft hielt die atemlose Eva eine schöngemusterte Halsbinde, die zerzauste Friedel ein zerrissenes Studentenband und das bös mißhandelte Fränzchen einen großen hirschhornenen Jackenknopf in der Hand. Dann brach die Aelteste das Schweigen.

„Siehst du nun," stieß sie noch immer atemlos hervor und klopfte den Schwestern den Staub aus den Röcken, „siehst du nun, wie gut es war, kleine Maria, daß für dich — niemand drinnen war?"

Eine halbe Stunde später hatte der Knecht das alte Pförtchen wieder verschalt und in seine Angeln gehoben. Als am Abend der Vater heimkehrte, wurde er wie immer mit Jubelgeschrei empfangen.

Am späten Abend aber schlich die kleine Maria zu den Betten der Schwestern. Keine schlief. Und sie krochen zu viert in das Bett der Aeltesten, eine dicht neben der anderen, und die Kleine kam ans Fußende. Tuschelnd und kichernd durchlebten die Frühlingsmädchen noch einmal den Tag der Ritter und Frauen.

„Herrlich war's, herrlich," wisperte die kleine Maria, „wie alles durcheinanderflog. Ein andermal laßt ihr mich mit dabei sein. Ich will auch meinen Spaß."

„Kinder," sagte die kräftige Eva, „es war Spaß und mehr als Spaß. Die Jungen wissen jetzt, daß wir ihre Fehler kennen, und werden sich vor uns zusammenreißen."

Nach diesem mütterlichen Ausspruch ihrer Leiterin trennten sich die Schwestern und schlüpften eine jede in ihr Mädchenbett.

* * *

Der Doktor Frühling beobachtete stillvergnügt das Heranwachsen seiner vier Mädchen. Allabendlich holte er sich ihre Schulhefte und Mappen und Tornister, und ob der Tag noch so anstrengend für ihn gewesen sein mochte, er schüttelte die Müdigkeit ab und las aufmerksam und frohgestimmt was seine vier den Tag über an Weisheit zu sich genommen und der Welt wiedergegeben hatten. Da lag das Innenleben seiner Mädchenschar offen vor ihm wie die Blätter ihrer Schulhefte, aber auch die Lücken wurde er gewahr, die der Schulunterricht der Kleinstadt nicht auszufüllen vermochte. Und der nun schon grau

gesprenkelte Landarzt machte sich zu einem neuen Amte bereit.

Als die großen Herbstferien für die Schulen angebrochen waren, nahm er abwechselnd und je vierzehn Tage lang zwei seiner Mädchen mit auf die Fahrt durch die Eifeldörfer. Violett in verblühender Heide lagen die Hochflächen, wie lauschende Zwerge hockten die seltsam geformten Wacholdersträuche vor dem schwarzgrünen Wald. Und der Doktor sprach zu seinen Töchtern von den Blumen und Kräutern und ihren verborgenen Eigenschaften, von den Pilzen und Waldfrüchten und Säften, von dem Getier und seinem Zweck und Leben bis herab zur kleinsten Milbe, von Wind und Wetter und den Gestirnen am Himmel. Und von der Pflanzen- und Tierwelt der Heimat kam er auf die der fernen und fernsten Länder zu sprechen, die er zwei Jahrzehnte lang durchforscht hatte, auf ihren Sternenhimmel, auf ihre Menschen, Sitten und Gebräuche. Von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil führte er seine Mädchen, und die Geschichte der Völker umspann die fremden Schollen. Augen und Wangen wurden den Mädchen heiß, und die Seele tat das Kleine ab und wurde weit, und der Verstand wurde geschärft und gestählt. Mit in die Bauernhäuser mußten die Mädchen und dem Vater zur Hand gehen und lernen, daß eine blutige Wunde, eine heimtückische Krankheit nicht da ist, um sich zu entsetzen, sondern um sie zu heilen. Hilfreich sei der Mensch, und die Frau zumal. Und die Frühlingsmädchen hielten aus, ohne mit der Wimper zu zucken, wuschen die Wunden, rollten den Wickelverband ums kranke Glied, halfen der Wöchnerin den Säugling versorgen und den überständigen Alten in der Todesstunde.

Längst waren die Ferien dahin, aber der Lebensunterricht ging weiter. An den schulfreien Nachmittagen, an den Sonn- und Festtagen, selbst des Nachts, wenn der Doktor hinaus mußte, hockte die Eva und die Fridel oder das Fränzchen und die Maria in dem schmalen Kastenwagen beim Vater, lauschten, sahen und lernten wie im Spiel, und nie deuchte sie die Jugend so schön. Sechzehn Jahre zählte jetzt die Aelteste, und die kleine Maria zwölf. Froh und gesund waren sie, zielbewußt und voll drängenden Lebens, und nur die Kleine geriet noch ins Träumen, wenn sie Musik vernahm oder selber am Klavier saß.

Brauchte der Doktor einen Abend nicht mehr hinaus, so braute ihm die Eva einen steifen Grog, wohl wert, daß ein seebefahrener Mann ihm seine Gunst zuwandte, und die anderen sorgten sich um ihn mit Lehnsessel, Pantoffeln und Zeitung. „Man muß sich nur um seine Kinder kümmern, und die Kinder kümmern sich um uns," schmunzelte der alte Lebenskundige, lobte den Grog über den Nordpol, Sessel und Pantoffeln über den Serail des Großtürken, schlug die Zeitung auseinander, sah hinein, stutzte und rief: „Na, nun hört doch nur, Kinder, das muß ich euch doch mal vorlesen. Gebt acht, und jede soll ihre Meinung sagen."

Und nun folgten sich politische Leitartikel und Reichstagsbericht, Theater, Kunst und Wissenschaft, bis zur Wetterprophezeiung für den nächsten Tag. Was die Mädchen nicht verstanden, wurde erklärt, Parteipolitisches und Wirtschaftliches, Strömungen der Literatur und neue Erkenntnisse auf den Wissensgebieten. Bücher wurden herbeigeschleppt, Atlanten aufgeklappt, Ansichten aufgestellt, verfochten, bewiesen, der väterliche Grog ein-, zweimal erneuert und unermüdlich an der Brauchbarmachung der Mädchen für das Leben gearbeitet. Und das Lachen und die Freude waren nichts als die Sonnenseite des Ernstes, ohne daß sie es wußten.

In immer größer werdenden Zwischenräumen sahen die vier Frühlingsmädchen die alten Spiel- und Kampfgenossen. Der Notarsohn Georg Brüning studierte zu Bonn in sorgsam ausgewählten Anzügen die Rechtswissenschaften, doch fürchtete die schwarze Eva, als ihre Funkelaugen beim ersten Wiedersehen über ihn hinfuhren, daß allein die kunstvoll geschlungene Krawatte die Zeit der Morgenvorlesungen hinreichend in Anspruch nehmen dürfe. Auch die braune Friedel vermochte sich mit der Erscheinung ihres Freundes Robert Junker, dem nun das echte Dreifarbenband prall über der Weste saß nicht sonderlich zufrieden zu erklären. Der schlanke Robert schien ihr doch etwas aufgeschwemmter, als es ihrer Ansicht nach das gründliche Studium der Medizin mit sich zu bringen pflegte, und die Fülle der steilen Terzen über dem breiten, erst wenig vernarbten Durchzieher im Gesicht ließ höchstens auf einen Umweg zu den anatomischen Studien schließen. Auch Fritz Leydecker war einmal zu Pfingsten erschienen und hatte seine breitschultrige Figur in gehöriger Sehweite des „Schlosses" zur Schau gestellt. Kurz darauf glaubte das blonde Fränzchen einen unaufschiebbaren Gang ins Städtchen unternehmen zu müssen und konnte nicht hindern, daß der handfeste Kindheitsfreund an der nächsten Wegbiegung zu ihr stieß. Fritz Leydecker hatte seine humanistische Bildung mit der Erlangung des Reifezeugnisses zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst als abgeschlossen betrachtet, eine dreijährige Lehrzeit als Buchdrucker durchlaufen und arbeitete nun in gehobener Stellung in der Setzerei einer großen Kölner Zeitung. Kopfschüttelnd vernahm das geistig rege Fräulein, wie wohl sich der gutmütige Freund fühle und wie zufrieden er sei. „Zufrieden," meinte das Fränzchen, „kann doch höchstens der Mensch im Greisenalter sein, wenn er den letzten Gedanken in eine fruchtbringende

Tat umwandelte, und nicht ein junger Mann, weil er eine gefüllte Suppenschüssel vor sich hat. Man kann auch eine Suppe veredeln, verstehst du?" Aber der Freund verwunderte sich vorläufig nur.

Die ersten Jahre verblieb es bei den Wiedersehen in den Ferientagen und kürzeren oder längeren Streifen auf den alten Jugendwegen, die die Ginsterbüsche im Frühjahr goldüberlohten, die Glockenblumen blau färbten, die Heide mit purpurnen Teppichen überzog, bis Sommer und Herbst alles in violetten Tönen zerfließen ließen und die Ebereschen in der dünnen Höhenluft keinen anderen Schmuck mehr in die weite Landschaft tragen konnten als ihre fröstelnden korallenroten Beeren. Dann standen die jungen Menschen abschiednehmend und heimatbefangen auf einem Höhenkopf, schauten über das starre Wellenmeer der Eifel bis hinaus, wo sie den Rhein, die Mosel wußten und die hohen Berge der Ahr, und grüßten Berge und Burgen der Heimat. An den Trichterseen, den dunkeläugigen Maaren, schlenderten sie mit schwergewordenen Füßen vorbei und dem Städtchen zu, das wie eine alte vergessene Sagenkrone auf dem Hügelkamm liegengeblieben war. „Totes Nest," sagte der vornehme Notarsohn und griff sich nach der Halsschleife, als ob sie ihm zu eng geworden sei.

„Wenn ihr es sterben laßt, ist es tot," erwiderte Eva Frühling in auflodernder Kampffreude.

„Es lohnt nicht," meinte müde der Jurist, und der Mediziner nickte. Sie waren beide auf dem Wege nach Berlin.

Die braune Friedel sprang mit unverbrauchter Zähigkeit der Schwester bei. „Es lohnt nur nicht, wenn man zu vornehm zum Arbeiten ist oder zu — zu — durstig. Jawohl. Hat's etwa bei meinem Vater nicht gelohnt? Ein ganzes starkes Menschenleben hat er hier aufgerichtet und seine vier Mädels mit in die Höhe genommen und ist glücklich geworden und zehnmal so stolz als ihr alle, daß ihr's nur wißt."

„Ja, der Doktor Frühling — —"

„Das ist auch ein Auswärtiger."

„Ein Auswärtiger, richtig. Und ich glaube selber, daß der Stadt nichts besser wäre als eine Blutauffrischung, wenn ich euch so ansehe und anhöre. Das aber dürfte sich wohl lohnen. Der Robert ist ja Mediziner und wird daher wohl wissen, was eine Blutübertragung bedeutet, und daß ein richtiger Arzt seinen Stolz dareinzusetzen hat, einen müden Körper wieder frisch auf die Beine zu stellen, statt hinterm Bierglas mit den Achseln zu zucken."

„Donnerwetter, wenn das auf mich gehen soll — "

„Es geht auf alle Kleinstädter, die die Schönheit der Heimat vor dem Zauberfeuerwerk der Großstadt vergessen."

Von Liebe sprachen die jungen Menschen nie, wenn sie sich auch nach Auswahl und zu zweit zusammenhielten. Es war etwas zu Gesundes in den Frühlingsmädchen, als daß man ihnen mit schönen Worten hätte die Sinne verwirren können. Ihre Augen, vom Vater geklärt und geschärft, blickten in den Endzweck aller Dinge, und nur die goldrote Maria ließ sich mehr und mehr von den Tönen umrauschen, die sie ihrem Klavier entlockte, und wurde erst wach und ein echtes und rechtes Frühlingsmädchen, wenn die Schwestern heimkehrten und über sie herfielen. Dann aber war sie die übermütigste.

Als die Studenten die Stadt verlassen hatten, hielt der Doktor Frühling mit seinen Töchtern eine Ratsversammlung ab. Alle saßen sie beim Lampenschein um seinen Arbeitstisch.

„Mädels," begann der Doktor und strich langsam seinen graugewordenen Bart, „ein richtiger Haushalter macht bei Lebzeiten Kassensturz und überläßt es nicht den trauernden Hinterbliebenen sich in den Tod zu wundern. Ihr seid jetzt so weit, daß ihr euch selber einen Ueberschlag machen könnt, ja müßt, damit ihr wißt, wie weit ihr zu springen habt, und euer Leben nach Menschenmöglichkeit geordnet bleibt, auch wenn ich mal nicht mehr da sein sollte. Ne, ne, ne, Friedel, du brauchst meinen Puls nicht zu fassen. Der schlägt noch kerngesund, und bevor ich nicht zum wenigsten viermal Großvater geworden bin, gedenke ich mich durchaus nicht aus dem Staube zu machen."

„Gut," entschied Eva, „fahre fort."

„Nun seht einmal, Kinder. Auf diesem Blatte steht, was ich mir in den zwanzig Jahren hier erworben habe. Nicht wahr, es liest sich ganz leidlich. Aber wenn man einen Taler durch die Zahl vier teilt, bleiben auf den Kopf fünfundsiebzig Pfennig. Das sieht sich dann schon weniger unternehmend an."

„Kommt unsere eigene Arbeit hinzu, Vater."

„Richtig. Darauf wollte ich hinaus. Was ich euch lehren konnte, habe ich euch gelehrt. Aber das sind erst die Grundmauern zum Haus. Nun kommt es darauf an, wie eine jede von euch weiterzubauen wünscht."

Die Mädchen blickten versonnen in das Lampenlicht. Sie hatten längst über ihren Weg nachgedacht.

„Es reicht auch zum Studieren," meinte der Vater, „obwohl ein regelrechtes Studium mit seinen Vorbereitungsjahren, den Semestern und den gewinnlosen Uebergangsjahren eine große Bresche in euer kleines Vermögen schlagen würde. Immerhin, wählt selber, ich vertrau' auf euch."

Die schwarze Eva schüttelte den Kopf.

„Ein sechsjährig Studium? Wo du doch zum wenigsten viermal Großvater zu werden wünschest?"

„Kinder — nehmt also keine Rücksichten."

„Doch, doch, doch! Und überhaupt!" Die drei Aeltesten riefen und wehrten durcheinander.

„Also die Eva hat's Wort," bestimmte der Doktor, „Was soll's mit dem ‚überhaupt'?"

„Ueberhaupt ist meine Meinung, Vater, daß nicht jedes Frauenzimmer ‚studiert' zu sein braucht, um ihren Mann zu stehen. Was läuft heute nicht schon alles auf die Universitäten! Die innerlich dazu berufen sind, sollen hin und müssen hin, aber die Mehrzahl rackert sich ab und hungert sich ab und verelendet ihre kräftigsten Jahre, um einen Titel und, wenn's Glück hold ist, ein Pöstchen zu erwischen. Da will ich doch tausendmal lieber Nummer eins in irgendeinem kräftigen Lebensberuf sein als Nummer Null in einer eingebildeten Bildungswelt. Wenn ich zum Beispiel, wie ich hier bin, ein, zwei Jahre auf die Kölner Handelshochschule ginge und träte dann bei einem Rechtsanwalt als Bureauvorsteher ein — Gott, es kann natürlich auch ein Kaufmann oder ein Ingenieur sein —, so verdien' ich mir, was ich nötig habe, bin im übrigen mein freier Herr, brauch' keine große Bresche in mein kleines Vermögen zu schlagen und könnte einmal, wenn schon geheiratet werden soll, in Geschäftsdingen meines Mannes rechte Hand sein. Vier Gründe für einen."

„Und einer würde genügen. Sagen wir also: um deines Mannes rechte Hand zu sein. Auf die linke hätte übrigens keiner von uns gewettet." Und der Doktor Frühling sah der Reihe nach lachend seine Mädchen an, und die Mädchen jubelten ihm zu.

„Ich melde mich auch für die Handelshochschule," rief die dritte, das blonde Fränzchen. „Wenn Eva und ich zusammenziehen, wird es billiger!"

„So, so, so," brummte der Arzt in den Bart. „Nun, man muß auch diesen Grund gelten lassen. Aber Nummer zwei hat sich noch nicht zum Wort gemeldet."

„Vater," sagte die braune Friedel, „den Gedanken an ein medizinisches Studium habe ich aufgegeben, so sehr er mich reizte. Ich sehe ja an dem jungen Junker aus der Stadt, wie lange sich so eine Sache hinziehen kann. Er steht immer noch vor dem Physikum."

Der Doktor hob die Hand. „Nun, nun, wenn du zum Beispiel nicht einer schlagenden Verbindung beiträtest und häufiger zum Reagenzglas als zum Bierglas griffest —"

„Ich versteh' dich, Vater. Aber da du doch die vier Enkel nicht von einer Tochter zu haben wünschest —"

„Meine Enkel! Meine verehrten Enkel!" stöhnte der Doktor auf und wühlte in seinem Bart. „Meine Enkel haben nicht das Schicksal meiner Töchter zu bestimmen! Vorläufig bin ich noch der Vater und nicht der Großpapa. Wähle frei, mein Kind. Du hast eine außerordentliche Begabung für den medizinischen Beruf. Es wäre schade, wenn deine sichere Hand, dein Frohsinn und deine Willenskraft der leidenden Menschheit verloren gingen."

„Der Krankenschwesterberuf braucht das alles noch viel mehr, Vater, als nur die Wippröckchen, Lackschühchen und eine schöne Brosche. Laß mich als Lehrschwester eintreten. Ich werde deinem Namen keine Schande machen."

Der Doktor strich seinen zerwühlten Bart wieder glatt. Er brauchte länger dazu, als es den Mädchen nötig schien. „Drei Erziehungsergebnisse," knurrte er endlich. „Hm, nicht weit gefehlt. Lieber in der Provinz der Erste, als in Rom der Letzte. Mädchens, ich möchte euch alle drei auf den Kien reiten lassen, wenn ihr lütten Deerns nicht schon so große Damens geworden wären. Stopp, stopp, ich ersticke! Kinders, ich geh' über Bord! Wollt ihr denn das Nestküken nicht auch singen hören?"

Da gaben die drei, die sich auf seinen Knien drängten und seinen Hals umdrosselten, Ruhe und glitten geräuschlos auf ihre Plätze.

„Also nun rede du, kleine Maria. Möchtest du eine Elfenkönigin werden oder ein Frühlingsmädchen wie deine drei wilden Schwestern?"

„Beides," sagte die goldrote Maria und strich sich eine Locke aus dem Träumergesicht.

„Beides?" hub der Doktor nach einer Pause an. „Ich fürchte, mein Töchterchen, daß sich diese grundgegensätzlichen Dinge im Leben nicht werden vereinigen lassen."

„Dann erst das eine und dann das andere."

Der Doktor sah sein Jüngstes an. Er strich ihm liebkosend mit der Hand über die Locken. „Maria —" sagte er.

„Ich möchte mich noch nicht so schnell von meiner Musik trennen, Vater."

„Und von den Traumgängen durch die Wunderwelten, die sie uns vorzaubert. Kind, die Zeit der Schwanenritter ist dahin, und was uns geblieben ist, ist weniger schön und doch — viel, viel schöner, weil es die gesunde Wirklichkeit ist, weil sie uns selber fordert, die ganze Kraft, den ganzen Menschen, die ganze derbe Liebeslust an der handgreiflichen Kreatur und den handgreiflichen Tatsachen statt des entzückten Stöhnens über eine Heldentat, die außerdem schwer nachprüfbar ist, weil sie meistens nur der Held allein behauptet. Ach, Kind, wenn du all diesen Erlebnissen mit Riesen, Zwergen, Drachen und schönen Wasserfrauen auf den Grund gehen könntest, ich sage dir,

Gute canadische Backrezepte

Tee-Biscuits

Grund-Rezept:
- 2 Tassen Mehl
- 4 Teelöffel Magic Baking Powder
- ½ Teelöffel Salz
- 1 Eßlöffel Butter
- 1 Eßlöffel Fett
- ¾ Tasse kalte Milch oder halb Milch, halb Wasser

Siebe Mehl, Backpulver und Salz. Gib das gekühlte Fett hinein, füge die Milch hinzu, verrühre zu einer weichen Masse, welche man auf ein bemehltes Brett gibt und nicht mehr als nötig bearbeitet. Rolle leicht aus und schneide mit einem bemehlten Biscuitmesser. Wird auf befettetem Backblech in heißem Ofen, 450 Grad F., etwa 12 bis 15 Minuten gebacken.

Einfaches Kaffee-Gebäck

- 2 Tassen Mehl
- ½ Teelöffel Salz
- 4 Teelöffel Magic Baking Powder
- 3 Eßlöffel Zucker
- 3 Eßlöffel Fett oder Butter
- 1 Tasse Milch (ungefähr)

Siebe die trockenen Zutaten zusammen, füge Zucker und dann das flüssige Fett, sowie genügend Milch hinzu, um einen ziemlich festen Teig zu erhalten. Wird in einer befetteten, niedrigen Form in mäßig heißem Ofen (400 Grad F.) etwa 30 Minuten gebacken.

Kartoffel-Biscuits

- 1½ Tasse Mehl
- 4 Teelöffel Magic Baking Powder
- ½ Teelöffel Salz
- 3 Eßlöffel Fett oder Butter
- 1 Tasse passierte Kartoffeln
- ½ Tasse Milch (mehr oder weniger), genug, um einen weichen Teig zu erhalten.

Siebe Mehl, Backpulver und Salz, gib das Fett hinein und mische die passierten Kartoffeln leicht hinein. Füge die kalte Milch hinzu. Gib auf bemehltes Brett. Nun wird der Teig leicht ausgerollt und die Biscuitformen geschnitten. Wird auf befettetem Blech in heißem Ofen gebacken.

(Buchweizen) Buckwheat-Gebäck

- 2 Tassen Buchweizenmehl
- 6 Teelöffel Magic Baking Powder
- 1½ Teelöffel Salz
- 1 Tasse Mehl
- 2½ Tassen Milch (oder halb Milch, halb Wasser)
- 1 Eßlöffel Molasses
- 1 Eßlöffel ausgelassenes Fett

Siebe Mehl, Backpulver und Salz zusammen. Füge Molasses und Fett zur Milch. Nun wird alles zusammen gut geschlagen und in heißem, leicht befettetem Griddle gebacken. Nur einmal wenden.

Vereinfachte Methode der Teigzubereitung für 5 weiße Brote

Rezept für Weißbrot

- 2 Tassen lauwarmes Wasser
- 1 Paket Royal Fast Rising Dry Yeast
- 1 Teelöffel Zucker
- 2 Tassen Milch
- 3 Eßlöffel Zucker
- 5 Eßlöffel Salz
- 12 Tassen (etwa) gesiebtes Mehl
- 3 Eßlöffel Shortening

Geben Sie eine Tasse lauwarmes Wasser in die Einmachschüssel, fügen Sie die Hefe und einen Teelöffel Zucker dazu, rühren Sie und lassen Sie es 10 Minuten stehen. Dann fügt man Milch, Zucker, Salz und das restliche Wasser dazu, hierauf die Hälfte des Mehls und schlägt es gut. Nun gebe man das Shortening und das restliche Mehl dazu oder wenigstens soviel, daß ein leicht zu bearbeitender Teig entsteht. Man knete den Teig leicht, bis er glatt und elastisch ist.

Nun gibt man den Teig in eine eingefettete Schüssel, bedeckt ihn und gibt ihn an einen warmen Platz, der zugfrei ist. Nun läßt man ihn gehen, bis er den doppelten Umfang angenommen hat. Dann drückt man ihn nieder und läßt ihn wieder gehen, bis er etwa drei Viertel so hoch ist wie vorher. Dann zerteilt man ihn in vier gleiche Teile und formt daraus Kugeln. Diese bedeckt man mit Tuch und läßt sie 10 oder 15 Minuten stehen. Dann gibt man ihnen die Form eines Brotlaibes und gibt sie in eine gefettete Pfanne. Man bedeckt diese und läßt den Teig darin bis zum doppelten Umfang gehen. Hierauf bäckt man bei etwa 400 Grad Fahrenheit durch etwa 45 Minuten.

Zweites Rezept für Weißbrot

- 4 Tassen lauwarmes Wasser
- 1 Paket Royal Fast Rising Dry Yeast
- 1 Teelöffel Zucker
- 4 Eßlöffel Zucker
- 18 Tassen (etwa) gesiebtes Mehl
- 2 Tassen Milch
- 3 Eßlöffel Shortening
- 1 Eßlöffel Salz

Man gibt eine Tasse lauwarmes Wasser in die Einmachschüssel, fügt Hefe und einen Teelöffel Zucker hinzu, rührt und läßt für 10 Minuten stehen.

Nun löst man 4 Eßlöffel Zucker in den verbleibenden 3 Tassen Wasser auf und fügt dies der Hefe hinzu. Nun gibt man 6 Tassen Mehl dazu, um einen „Sponge" zu bereiten. Gut schlagen. Dann bedeckt man den Teig und läßt ihn an einem warmen Platz, der zugfrei ist, 2½ Stunden gehen. Wenn er gut gegangen ist, fügt man lauwarme Milch dazu. Sodann gibt man Shortening hinzu, Salz und das restliche Mehl oder soviel Mehl, um einen leicht zu bearbeitenden Teig zu erhalten. Man knetet den Teig leicht, bis er glatt und elastisch ist. Hierauf gibt man ihn in eine eingefettete Schüssel, bedeckt ihn und gibt ihn an einen warmen, zugfreien Platz. Man läßt ihn nun gehen, bis er den doppelten Umfang hat, etwa 1½ bis 2 Stunden, teilt ihn in fünf gleiche Teile und formt daraus Kugeln. Diese bedeckt man mit Tuch und läßt sie 10 bis 15 Minuten gehen. Dann formt man Laibe und gibt sie in eingefettete Brotpfannen. Diese bedeckt man und läßt die Laibe bis zum doppelten Umfang gehen — etwa eine Stunde. Dann bäckt man im heißen Ofen bei etwa 400 Grad etwa 45 Minuten. Ergibt 5 Brote.

es kämen seltsame Dinge zum Vorschein, und Wucherer, Halsabschneider, Hausknechte und liederliche Frauenzimmer würden eine beträchtliche und betrübliche Rolle darin spielen. Doch zu dieser fröhlichen Erkenntnis muß sich ein jeder selbst durchringen, und ich will dir die Freude an der Rätsellösung nicht verderben. Du möchtest Musik studieren? Du sollst es."

„Vater — Vater!"

„Und wenn es so wird, wie ich es vorausgesagt habe, — wirst du dann ebenso vergnügt ‚Vater — Vater' rufen?"

„Noch viel vergnügter, Vater! Denn dann weiß ich doch, daß das Vergnügtsein gar nicht so einfach ist, wie es sich die meisten Menschen denken."

„Kind, Kind ich sage es dir als Vater und Arzt, es gibt nur ein Heilmittel gegen das Leben und gegen den Tod: die selbsterrungene Fröhlichkeit."

Lautlos saßen im Kreis die Frühlingsmädchen und blickten mit leuchtenden Augen auf den Mann, der ihnen Vater und Mutter, Erzieher und Wegweiser war.

„Euch alle auf einmal herzugeben, halte ich nicht für richtig," meine der Doktor nach einer Weile stiller Nachdenklichkeit. „Nicht aus Selbstsucht. Das wäre die falsche Vaterliebe. Nein, ihr Mädchen, euer selbst wegen. Wenn nacheinander zwei gehen und zwei bleiben, so ist es nur ein Verreisen und kein Vondannenreisen, nur eine Luftveränderung des Körpers und nicht der Seele. Die Schwesterlein in der Heimat halten das Garnknäuel der Ariadne, an dem sich die Schwesterlein in der Fremde schnell und lustig wieder heimfinden. Denn die stärksten Wurzeln unserer Sehnsucht haften nun doch einmal in dem Boden, auf dem wir groß geworden sind und Liebe, Freundschaft und Schwesternschaft erfahren haben. Das sagt euch ein Mann, dessen Heimat jahrzehntelang das Meer war, und der sich den Heimatboden spät erst erwerben mußte. Es geht viel Sehnsucht, viel Liebe, viel Freundschaft verloren, wenn Menschen, die sich so nahe stehen und in Glück und Unglück dasselbe fühlen, auseinandergerissen werden nach Nord und Süd. Es sollte nicht sein, wo es angängig ist. Das Leben ist zu kurz und geht nicht mehr rückwärts."

„Nein, Vater, das soll nicht sein," sagte Eva Frühling für die Schwestern.

„Gut, ihr Mädchen." Der Doktor straffte sich. „Und nach richtigem Wundarztgebrauch wollen wir ohne viel Zögern zum heilbringenden Messer greifen. Die beiden Handelsschülerinnen zuerst an die Klinge. Eva und Fränzchen, packt eure Siebensachen. Sonntag in der Frühe dampfen wir gen Köln, suchen Quartier und besorgen die Anmeldung an der Handelshochschule. Fertig. Friedel tritt in nächster Woche bei mir im Krankenhaus ein. Ich werde mit der Schwester Oberin alles besprechen. Später, wenn die Schwestern zurück sind, gehst du zur weiteren Ausbildung hinaus in ein größeres und reichhaltigeres Tätigkeitsfeld. Unsere kleine Maria zählt jetzt fünfzehn Jahre. Sie wächst sich indes zu einer Jungfrau aus, die ein Tenorsolo von dem Arbeitslied des Werktags wohl zu unterscheiden vermag. Dann soll sie nach Frankfurt am schönen Main auf die Musikhochschule. Alle einverstanden? Alle meine vier? Na, dann frage ich jetzt nur noch: Habe ich einen Grog verdient, oder habe ich keinen Grog verdient?"

* * *

Der alte Doktor Frühling zählte sein fünfundsechzigstes Lebensjahr, als die erste seiner Schwalben wiederkehrte. Ueppigen Wuchses, funkelnd vor Lebensfreude und Tatendrang, selbstsicher in Wort und rascher Bewegung war die schwarze Eva heimgekehrt, als der Vater ihr in einer Randbemerkung geschrieben hatte, der alte Notar Brüning kränkele und verkindsche ein wenig und die Notariatsgeschäfte schleppten am Boden. In ihrer zupackenden Bestimmtheit trug sie dem zittrigen Herrn die Früchte ihrer zweijährigen Handelshochschulbildung an, überwand seine letzten Bedenken durch einen vorläufigen Verzicht auf jegliche Gehaltsforderung, die für bessere Zeiten gestundet werden mochte, und saß nach wenigen Tagen als Befehlshaber eines Schreiberjungen in der staubigen Schreibstube des Notars. Das erste war ihr, die Röcke und Aermel aufzuschürzen und die Amtszimmer einem gründlichen Hausputz zu unterziehen. Dann begann die Durchsicht und Ordnung der unerledigten Akten. Und dann ratterte die Schreibmaschine los und flog die Feder vom Morgen bis zum Abend, Wochen und Monate hindurch, bis auch der letzte Akt gefertigt war und das letzte Bäuerlein wußte, was nach Brief und Siegel sein Eigentum war, und das letzte Bürgerlein endlich im Besitze eines rechtsgültigen Testaments wohlgeborgen schlafen konnte.

„So," meinte die rasche Eva, und ihre Augen blitzten den zittrigen Notar wie Feldwebelaugen an, „nun sehen wir doch wieder Grund und auch die Farbe des Fußbodens. Das muß nun bleiben wie Parkett, und wenn Sie noch so viel Arbeit hereinschaffen, Herr Notar."

Der Notar aber schaffte keine Arbeit herein. Er ließ wie in verschwundenen Jahren, da er noch allmächtig war in dem weiten, abgelegenen Kreis und die Bauern zu ihm kommen mußten, ob sie wollten oder nicht, die Dinge müde und vornehm ihren Lauf gehen, und nur der Notar in der nächstgelegenen Kreisstadt hatte seine Freude daran. Das war die Zeit, in der Eva Frühling begann, sich volkstümlich zu machen, auf al-

len Kirchweihen der Umgegend zu erscheinen, allen Kindtaufen beizuwohnen, bei denen ihr Vater die Hand im Spiele gehabt hatte, bei allen Begräbnissen Trost zu spenden und die Erben über die besten Verteilungsmöglichkeiten zu unterrichten. Wenn sie durch ein Dorf kam, wurde sie von den Bauern oder ihren Weibern angerufen und zu einer Tasse Kaffee in die Stube genötigt. Die Eva vom Doktor Frühling war bekannt als der gescheiteste Kopf, der nicht lange fackelte, den Nagel auf den Hut traf und deshalb schon mehr wert war als zehn gefuchste Advokaten, weil sie Rat und Rechtsbelehrung, ja selbst das Aufsetzen der kniffligsten Schriftstücke und Eingaben ohne den geringsten Entgelt und nur für einen kräftigen Handschlag vornahm. Daß sich alsdann die Bauern, um ihre geregelten Angelegenheiten notariell beglaubigen zu lassen, zum Notar Brüning in die Stadt begaben, war nur selbstverständlich. Wußten sie doch in der rechten Hand des Notars, dem sackermentschen Frauenzimmer, ihre beste Vertreterin.

So begannen sich die Geschäfte zu mehren und zu festigen, als an einem Morgen der immer stiller und müder gewordene Notar nicht in seinem Amtszimmer erschien, sondern in seinem feinen Mahagonibett liegen blieb, um der Sorge für Stempel und Unterschrift ein für allemal enthoben zu sein.

„Da schläft die alte Zeit," sagte die schwarze Eva an seinem Lager, „spitz, klein und in einem Mahagonibettchen. Es müssen wieder größere Bettstellen gezimmert werden, auch wenn sie nicht aus Mahagoni sind."

Der Assessor Brüning war zur Beerdigung seines Vaters im Städtchen erschienen. Er folgte dem Sarge in vornübergebeugter Haltung, aber in spiegelndem Zylinder und untadeligen Lackschuhen. Ein wenig ermüdet und unliebsam berührt von den Pflichten und Mühen des Tages, ruhte er tief in einen Lehnsessel gedrückt und sah seine alte Jugendfreundin mit abwesenden Blicken an.

„Du mußt dich entscheiden, mein lieber Georg," sagte die schwarze Eva und hielt ihn unter ihrem Blick. „Ueber deine Vermögensverhältnisse bin ich unterrichtet. Jeder Versuch, mich eines Besseren zu belehren, wäre eine überflüssige Anstrengung, und du bist vorderhand nicht für Anstrengungen. Die gesamt Geldwirtschaft deines Vaters ist in den letzten Zwei Jahren durch meine Hände gegangen, ich habe sie geordnet, soweit da zu orden war, und sie zum wenigsten mit dem Ansehen des Notariats wieder in Einklang gebracht. Aber zu erben gibt es hier nichts, als — das Beste: Arbeit."

„Um Gottes willen," murmelte der Assessor, „komme mir in dieser Stunde der Trauer doch nicht mit dem Allerunleidlichsten der Welt, mit Geldgeschichten."

„Du begehst eine kleine Verwechselung, mein lieber Georg. Ich komme dir mit Arbeitsgeschichten, denn von Geld kann leider Gottes nicht die Rede sein. Arbeit, so sagte ich."

„Ich habe mich in Berlin als Rechtsanwalt niedergelassen, meine gute Eva."

„Das war für einen jungen Mann, der möglichst ungestört sein Dasein verbringen will, sicher das Zweckentsprechendste. Aber mir scheint, es handelt sich hier weniger darum, wo du Geld loswerden kannst, sondern wo du es verdienen kannst."

„Und du hättest den Mut, meine gute Eva, mir vorzuschlagen, fern von aller Kultur in diesem Ackerbürgernest meine Tage zu verbringen?"

„Ich hätte diesen Mut, mein lieber Georg. Aber gewiß nicht, damit du hier — wie du dich auszudrücken beliebtest — deine Tage verbringen könntest, sondern damit du sie ausnutzen, inhaltreich, fruchtbar machen kannst. ‚Ran an die

Klinge', wie mein Vater zu sagen pflegt. Vom Pflastertreten, Droschkenfahren, Theaterbesuchen, In-Gesellschaft-laufen und Zwischendurch-ein-Schild-heraussstecken: ,Dr. Brüning, Rechtsanwalt', davon hat noch kein Jüngling seine mehr als traurigen Geldverhältnisse in einen besseren Schick gebracht. Ach bitte, ich spreche. Und es ist höchste Zeit, daß gesprochen wird. Sonst könntest du dich bald und lediglich in deinen feinen Beinkleidern begraben lassen, denn zu einem anständigen Sarg würde es kaum noch langen."

„Meine gute Eva —!"

„Sieh einmal, mein lieber Georg, du wirst dich daran gewöhnen müssen, mich aussprechen zu lassen. Mit Redensarten wie ‚meine gute Eva' können wir wohl ein Schäferstündchen feiern, aber auch nicht einen Taler wechseln lassen. Und das scheint mir doch in deiner Lage das Wichtigere. Mache mir also, bitte, nichts vor und erzähle mir nichts von Berlin und den Kulturaufgaben auf der Friedrichstraße und Unter den Linden. Es gibt auch noch andere Aufgaben für einen kräftigen, jungen Mann, und wenn es nur die der Kultur einer Kreisstadt in der Eifel wären. Spuck' in die Hände, mein Junge, denn die Handschuhe wirst du ausziehen müssen. Gott graul' dich nicht. Es weht nun einmal rauhe Luft in der Eifel. Aber das Notariat, fest angefaßt, nährt seinen Mann, das Leben in Berlin nur deine Gläubiger. Also müssen wir dir die Nachfolge im Notariat beschaffen, und in die Höhe bringen werden wir es, darum braucht dir nicht bange zu sein, denn ich werde in der Stellung als Bureauvorsteher ausharren. Nun?"

„Mein Gott," sagte der Assessor Brüning und schlug die Hände vors Gesicht, um dem Blick ihrer funkelnden Augen zu entgehen. —

Nach kurzer Frist wurde der Assessor Brüning als Nachfolger seines geehrten Vaters zum Notar bestellt. Der alte Doktor Frühling hatte mit den Herren des Gerichts mancherlei Unterhandlungen gepflogen und mehrere Reisen nach Koblenz zur Regierung unternommen. Dann traf die Bestallung von Berlin aus ein. Herr Notar Georg Brüning bezog das Haus seiner Väter und erschien auch in der Amtsstube, wenn seine eigenhändige Unterschrift vonnöten war. Diese Tätigkeit füllte aber nur einen so geringen Bruchteil des Tages aus, daß sich die Bureauvorsteherin, Fräulein Eva Frühling, nach Ablauf eines halben Jahres genötigt sah, um eine kurze Unterredung einzukommen. Und ob auch der Herr Notar plötzlich das Studium und die Durcharbeitung umfangreicher Akten vorschützte, die kurze Unterredung fand statt.

„Mein lieber Georg, findest du nicht, daß du über reichlich viel Zeit verfügst?"

„Nein, das finde ich nicht."

„Gut, daß ich die schärferen Augen von uns beiden habe. Also nicht wahr, du weißt mit deiner Zeit nichts Rechtes anzufangen, der Bezirk ist nicht groß und bevölkert genug, um dich von früh bis spät mit notariellen Geschäften zu versehen, und die Leihbibliothek hast du nunmehr ausgelesen."

„Ich stelle das durchaus in Abrede, daß ich —"

„Ach, lieber Georg, darauf kommt es ja gar nicht an. Die Hauptsache ist lediglich die Hebung deiner Stellung in wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und persönlicher Beziehung. Das Notariat einer kleinen Stadt ist mehr oder weniger ein Alterspöstchen. Dein Sinn steht höher. Wenn du neben dem Notariat den Beruf des Rechtsanwaltes ergriffst — und ich weiß bestimmt, daß du es tun wirst —, so wirst du erstens sehr viel mehr Geld verdienen und deine Kundschaft erweitern, zweitens in den Stadtrat gewählt werden und im Leben der Stadt bald eine einflußreiche Stellung einnehmen, und drittens — ja drittens das Höchste auf der Welt erringen: deine eigene Zufriedenheit. Siehst du, nun strahlst du schon."

Der junge Notar brachte zwar nur ein klägliches Verlegenheitslächeln zuwege und meinte, die eigene Zufriedenheit käme hier wohl weniger in Betracht als die heftige Arbeitslaune der verehrten Freundin. Auch genüge ihm Beschäftigung und Verdienst vollkommen für die Bedürfnisse der Kleinstadt. Aber Eva Frühling legte freundlich das Hauptbuch auf den Tisch, schlug eine Seite auf und deutete mit dem Finger auf den Abschluß: „Ich würde nicht davon sprechen, lieber Georg, wenn es dir nicht zum Vorteil diente. Mein Gehalt ist seit zweiundeinhalb Jahren gestundet worden. Hier steht die Summe auf Heller und Pfennig berechnet. Du siehst also, daß dein Verdienst selbst für die Bedürfnisse einer Kleinstadt nicht genügt. Oder kannst du mich ausbezahlen? Nein. Was bleibt. Mehr verdienen. Wie macht man das? Mehr arbeiten. Es ist die allereinfachste Rechenaufgabe der Welt."

Der junge Notar starrte mit langsam sich rötendem Kopfe in das Hauptbuch.

„Mein Gott," murmelte er endlich, „ich bring's nicht zustande. Es ist zuviel für mich."

„Sei ein Mann, Georg. Besinn dich endlich auf dich selbst und das, was das Leben fordert."

„Eva — —"

„Ich helfe dir, Georg. Laß dich in die Liste der Rechtsanwälte eintragen und verlaß dich auf mich."

„Und du versprichst mir, bei mir zu bleiben und mich nach Kräften zu entlasten?"

„Ich verspreche dir mehr. Ich verspreche dir sogar, dich zu heiraten, sobald du deinen ersten Prozeß gewonnen hast."

Die gebeugte Gestalt Georg Brünings reckte sich auf. Er wollte hastig entgegnen; aber vor dem strahlenden Blick Eva Frühlings strich er die Segel. „Heiraten . . .?" brachte er hervor. „Worauf baust du denn das Glück einer solchen Ehe . . .?"

„Worauf?" lachte sie ihn an. „Weißt du nicht mehr, daß wir uns als Kinder verprügelt haben und ich noch deinen zerzausten Schlips als Pfand besitze? Was wir aber vor der Ehe taten, werden wir in der Ehe nicht mehr zu tun brauchen. Ist das logisch oder nicht? Im übrigen aber baue ich das Glück unserer Ehe auf unserer gemeinsamen Arbeit auf, und du darfst sicher sein, mein stürmischer Verehrer, daß ich meinen vollen Anteil auf meine Schultern nehme. Und nun schultere du wie ein Mann den deinen." —

So wurde George Brüning Notar, Rechtsanwalt und Gatte der schwarzen Eva, der Erstgeborenen des Doktors Frühling, und schon hatte er durch Spitzfindigkeit und überraschende Schlußfolgerung, wie sie sonst nur besonders klugen Frauen eigen ist, seinen ersten Prozeß gewonnen, als der schmunzelnde Doktor Frühling auch seine andere Schwalbe wiederkehren sah.

Fränzchen Frühling kam nicht allein. Sie kam in Begleitung ihres Jugendfreundes Fritz Leydecker, und der alte Landarzt zeigte keinerlei Verwunderung. Er streckte den beiden die Hand entgegen und sagte: „Natürlich hatt' ich's mir gedacht. Erlaßt mir das Staunen, Kinder. Glück brauch' ich euch nicht zu wünschen. Ihr seid zwei Arbeitsbienen und wißt, was eine Wabe Honig wert ist."

„Freust du dich wirklich, Väterchen?" und das blonde Fränzchen kuschelte sich in seinen Arm.

„Zwei hätte ich wieder hier von meinen vieren," freute sich der Doktor. Und auch die beiden anderen werden den Weg zum heimatlichen Nest finden. Die kleine Maria siedelte auf die Frankfurter Musikschule über, als die große Eva heimkehrte. Zwei und ein halbes Jahr sind's schon. Wahrhaftig! Und unser Medizinmann, die Friedel, wechselte ein Jahr darauf zum berühmten Hamburger Krankenhaus hinüber. Gott schenk' auch ihnen fröhliche Heimkehr."

„Willst du denn nicht wissen, wie es gekommen ist, Vater? Bist du gar nicht neugierig?"

Der Alte strich ihr über das Blondhaar und lachte ihr in die Augen.

„Ich werde doch meine Mädels noch kennen? Raubritterfräulein ihr! Na, Fritz, stimmt's? Kau' dir deinen Schnurrbart nicht ab, mein Junge, ich lasse mir nichts erzählen. Aber wie wär's, wenn wir beiden Männer den dritten im Bunde, den wackeren Notar und Rechtsanwalt Brüning, zu einem Schoppen in der ‚Harmonie' abholten? Doch, doch, er bekommt Urlaub, wenn wir der Eva das Fränzchen mitbringen. Bis wir heimkehren, haben sich die Mädels die Beichte überhört, und es herrscht klar Wetter luv and lee." —

Die stürmische Umarmung der Schwestern war vorüber. Eng aneinandergeschmiegt saßen sie auf dem Lederkanapee der Notarwohnung und jagten sich die Worte vom Munde. „Wie ist es gekommen, Fränzchen? Wie hat es sich abgespielt? Bis zu meinem Abgang von der Handelshochschule tat er doch in seiner Werbung nichts, als sich Sonntags pünktlich zum Spazierengehen einstellen. Halt, daß ich ihm nicht unrecht tu'. Er nahm auch jedesmal eine Flasche Wein und ein paar leckere Schinkenbrötchen mit. Daß er sie in bedrucktes Zeitungspapier wickelte, hast du ihm ja abgewöhnt. Und das hielt schon schwer. Wie ist es gekommen?"

So aber war es gekommen, und es war nichts als ein bißchen Mädchenliebe und Mädchenfrische dabei. Fränzchen Frühling hatte sich auf das wirtschaftliche und politische Gebiet begeben, und die Handelshochschule hatte nur fortzusetzen gebraucht, was der Landarzt seine wißbegierigen Töchter beim Lampenschein an Hand der Zeitung, der Bücher und Atlanten gelehrt hatte. Das war fruchtbarer Mutterboden.

Die Professoren, die in reger Beziehung zu den Tagesblättern der Stadt standen, verwandten sich für die eifrige Schülerin, und da sie in Kurzschrift und Maschinenschrift gleich erfahren war wie in der englischen und französischen Sprache, so gelang es, sie als Hilfsarbeiterin bei der Schriftleitung einer großen Tageszeitung unterzubringen.

Fritz Leydecker hörte die Freudenbotschaft mit gemischten Gefühlen.

„Jetzt hast du jeden zweiten Sonntag Dienst, und ich kann alleine wandern."

„Nimm an den Sonntagen die Bücher vor, Fritz. Es kann nicht schaden."

„Ich bin Buchdrucker," brummelte er, „und nicht Schriftgelehrter. Wozu soll das dienen?"

„Ich dachte, du wolltest einmal dein eigener Herr sein?"

„Sieh dir mal die Arme an, die schaffen's."

„Ohne den Kopf? Ne, Fritze, niemals. Die Welt ist heller geworden, auch in der Eifel."

„Hochmut kommt vor dem Fall, und der Schuster soll bei seinem Leisten bleiben."

„Wer wagt, gewinnt. Aber wenn der Drucker sich mit dem Schuster verwechselt, hat er bereits verloren."

„Ich bin ein schlichter Handwerker, und wenn ich einmal heirate —"

„Siehst du, Fritze, dieser Satz stammt aus dem letzten Zeitungsroman, der bei euch gesetzt wurde. Bist du wirklich nicht darüber hinausgewachsen? Der Zeitungsroman ist doch nur dazu

da, um die Menschen an die schwerere Kost heranzulocken, die unter ‚Politik' und ‚Wirtschaftsleben' in der Zeitung verabreicht wird. Denk' mal darüber nach."

Fritz Leydecker brauchte zu allem„ was nachdenken hieß, lange. Sich den Tag über müde schaffen, und sich beim Schaffen auf die kleinen Wonnen des Feierabends freuen, galt ihm als Zweck des Daseins. Seine ehrliche und gesunde Mittelmäßigkeit blickte nicht weit über den Tag hinaus, seine unermüdliche Arbeitsfrische aber hätte nur eines Leitsterns bedurft, um zu Taten überzugehen, bei deren Bewältigung er spielend den körperlichen Anteil übernommen hätte. Das blonde Fränzchen Frühling hatte das wohl erkannt, und da sie des festen Glaubens lebte, den hinreichenden geistigen Anteil beibringen zu können, hatte sie beschlossen, diesen Leitstern darzustellen. Aber Fritz Leydecker ließ sich Zeit, den Gedankenflügen der Freundin zu folgen. Und doch mußte er — das fühlte der weibliche Tastsinn des Mädchens leicht heraus — selber auf den Gedanken einer Lebenssteigerung kommen, um in seiner gesunden Mannheit vor der Freundin bestehen zu können.

Vorläufig lebte der Anbeter der Jugendgespielin in seiner gemütlichen Gelassenheit dahin, zum Wochenschluß zufrieden mit dem Werke seiner Hände. Wohl eignete er sich auf Zureden der jungen Schriftgelehrtin nach und nach eine größere Belesenheit an, zu der die Freundin durch Ausleihung aller der schöngeistigen Werke beitrug, die ihr von der Zeitung zur Besprechung anvertraut wurden, und Fränzchen hatte in der Stille ihre helle Freude an seiner urgesunden und oft derb anschaulichen Urteilsweise, die ihr Sehnsucht und Erquickung des großen, unangekränkelten Volkes verriet. Wohl ging er auf ihre Anregung mählich zum Studium der Kunstdrucke über und brachte ihr, errötend wie ein Schulknabe, seine ersten Versuche. Auch dem Theater und der Musik wandte er sich, der Freundin zu Gefallen, in kürzeren Pausen als bisher zu, obwohl er immer noch eine Partie Kegel vorgezogen hätte. Im übrigen aber hatte er sein Lebensziel noch nicht verrückt. Er war Erbe eines kleinen Vermögens, das ihm über kurz oder lang beim Tode seiner betagten und kränkelnden Mutter zufallen mußte, und damit gedachte er im alten Heimatstädtchen eine Druckerei zu gründen, die im günstigen Falle mit einem Ladengeschäft in feinen Papieren zu vereinen sei. Das war ortsüblich so.

Die junge Schriftleiterin arbeitete indes mit Anspannung aller ihrer Kräfte. Heute ging sie dem politischen Redakteur zur Hand und übersetzte ihm in knappen und geschärften Wendungen die Leitaufsätze der führenden Londoner und Pariser Blätter, morgen besuchte sie an Stelle des Lokalredakteurs eine hitzige Versammlung, die sich mit städtischen Angelegenheiten befaßte, und schrieb einen boshaften oder einen humoristisch gefärbten Bericht, übermorgen saß sie in Vertretung des Feuilletonredakteurs auf dem Kritikerstuhl der Theater. Immer tiefer drang sie in die Geheimnisse des Zeitungswesens ein und — in seine Bedeutung als Macht.

Oft ließ sie in diesen Jahren des Strebens den Freund vergeblich warten. Oft zeigte sie sich ihm an der Seite befreundeter Kritiker, wenn sie ein Theater verließ. Das aber empfand Fritz Leydecker nachgerade am peinlichsten. Als Meister einer Zeitungssetzerei mochte er sich nicht dem Schriftleiter und Theaterkritiker der eigenen Zeitung zugesellen, der Fränzchen Frühling gerade in den zierlichst gewundenen Worten über die klassische Schönheit eines griechischen Chores unterhielt.

„Das ist doch nur so ein Dahingerede, um sich selber wichtig zu machen. Oder gefällt dir der hungrige Kerl?"

„Er ist vielleicht nur schönheitshungrig, Fritz. Die Suppenschüssel allein tut's nun mal nicht. Und außerdem kann man nie wissen, was kommen kann."

„Was soll das nun wieder heißen? Was sollte denn kommen können, wo der Kerl dran beteiligt wäre . . ."

„Man munkelt doch, der Herr Doktor würde Teilhaber von eurer Zeitung werden. Da wäre es doch sehr leicht möglich, daß er mich mit einem hohen Gehalt zu sich herüberholte."

„Daher also deine Freundlichkeit."

„Auch daher. Denn nur angestellte Schriftleiterin möcht' ich auch mein Lebtag nicht bleiben."

„Du, Fränzchen," grollte der Freund, „der Doktor ist noch unverheiratet."

„Wahrhaftig? Das wußte ich noch gar nicht."

Fritz Leydecker zog die Stirn zusammen. Jetzt begann er nachzudenken. Und dann begann er ein zweites und nannte es ingrimmig für sich: „dem Doktor auf den Dienst passen." Und als in einer Sturm- und Regennacht, nach spätem Theaterschluß, der Doktor seiner schönen, schlanken Berufsgenossin den Regenschirm bot und mit dem Schirme den Arm, dränge sich ein starker, breitschultriger Mann so tölpelhaft zwischen Arm und Berufsgenossin, daß der Doktor über des Mannes Fuß zu Fall kam und mit zerbrochenem Regenschirm zu einer Droschke hinken mußte. Der Tölpel aber brachte die Zurückgebliebene an diesem Abend nach Hause und redete vor kochendem Zorn auf dem ganzen Wege auch nicht ein Wort. Darüber freute sich das blonde Fränzchen wohl noch eine Stunde lang unter der Bettdecke.

Zwei Ereignisse fielen in nächster Zeit zusammen: die Entlassung Fritz Leydeckers wegen un-

gebührlichen Betragens gegen ein hochverehrtes Mitglied der Redaktion und das Hinscheiden der alten Frau Leydecker im Heimatstädtchen. Der Sohn war von der Beerdigungsfeier zurück. Er sah sich im Besitze eines ganz ansehnlichen Vermögens und überlegte trotz seiner ehrlichen Trauer, wie er es, um sich selbständig zu machen, am klügsten anlegen könne. Da er nun doch einmal durch Doktor Frühlings Fränzchen, ihre gesteigerten Lebensziele und ihr Benehmen zum Nachdenken gebracht worden war, schien ihm der Weg zur Selbständigkeit doch nicht so glatt wie in früheren Jahren und kostete schweres Kopfzerbrechen. Mitten in seinen fruchtlosen Ueberlegungen störte ihn ein Klopfen an der Tür. Fränzchen Frühling trat ein.

Sie kam still, aber ohne Scheu, sprach ihm in herzlichen Worten ihre Anteilnahme am Tode der Mutter aus und fügte bescheiden hinzu, sie komme überdies, um seinen männlichen Rat einzuholen.

„Da du nun doch wohl fortgehst, möchte ich allein auch nicht mehr bleiben. Meine Aussichten auf einen hervorragenden Posten an eurer Zeitung sind dahin. Fritz, ich brauche dir wohl nicht zu sagen, wie das gekommen ist. Du brauchst deshalb nicht rot zu werden. Vielleicht hatte der Doktor wirklich Heiratsabsichten, und dann wäre es sowieso nichts geworden. Vorwärts will ich aber, und dazu erbitte ich nun deinen fachmännischen Rat. Ich persönlich dachte mir die Sache so: Der fortschrittliche Zug der Zeit erfordert eine stärkere Beachtung eines jeden Gemeindewesens, eines jeden Kreises. Was in den hauptstädtischen Zeitungen steht, ist gewiß sehr lesenswert, kommt aber für die eigenen Leiden und Freuden der Bürder anderer Städte kaum in Betracht, hilft auch keineswegs zum Aufstieg und zur Förderung ihrer Gemeinwesen. In unserer Kreisstadt zum Beispiel gibt es für Stadt und Kreis nur ein zweimal wöchentlich erscheinendes Wurstblättchen, das seine Glanzpunkte in den Anzeigen von Holzverkäufen oder frischtragenden Kühen sucht. Dem möchte ich im Geiste einer neuen Zeit abhelfen und mit Einsetzung meines kleinen Vermögens eine täglich erscheinende Zeitung gründen, die nichts außer acht läßt, was in der Stadt und auf den Dörfern, im Stadtrat und in den Vereinen, in Handel, Industrie und Landwirtschaft, kurz im geistigen Leben und im Erwerbsleben des ganzen Kreises und darüber hinaus vor sich geht. Ich habe zunächst einmal eine Probenummer auf der Schreibmaschine hergestellt. Der Anzeigenteil, der den klingenden Verdienst bringt, fehlt na-

türlich noch darin. Aber ich habe mich bemüht, den Text so anziehend, unterhaltend, fesselnd, scherzhaft oder beißend zu gestalten, daß auch der Anzeigenteil bald blühen wird. Bitte, lies. Das Blatt nennt sich ‚Der Beobachter in der Eifel'."

„Prachtvoll," sagte Fritz Leydecker, nahm die Probenummer und setzte sich auf einen Koffer. Und dann zuckte es bald auf seinem offenen Gesicht vor Hochachtung, Staunen, Verstehen, Schadenfreude und innerlich schütterndem Lachen.

„Fritz," sagte Fränzchen Frühling, „ich wollte dich fragen, ob ich wohl einen Drucker daheim finde, dem ich zumuten kann, die Zeitung für mich zu drucken, zunächst natürlich unter Stundung der ersten großen Auslagen. Du selbst kommst ja für mich leider nicht in Betracht, da du ganz anders gerichtete Pläne verfolgst."

Da schlug Fritz Leydecker seine schwere Faust auf den Tisch.

„Kein Wort weiter. Bin ich ein Geschäftsmann, oder bin ich ein blinder Maulesel?! Mir da eigenhändig den unlauteren Wettbewerb in den Pelz setzen! Seit Wochen grüble ich schon, grüble und grüble. Und gerad' heute, wo ich dem Gedanken nähergekommen bin, trittst du in die Tür und trägst ihn mir fix und fertig herein. ‚Der Beobacher in der Eifel'. Druck und Verlag von Fritz Leydecker. Wir werfen Geld und Kenntnisse zusammen und — und —"

„Und —?" fragte das Frühlingsmädchen und sah ihn aus großen, unschuldigen Augen an.

„Und werden Mann und Frau, Fränzchen, Mann und Frau! Bessere Teilhaberschaft gibt's nicht."

„Du bist der Stärkere," gab das Frühlingsmädchen in seinen festen Armen nach. „Mein Gott, ich wußte es ja schon, wie du mich als Kind verprügeltest und ich dir den Hirschhornknopf abdrehte." — —

Und nun waren die beiden in der Heimatstadt erschienen, um Druckerei und Zeitungsvertrieb einzurichten und die Hochzeit zu begehen.

„Fränzchen," sagte die schwarze Eva, und ihre Augen funkelten vor Lust am Leben und Vorwärtsstreben, „deine Zeitung wird unsere Hausmacht werden. Jetzt kommt mein guter Georg unbedingt in den Rat der Stadt, und wir werden auch noch manches andere Wörtchen mitzusprechen haben." — —

Just zur selben Zeit aber machte sich Doktor Frühlings zweitgeborene Schwalbe auf den Flug nach der Heimat und hat einen argen Umweg einzuschlagen, um die widrigen Winde zu besiegen und als dritte zum Neste zu gelangen.

* * *

Die Krankenschwester Friedel Frühling in dem großen Hamburger Krankenhause führte seit einiger Zeit ein seltsames Doppelleben. Ihren Kranken gegenüber befolgte sie ihres Vaters ärztlichen Wahlspruch: „Freude ist die beste Arznei," richtete die Verzweifelnden durch fröhlichen Zuspruch auf, brachte die Stumpfgewordenen durch einen Scherz zum Lachen und damit dem Leben wieder näher, trällerte den Genesenden ein Liedchen nach dem anderen, damit sie die Länge der Wartezeit nicht empfänden, zeigte eine feste Hand, ein weiches Herz und einen fröhlichen Mund. Abends aber in ihrem Stübchen wandelte sie sich wie ein Schauspieler, der auf den Brettern die lustige Person zu spielen hat und wie ein Schwermütiger durchs Leben wankt, in eine tiefsinnige Frau, der Scherz und Lachen fremd geworden sind, hielt sich in der Einsamkeit und dachte an den unaufhaltsamen Niedergang Robert Junkers, ihres Jugendfreundes.

Die Semester zu zählen, die er auf Hochschulen zugebracht hatte, lohnte sich längst nicht mehr. Er war ein mehr als bemoostes Haupt, als sie ihm eines Tages zornig schrieb, er möge doch, wenn es nun einmal nicht anders reichte, statt zum Wundarztmesser und Blutbecken doch zum Barbiermesser und Waschbecken greifen und somit der Menschheit in etwas dienen. Als Antwort aber erhielt sie nach einem halben Jahre des Schweigens auf einer Postkarte die Mitteilung, daß der Doctor med. Junker sich beehre, das ebenso trefflich bestandene Staatsexamen wie Doktorexamen anzuzeigen.

Diesem gewaltsamen Aufschwung aber war der Niedergang ebenso schnell wieder gefolgt. Der Mediziner, der schon als Sekundaner mit Inbrunst das Dreifarbenband des Studenten getragen hatte, vermochte sich von der studentischen Freiheit nicht loszureißen. Der winkende Beruf erschien ihm als frostiger Abschluß alles Jugendüberschwangs, als graues Philistertum, und so wenig er von den jungendlichen Brauseköpfen, die nach ihm gekommen waren, innerlich noch zu den Ihren gerechnet wurde, so sehr hielt er äußerlich an Ton und Treiben fest, erschien abends auf den Kneipen, stellte sich in der Morgenfrühe als Paukarzt auf den Mensurböden ein und saß die zwischen den beiden Polen liegende Spanne stumpfsinnig hinter dem Bierseidel in einer kleineren Studentenwirtschaft.

Friedel Frühling war genau unterrichtet. Und als sie zu allem anderen vernahm, daß des Freundes Eltern in Vermögensverfall geraten und aus dem Heimatstädtchen irgendwohin in die Welt verzogen seien, drahtete sie ihm kurz entschlossen, sie habe in Berlin zu tun und bitte, sie am Bahnhof in Empfang zu nehmen.

Robert Junker empfing sie. Sein Gesicht war zerwühlt, seine Haltung aber straff und ritterlich. Er geleitete sie unter tastenden Gesprächen zu der Klinik eines Professor, in der sie, wie sie vorgab,

eine knappe halbe Stunde zu tun habe, und fand ihn bei der Rückkehr im Sommergarten eines gegenüberliegenden Bierhauses vor einem frischen Seidel. Langsam stand er auf und schloß sich ihr wieder an.

„Was tust du sonst am Tag?" fragte sie ihn kalt.

„Nichts. Wozu auch? ‚Wer's kann, der bleibt im Herzen — zeitlebens ein Student,' singt Scheffel."

„Im Herzen, jawohl, wie mein Vater! Weißt du übrigens, wie es deinen Eltern ergeht?"

„Schlecht. Ein Grund mehr für mich, mich aus dem Philisterium herauszuhalten."

„Geben das" — sie zögerte und sprach es dennoch aus — „geben das deine Mittel zu?"

„Eine Zeitlang reicht's noch. Ich lebe in einer Art einseitiger Gütergemeinschaft mit einem Juden in der Karlstraße, der zuweilen meine medizinischen Bücherei mustern kommt und sich das Notwendige daraus mitnimmt. Bis er zu meinen wundärztlichen Werkzeugen vorgerückt ist, kann immer noch ein schönes Semester hingehen. Es ist ein gutes Bier dies Jahr."

„Nein," sagte sie und schritt aufrecht neben ihm hin, „mit solcher Schauspielerei schreckst du mich nicht ab. Raff' dich zusammen. Zeig' dein altes, liebes, leuchtendes Gesicht. Hier muß und wird geholfen werden."

„Gib dir keine Mühe, Friedel. Ich bin bis auf die Knochen verbummelt, und die größte Gemeinheit ist: ich fühle mich mordswohl dabei."

Sie fuhr nach Hamburg zurück, war fröhlich und guter Dinge mit ihren Kranken, saß abends grübelnd in der Einsamkeit ihres Schwesternstübchens und reichte kurz danach ihre Entlassung aus dem Schwesternverband des Krankenhauses ein.

„Weshalb tun Sie uns das an?" fragte unmutig der leitende Arzt. „Sie wären in Kürze zur Oberin aufgerückt. Betrachten Sie die Krankenpflege auch als eine Mädchenspielerei wie so manche junge Dame?"

„Herr Geheimrat, ich habe einen Schwerkranken. Wenn ich ihm nicht helfe, geht er verloren."

Der alte Arzt schob die Brille auf die Stirn und sah sie lange an. Und sie erwiderte fest den Blick.

„Gehen Sie mit Gott, mein tapferes Mädel."

Da ging sie. — —

Robert Junker saß in der entlegenen billigen Studentenwirtschaft, seiner Stammkneipe, und pochte langsam und nachdrücklich mit dem Deckelschoppen auf den Tisch. Jetzt, wo die Sommerferien begonnen hatten und die Mehrzahl der Studenten heimwärts gefahren war, saß er hier von morgens bis in die Nacht. Bis zu Beginn des neuen Semesters hatte er noch zu leben, wenn er sich seiner ärztlichen Werkzeuge entledigte. Weshalb heute schon weiter denken! Er pochte nochmals langsam und nachdrücklich mit dem Deckelschoppen.

„Gleich, Herr Doktor. Frischer Anstich!"

Er hob den Kopf. Seltsam, diese Stimme —? Woher — wohin —?

„Wohlsein, Herr Doktor."

Er griff zum Glas, hob es und setzte es mit einem Ruck auf den Tisch zurück. „Herrgott noch mal!"

„Ganz frischer Anstich, Herr Doktor. Jawohl — komm' schon!" Und die Kellnerin lief zu einem anderen Tisch.

Robert Junkers Augen folgten ihr. Er sah ihre schlanke, eidechsenbehende Gestalt, die braunen, um den Kopf gewundenen Zöpfe, im spitzen Kleiderausschnitt den braunen, geschwungenen Nacken. Er leerte das Glas auf einen Zug und pochte aufs neue. Und schon stand sie neben ihm, in der weißen Schürze, die Hände lässig in den Schürzentaschen.

„Herr Doktor wünschen?"

„Friedel! Friedel! Ich seh' doch recht? Ich bin doch nicht zur Frühschoppenzeit betrunken? Ach nee, so weit heruntergekommen bin ich doch noch nicht, daß ich Gespenster am lichten Tage sehe. Friedel, was soll die Maskerade?"

„Ach Gott, der Robert! Ja, was soll ich da sagen? Gar nix kann ich da sagen als: ich hab' mich auch näher ans Bier 'rangemacht."

„Wenn du mich schon anlügen willst, so lüg' wenigstens ohne diesen schauerlich falschen Dialekt. Da du die Menschheit hier bedienst, mußt du ja wohl hier Kellnerin sein. Aber weshalb? Weshalb?"

„Ich wollt's auch mal so gut haben wie der Robert Junker."

„Gut haben? Du? Unter dieser Schmieralje hier?"

„Ich hab' mir halt denkt, wo ein Doktor Robert Junker seine Täg verbringt —"

„Hör' auf, hör' auf! Ich kann das verfluchte Kellnerinnendeutsch aus deinem Munde nicht hören! Da schreit schon wieder so ein Schmierlapp nach dir, und da, und da! Also in Dreiteufels Namen, bring' auch mir ein Bier. Gott verzeih' mir die Sünde, dich damit zu behelligen."

„Mit Vergnügen, Herr Doktor. Jawohl, — komm' schon!"

Er griff sich mit der Hand an die Augen. Er preßte sich die Finger in die Schläfen. Wenn er aufschaute — das Bild war geblieben. Da huschte die braune Friedel Frühling in der weißen Kellnerinnenschürze von Tisch zu Tisch, setzte Bier auf, plauschte bayrisch, lachte rheinisch und tändelte an die Ausschankbank zurück, um neue Aufträge abzugeben. Jetzt war sie wieder an seiner Seite, stellte das Deckelglas vor ihn hin und setzte sich,

Luft fächelnd, für einen Augenblick auf die Kante eines Stuhles.

„Friedel, Friedel, du weißt nicht, was du tust! Das ist doch keine Luft für einen reinlichen Menschen!"

„Ich hab' den Robert Junker all mein' Zeit für einen reinlichen Menschen gehalten, und wo dem die Luft paßt, da paßt sie auch mir, und da lass' ich mir schon gar nix dreinreden."

„Friedel," sagte er und griff nach ihrer Hand, „Friedel, dein Puls geht ruhig. Demnach bist du also auch imstande, vernünftig zu reden. Bitte, tu es mir, tu es unserer alten Jugendfreundschaft zuliebe. Was willst du hier, und wie lange willst du die Komödie hier aufführen?"

„Auf die Minute so lang', wie du sie aufführst, Robert. Du spielst den verbummelten Studenten, ich die noch nicht verbummelte Kellnerin. Fragt sich nur, wem's von uns beiden am besten bekommt."

„Dir nicht, Friedel, dir nicht!"

„Ist meine Sache. Du hast mich darauf gebracht. Ich hab's mir in der Jugend auch anders gedacht; weißt du, so in gemeinsamer anspornender Arbeit im Krankenhaus. Aber da's schon damit nichts geworden ist, wollen wir beide wenigstens gemeinsam trinken, und zum allerwenigsten will ich dir den Becher kredenzen. Dein Wohlsein, alter Freund!"

Und sie griff nach seinem Glase, tat einen guten Zug und lief zu einem anderen Tisch. Als sie sich nach Robert Junker umsah, war er verschwunden.

Spät nachmittags kam er wieder, ließ sich aus der Garküche ein Essen reichen, gab den nur halb geleerten Teller zurück und saß brütend hinter seinem Deckelglase, bis Feierabend geboten wurde. Vor der Haustür wartete er vergeblich auf Friedel. Sie war schon zu einer Nebentür hinaus.

Verstört erschien er um die elfte Morgenstunde. Noch war er der einzige Gast. Aber Friedel hatte mit einer Kameradin lange an den leeren Gasttischen zu räumen und herumzukichern, bevor sie zu ihm kommen konnte.

„Guten Morgen. Ausgeschlafen? Ein frisches Bier?"

Er nickte nur und ließ es sich bringen. Sie stand vor ihm und schaute ihn prüfend an.

„Ein bißchen grau im Gesicht, alter Freund. Ja, da fehlt entweder die frische Luft oder das seelische Gleichgewicht."

„Möglich. Es kann auch ein Katzenjammer sein, obwohl ich gestern kaum etwas getrunken habe. Friedel, sei gut. Ich bitte dich herzlich, Friedel, mach', daß du fortkommst. Wenn du mich ein bißchen liebhast, Friedel —"

„Deshalb bin ich ja hier."

„Friedel, ich habe eine schlechte Nacht hinter mir. Mit geschlossenen Augen sah ich dich mit den Biergläsern durch die Stuhlreihen schlüpfen. Wie eine Eidechse. Die stolze, stolze Friedel."

„Der stolze, stolze Robert."

„Ach, was kommt es auf mich an. Ich schwöre dir, dies verfluchte Lokal nicht mehr zu betreten. Aber geh. Geh auf der Stelle. Ich kann deine Selbstentwürdigung nicht mit ansehen."

„Du würdest höchstens eine andere Stammkneipe wählen. Und siehst du, wenn ich ginge, würde ich dir dorthin folgen. Ich hab' es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, es nicht besser haben zu wollen als du, auch in der Selbstentwürdigung nicht, verstehst du das? Du hast dich ja vor Augen und deshalb einen Maßstab. Und meinen harten Kopf kennst du."

Gäste kamen. Und er ging und kehrte erst gegen Abend wieder. Gerade nahm sie ihre Mahlzeit ein.

„Das ist doch kein Essen für dich, diese Schlampampe."

„Robert," flüsterte sie ihm zu, „ich will's dir gestehen, ich krieg' es schlecht herunter. Aber du hast dich ja auch daran gewöhnt."

„Wenn die Bude hier geschlossen wird, warte ich auf dich."

Und wieder saß er in dem dicken Tabakqualm, der in Schwaden durch das Schankzimmer zog, untermischt mit den Düften abgestandenen Bieres und der Garküche, und zum erstenmal verspürte er es wie ein Ekel — und hatte es all die Jahre nicht verspürt. Da beugte sich die Friedel wieder über einen Tisch, an dem es hoch herging, und setzte ihre Last an Krügen ab.

Er stand auf und sah nach der Uhr, setzte sich und schob sein Bier weit von sich.

Dann war auch dieser Abend zu Ende. Die eisernen Vorhänge rollten an den Fenstern herunter, das Licht erlosch.

„Friedel?"

„Hier, Robert." Und ihr Arm huschte in den seinen. „Das ist eine wunderbare Sommernacht."

„Friedel, ich will dir zu Willen sein. Friedel, seidem du dich aus dem Rauch und Dunst meines täglichen Lebens plötzlich so blendend weiß abhebst, bin ich erst das Erbärmliche dieses Schmutzfinkendaseins gewahr geworden. Friedel, ich spiel' nicht mehr mit und wechsele die Schaubühne, wenn du mit wechselst und gerade so hartnäckig bei mir bleibst."

„Junge," sagte sie mit verhaltenem Atem und preßte seinen Arm, „Junge, ich bleib' schon diese Nacht bei dir. Wir laufen in den Grunewald, wir laufen die Seen entlang, überall, wo ein reiner Atem weht, und morgen mit dem Frühesten — "

„Heim, heim," stammelte er und suchte ihre Hand und krampfte seine Finger in die ihren.

„Ich habe mir ja schon einmal dein Dreifarbenband erobert.“ — — —

Der alte Doktor Frühling sprach nicht viel. „Ich war zwanzig Jahre zur See und habe heimgefunden. Morgen nehme ich dich ins Krankenhaus und später mit hinaus zu den Besuchen. Ich bin jetzt siebzig Jahre, mein Sohn, da ist mir eine Unterstützung wertvoll und vonnöten. Heiraten mögt ihr in vier Wochen, wenn's euch eilt.“

Und so war nur Doktor Frühlings vierte Schwalbe noch nicht zum Nest gekehrt.

* * *

Die goldrote Maria hatte schon von Kindheit an Vater und Schwestern an die Gegensätze ihres Wesens gewöhnt. Die Abhängigkeit von der Musik, der sie sich so gern und so willenlos überließ, war ihr zu einer Hemmung geworden, mit den hellen Augen der Frühlingsmädchen die Wirklichkeitswelt zu erkennen. Sie bedurfte eines Führers, der sie zum Tag erweckte und so stark die Glocken des Lebens läutete, daß das verführerische Geigentön ihrer Traumwelt unter den Vollklängen erstarb. Diesen Führer hatten in Kindheit und Mädchenzeit die urgesunden und übermütigen Schwestern gespielt, und die echte und rechte Frühlingsnatur war auch in der Jüngsten zum unmittelbaren Ausbruch gekommen, sobald das Lachen und jagende Treiben der Schwestern sie von dem Alp des Träumerhanges befreit und ihr die Augen staunend weit für die ebenso großen Wunder und Freuden der Daseinsstunde geöffnet hatten. Dann war ihr kein Singen und Springen zu lang, kein Mädchenstreich zu lustig gewesen.

Auf der Musikhochschule zu Frankfurt aber war ihr der Führer und Erwecker nicht zur Seite. Ueberhastig wie eine Verdurstende nahm sie den Rausch der Tonsprache als Wahrheitslehren, ließ sie ihre unentweihten Sinne durch den schweren Blumenduft aus Traumland einschläfern und betäuben. So ganz verwischten sich in ihrem Innern die Grenzen zwischen der angebeteten Göttin Kunst und ihren oft weniger einwandfreien Tempeldienern, daß der alte Doktor Frühling eines Morgens durch eine Drahtung geweckt wurde, in der seine Jüngstgeborene den väterlichen Segen, die notwendigen Papiere und die Auszahlung ihres Vermögensanteils erbat, um sich mit ihrem Lehrer, dem großen Klavierkünstler Cesare Cerini, in einem romantischen Alpenorte Bayerns standesamtlich trauen lassen zu können.

Wohl hatte sich der menschenkundige Landarzt sofort auf den Weg gemacht, um persönlich den Dingen auf den Grund und dem über Nacht vom Himmel geregneten Schwiegersohn ins Auge zu schauen. Aber dem Wortschwall des Italieners und den Erregungen der Tochter war er nicht gewachsen, und da er zeitlebens die Ansicht vertreten hatte, man dürfe reisende Leute nicht aufhalten, um ihnen nicht nachträglich berechtigten oder unberechtigten Grund zur Beschwerde zu geben, so sagte er sich: Die schwarze Eva und das blonde Fränzchen haben mich auch nicht viel gefragt und sind doch auf ihre eigene Art glücklich geworden. Also vertraue auch hier auf das gesunde Blut deiner Frühlingsmädchen, das sich zur rechten Zeit schon melden und behaupten wird.

Lange schon war keine Kunde mehr von dem Ehepaar Cerini in das Doktorschloß in der Eifel gekommen. Nichts mehr als ein Kartengruß zu den hohen Fest- und Familientagen, in den ersten

Monaten mitunterzeichnet von dem großen Meister Cerini, dann nur noch von der Tochter und Schwester allein. Cesare Cerini hatte eine Aussprache mit seiner jungen Frau gehabt, just an dem Tage, an dem der letzte Tausendmarkschein der väterlichen Mitgift zwischen seinen Händen eilig zerronnen war. Er stand hochaufgerichtet und doch in schmerzlicher Bewegung vor der goldroten Maria, die ihm ein halbes Jahr lang als Schaustück, Rechnungsbegleicherin und Trägerin seiner gereizten Launen gedient hatte, und klärte ihre Unwissenheit darüber auf, daß die Kunst ein ungeteiltes Leben und darum Opfer persönlicher Leidenschaften und Zuneigungen fordere, und daß er, als der stärkere Teil, sich entschlossen habe, diese Opfer der ach! so unerbittlichen Göttin zu bringen. Ein Künstler im Elend sei ein gemeiner Lohnsklave, der die Kunst zur Dirne mache. Er aber gedächte die Welt mit den Geschenken der Himmlischen zu überschütten und dem wahren Glücke zuzuführen.

„Wir müssen uns trennen, goldene Maria, auf der Höhe unserer Liebe. Die Kasse ist leer, und ich folge einem ehrenvollen Rufe nach München. Sei stark mein Kind, um der Kunst willen."

Da war es, als sprängen um die Brust Marias eiserne Zauberreifen. Da war es, als stürme das lange zurückgedämmte Blut der Frühlingsmädchen zum Herzen und zum Hirn, treibe Dunst und Nebelwogen hinaus, fülle es mit pulsendem, echtem, rotem Lebenssaft und gebe den Augen ihre Helligkeit, der ganzen Natur ihre Ursprünglichkeit zurück. Da war es, daß Cesare Cerini, der stärkere Teil, entsetzt hinter sich ins Leere griff, denn Maria, der dienende Engel, die goldrote Träumerin, Maria Cerini hatte sich in einen Sessel geworfen und lachte so ungestüm und unwiderstehlich zur Zimmerdecke, wie nur ein Frühlingsmädchen dies befreiende und alles hinwegfegende Lachen zuwege brachte.

Maria Cerini leitete unverzüglich die Scheidung ein. Sie spürte das Kraftbewußtsein in sich, wie es die Schwestern besaßen. Sie war aufgewacht und sah, rot vor Scham, eine Welt des Scheins hinter sich versinken. Bis die Scheidung zu ihren Gunsten ausgesprochen war, nahm sie den Kampf mit dem Dasein als schlechtbezahlte Klavierlehrerin auf. Am Tage, an dem sie frei war und strack und stolz in die Reihe der Schwestern zurückkehren konnte, fuhr sie heimwärts.

Sie kam als letzte, und der weiß gewordene Doktor Frühling öffnete weit seine Arme.

„Bleib uns nur erhalten, Maria, bleib uns nur erhalten," widerholte er, und es waren dieselben Worte, die er einst seinem Weibe zugerufen hatte, „bleib uns nur erhalten, und wir werden die Welt schon wieder neu auf die Beine stellen."

Maria Frühling lebte mit ihrem Vater auf dem alten Schlosse. Sie hatte den Namen aus ihrer kurzen Ehe abgelegt und mit dem alten lieben Mädchennamen auch die alte und jetzt ungehemmte Mädchenfröhlichkeit wiedergewonnen. „Ich habe nur so bös geträumt, weil ihr nicht da waret, um mich wachzurütteln," sagte sie den drei Schwestern und faßte ihre Hände. Und nun erzählt mir, wie die Eifel bei Tage aussieht und das Heimatstädtchen, und wie ihr drei mit euren Gatten und Erstgeborenen mitten darunter ausschaut. Erzählt!"

Und bald war es nur noch ein einzig Durcheinander von Stimmen, wie in der Kinderzeit. —

So ging aufs neue ein halbes Jahr dahin. Der Notar und Rechtsanwalt Doktor Georg Brüning war auf Betreiben seiner Gattin und mit noch wirksamerer Unterstützung des „Beobachters in der Eifel" in den Rat der Stadt gewählt worden. Der Wohlstand seines Hauses hob sich. Wer den Notar der Stadt suchte, nahm ihn der Einfachheit wegen auch zum Rechtsanwalt, und die Bauern, die mit dem Rechtsanwalt gut gefahren waren, scheuten auch den Weg von ihren Dörfern zur Stadt nicht, um ihm die Notarsgeschäften zu übertragen. Dann strahlten die Funkelaugen der schwarzen Eva, die von ihrem Posten als Bureauvorsteher nicht gewichen war, eitel Freundschaft und herzliche Teilnahme den Besuchern entgegen, deren Sache sie zur Bequemlichkeit ihres Mannes, aber auch zu seiner unbedingten Richtschnur, in so ätzenden Schriftsätzen niederzulegen wußte, daß, wie die Herren vom Amtsgericht meinten, man sich an Doktor Brünings Schriftsätzen Handschuh und Finger verbrennen könne und eine Kneifzange noch die Rotglut bekäme.

Aber auch der „Beobachter in der Eifel" war nicht zu verachten. Die Schriftleitung, die ihre Aufsätze mit F. L. zeichnete, während Drucker, Verleger und Herausgeber dem Gesetz gemäß mit dem ganzen Namen Fritz Leydecker hervortrat, griff furchtlos zu, wo ihr etwas faul im Staate Dänemark schien, nahm herzhaft Partei, schlug mit Säbelhieben oder mit zierlichen Degenstößen zu, und die Betroffenen wußten nicht, was sie mehr scheuen sollten, die sachliche und scharfe, oder die humoristische Behandlung.

Besonders nach Stadtratssitzungen und Kreistagungen war der „Beobachter in der Eifel" begehrter als die hauptstädtischen Blätter; die Bezieherzahl stieg von Vierteljahr zu Vierteljahr, und der Anzeigenteil, der für die Betriebssummen einstehen mußte, hatte den schönsten Nutzen davon. Zwei Arbeitsbienen saßen im Korb. Und während F. L. in Kleiderkittel und Schreibärmel politische, städtische, wirtschaftliche und vermischte Aufsätze und Berichte schrieb, nahm der Drucker und Verleger Fritz Leydecker die tintenfeuchten Blätter entgegen, goß, bald unterstützt von zwei

Gehilfen, auf der Setzmaschine die Betrachtungen seines Fränzchens in Druckbuchstaben aus, mischte die Druckfarbe, überwachte den Gang der Druckmaschine, Austragen und Versand der fertigen Zeitung und saß zum Feierabend lachend im Ratskeller, wenn ihm von den Weisen der Stadt hochachtungsvoll 'ein Schluck dargebracht wurde in aufrichtiger Bewunderung seines neuesten Leitartikels.

Drunten am Marktplatz wohnte auch der Dr. med. Robert Junker. Er kümmerte sich nicht viel um die Stadtangelegenheiten, denn das große, über den ganzen Stadt- und Landkreis ausgedehnte Wirkungsfeld des Doktors Frühling war dem Gatten der braunen Friedel nach und nach von dem immer noch rüstigen Schwiegervater übertragen worden, und wie in Mädchenzeiten fuhr die im Krankendienst geübte Frau im Doktorwägelchen mit hinaus über Land, wenn ein wundärztlicher Eingriff eine sichere und geschickte Hilfe verlangte oder es einer Wöchnerin galt. Die Leitung des Krankenhauses hatte sich der alte Doktor Frühling vorbehalten, solange es Auge und Hand erlaubten, denn er wünschte nicht auf dem Altenteil zu sitzen. Aber bei allen wichtigen Unternehmungen rief er den Schwiegersohn an seine Seite, besprach mit ihm den Fall und arbeitete mit ihm gemeinsam, damit der Doktor Junker auch hier als sein Nachfolger angesehen werden könnte.

Einmal in der Woche kamen die Schwestern mit ihren Männern zum Schloß hinaufgestiegen und saßen mit dem Weißbart, der sich oft unter dem Tische vor Vergnügen die Hände rieb, und mit der aufgeblühten Maria hinter einer Bowle, in die, je nach der Jahreszeit, frischgepflückte Maikräuterspitzen hineingetaucht worden waren, purpurne Walderdbeeren, rosige Pfirsiche oder um die Weinachtszeit eine köstliche Ananas. Dann blinzelte wohl im Laufe des lustigen Abends der Doktor Junker seiner Frau Friedel zu und begann das alte Burschenlied zu singen:

„Mein Muſ' ist gegangen in des Schenken sein
Haus,
Hat die Schürz' umgebunden und will nicht
heraus!"

Und Frau Friedel blinzelte ihm wieder zu und sang begeistert mit, bis der seebefahrene Hausherr zum Schluß „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!" anhub und ein jedes die Segel heimwärts setzte.

Die Frau Notarin und Stadträtin brachte wohl auch den jungen, tatkräftigen Bürgermeister aus der Stadt mit herauf, der sich unter den alten Schlafhauben der Stadtverordnetenversammlung just seiner Tatkraft wegen geringer Beliebtheit und mancher spitzen Anfeindungen erfreute, „da es doch früher um so viel gemütlicher zugegangen sei und die Stadt dennoch auf demselben Flecke stehe." Der junge Bürgermeister aber wünschte sie von eben diesem Flecke wegzurücken und vorwärtszurücken, damit sie näher an den Strom des Lebens gelange und seiner reichen Güter mehr als bisher teilhaftig werde. Darüber sprach er oft mit der goldroten Maria und über seine Abhängigkeit von diesen Schlafhauben, die seine Wiederwahl in Händen hätten. „Ein jeder Mann an verantwortungsreicher Stelle müßte so unabhängig gestellt sein, daß er nicht nach dem Gehalt zu fragen hätte. Dann ließen die Neunmalgescheiten die Knüppel zu Hause, die sie einem jetzt bei jeder Gelegenheit zwischen die Füße werfen, und fürchteten eher, er wirft uns den Kram vor die Füße. Gott sei Dank ist der ‚Beobachter in der Eifel' auf meiner Seite, und das ist ein Vermögen wert." Und an einem besonders frohen Familienabend fragte er die goldrote Maria, ob sie es wohl wagen würde und ihm Helferin sein im Kampf und in der Freude? —

„Gott," rief die goldrote Maria, „ich brauche ja selbst einen Helfer," und sie rief es so laut, daß die schwarze Eva mit funkelnden Blicken in ihr Geheimnis drang und der lachenden Schwester widerspruchslos erklärte: gerade der Bürgermeister fehle ihnen zu Notar, Kreisarzt und Zei-

tungsbesitzer noch „zu ihrer Hausmacht," und „den oder keinen." Da winke die goldrote Maria den Bürgermeister ins Nebenzimmer und fiel ihm um den Hals. —

Als wollte das Schicksal noch einmal einen abenteuerlichen Seitensprung machen oder ihre wiedererlangte Gesundheit auf Herz und Nieren prüfen, so war es Maria Frühling zumute, als sie beim Erwachen eine Drahtnachricht überreicht erhielt, in der sich Herr Cesare Cerini zu einem Besuch anmeldete. Cesare Cerini! Wie weit lag die Zeit hinter ihr, so weit und nebelhaft fern, als gehörte sie einem ganz anderen Leben an, nur nicht dem wirklichen. Weshalb meldete sich der Mahner ihrer verstiegenen Mädchentorheit? War es ein übles Vorzeichen?

Sie saß allein in dem alten Gemäuer des Schlosses, und als sie eine Stunde vergeblich vergrübelt hatte, entfaltete sie die Morgenzeitung und begann, um die Gedanken abzulenken, das Blatt spaltenweise durchzulesen. Und plötzlich stutzte sie. Es war nichts Weltbewegendes, es stand unter „Vermischtes." Aber das Blut war ihr zu Kopf gestiegen, und sie sprang wie ein wildes Füllen in ihre Kammer, riß die Schublade aus ihrem Schreibtisch, wühlte den Inhalt kunterbunt durcheinander, fand, was sie suchte, und eilte zur Zeitung zurück. Und Ziffer für Ziffer verglich sie die Nummer des Geldloses, das sie in der Hand hielt, mit der kurzen Notiz in der Zeitung, derzufolge ihr Los den Hauptgewinn der Süddeutschen Geldlotterie in Höhe von dreihunderttausend Mark gezogen hatte, ihr Los, das sie sich, einer Augenblickseingebung folgend, an dem Tage gekauft hatte, an dem ihr Ehescheidungsurteil rechtskräftig geworden war.

Maria Frühling dachte nicht an den Gewinn. Maria Frühling dachte nur an Cesare Cerini, und daß er es wohl durch den Lotterieeinnehmer, dem sie den Namen Maria Cerini angegeben hatte, drahtlich erfahren haben möge. Maria Frühling lag im Sessel und lachte vor Ausgelassenheit, bis ihr die Tränen kamen. Oh, der Priester der Kunst Cesare Cerini liebte sie wieder. Oh — Oh . . .

Eine halbe Stunde darauf waren die Schwestern bei ihr versammelt. Sie hatte sie durch den Fernsprecher zu sich gerufen. Die Ratsversammlung der Frühlingsmädchen ging rasch zu Ende.

„Es geht nicht anders," bestimmte die schwarze Eva, und ihre Augen funkelten im Vorgenuß, „wir müssen diese Tragikomödie mit einem Lustspiel schließen. Das will bei uns der geheiligte Brauch. Laß die Drahtung sehen. Wann erscheint der Held? Ah, heute gegen Abend schon. Mit dem Schnellzug um sechs. Er soll seinen wohlmeinenden Richter finden. Mädchen, wir spielen mit ihm die Porziaszene aus Shakespeares ‚Kaufmann von Venedig', nur in neuzeitlicher Bearbeitung. Punkt sechs Uhr sitzen wir drei Aelteren hier im Empfangszimmer hinter dem Tisch, ich im Gerichtstalar meines Mannes, Friedel in seinem zweiten, abgelegten Talar, und Fränzchen borgt sich den dritten beim Bürgermeister, der ihn ja als Amtsanwalt vor dem Schöffengericht trägt. Maria aber hält sich, des Zeugenaufrufs gewärtig, im Nebenzimmer. Und dann soll uns der Meister einmal sein Klavier vorspielen." —

Es war kurz nach sechs Uhr abends, als der alte Pferdeknecht Herrn Cerini meldete. Verdutzt blieb der Fremdling auf der Schwelle stehen. Der schmunzelnde Alte schloß sachte die Tür hinter ihm.

„Erschrecken Sie nicht," sagte die schwarze Eva und rückte das Barett aus der Stirn. „Treten Sie mutig näher, so mutig, wie Sie zum Abschied vor unser Schwester getreten sind."

Die beiden Beisitzer nickten, lehnten sich zurück und richteten ihre Blicke auf ihn.

„Meine Damen," begann der Meister und fuhr sich nervös mit der Hand durchs Haar, „ich wünschte nicht in eine Theatervorstellung zu gehen, sondern Frau Cerini zu sehen."

„Eine Frau Cerini gibt es nicht in unseren Akten. Wohl eine Maria Frühling, deren Schwestern wir zu sein die Ehre haben, und die nur einmal im Leben ohne den Rat der Schwestern eine rechtsgültige Handlung beging. Diese Handlung waren Sie! Und nun werden Sie sich darüber klar, mein Herr, ob Sie mit uns in die Verhandlung eintreten oder — überhaupt nicht verhandeln wollen. Nur wir entscheiden, ob die Schwester erscheint."

Die beiden Beisitzer nickten, und Herr Cerini machte den Damen drei knappe Verbeugungen.

„Ich freue mich als Mensch und als Künstler von Herzen über den heiteren Ton, der in diesem Hause vorzuherrschen scheint, und unterwerfe mich ihm trotz des Ernstes meiner Aufgabe."

„Worin besteht der Ernst Ihrer Aufgabe?"

„Frau Cerini zu erklären, daß nur ein Mißverständnis, ein unbegreifliches Mißverständnis die Entfremdung in so weitem Maße herbeiführen konnte, wie sie sich vollzogen hat."

„Reden Sie weiter. Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?"

Wieder fuhr sich Herr Cerini nervös durch das Haar. Doch er bezwang sich.

„Schön, schön. Ich mache gute Miene zum lustigen Spiel. Sie sind Frauen von Anmut und Geist, Sie sind Frauen, die die Liebe kennen, und daher Frauen von Herz —"

„Bitte, keine Bestechungsversuche. Zur Sache."

„Meine Damen, reden wir ernst. Als ich Frau Cerini von Trennung sprach, dachte meine Seele

nicht an eine Ehetrennung, nur an eine zeitweilige Trennung aus wirtschaftlichen Gründen."

„Und diese wirtschaftlichen Gründe sind jetzt fortgefallen?"

„Sie sind es." Und Herr Cerini wischte sich die leise perlende Stirn.

„Seitdem unsere Schwester Maria Frühling Gewinnerin des Haupttreffers in der Süddeutschen Geldlotterie geworden ist? Kommen Sie mir nicht mit dem Einwand der ‚gemeinsamen Errungenschaft'. Das Los wurde nach der Scheidung erworben."

„Auch davon erfuhr ich auf der Reise, auch davon, und ich beglückwünsche Frau Cerini außerordentlich. Aber meine Liebe und meine Einkehr sind älter als dieser Glücksumstand."

„Sie haben anderthalb Jahre dazu gebraucht, mein Herr, eine Spanne Zeit, in der man sich in der Tat über vielerlei klar werden kann. Das Gericht unterstellt Ihre Beteuerungen vorläufig als wahr. Die Zeugin möge vortreten."

Die beiden Beisitzerinnen rauschten an dem peinlich Vernommenen vorüber und führten die Schwester herein. Cesare Cerini eilte mit einem Ruf des Entzückens auf sie zu. Die Beisitzerinnen wiesen ihn mit ernster Geste in seine Schranken. „Wiederholen Sie Ihre Verteidigung, mein Herr," gebot die schwarze Eva und wischte sich mit dem Taschentuch heftig die zuckende Nase.

Cesare Cerini nahm keine Notiz mehr von seinen Richterinnen. Mit südlichem Feuer wandte er sich der goldroten Maria zu, die wie eine Heilige vor ihm stand, und ein Schwall von Worten und Beteuerungen warf sich auf sie und wogte über sie hin. „Ich werde dich auf Händen tragen! Ich lasse, wenn du willst, meine Kunst für dich! Geh mit mir, und ich will die Sonne wie einen Teppich vor deine Füße legen. Maria! Meine goldene Maria . . ."

„Kommen Sie," sagte Maria zaghaft, „nur meinetwegen? Nur um der Liebe willen?"

„Wie soll ich deinen Glauben finden, nach dem, was uns schied?"

„Es wird ein entsagungsreiches Leben werden, schwer an Arbeit, denn heute bin ich ärmer als zu der Zeit, da ich das erstemal zu Ihnen fand."

„Du willst arbeiten? Arbeiten willst du? Weshalb sollte meine goldene Maria arbeiten wollen?"

„Weshalb sind Sie nicht gestern gekommen? Gestern war ich reich. Aber meine schweren Erlebnisse ließen mir den Reichtum nicht mehr verlockend erscheinen, nur noch die Arbeit, die über alles hinweghilft. Aber Sie kommen ja um der Liebe willen. Und um der Liebe willen werde ich doppelt freudig arbeiten."

Der Meister strich sich erregt über die Stirn.

„Was haben Sie getan, Maria? Was haben Sie voreilig getan?"

„Der Zufall hatte mir eine große Summe in den Schoß geworfen. Ich glaubte, nichts mehr vom Leben nötig zu haben, und sah einen unbemittelten, aber begabten Menschen um seinen Aufstieg ringen. Es ist der hiesige Bürgermeister Wolfgang Martin."

„Was haben Sie getan, Maria?"

„Ich habe zugunsten unseres Stadtoberhauptes verzichtet. Hier lesen Sie die Abschrift des notariellen Aktes."

Der Meister wies das Schriftstück, das sie ihm mit niedergeschlagenen Augen darreichte, zurück.

„Nun werde ich mit doppelter Freude arbeiten," wiederholte Maria leise.

Cesare Cerini schüttelte den Kopf. Seine Augen irrten durch das Zimmer.

„Große Seele, große Seele," murmelte er endlich. „Nein, ich bin deiner nicht würdig."

Und ohne ein weiteres Wort verließ er hastig das Zimmer, als gälte es, sich den schönen Abgang zu sichern. Bis in die Stadt hinein vermeinte er das Jauchzen und Jubilieren der Frühlingsmädchen in den Ohren zu spüren. —

„Gottlob, daß ich das noch erleben mußte!" Und Maria fiel den ausgelassenen Schwestern der Reihe nach um den Hals. „Nun ist der letzte Krankheitsträger in mir hinweggespült! Nun bin ich gesund — gesund wie ihr!"

„Ein gesundes Mädchen muß Hochzeit halten! Wann wird's?"

„Ein Glück," sagte Maria nachdenklich, „daß die Werbung des Bürgermeisters eher kam als die Nachricht von meinem Gewinn. Jetzt glaube ich wirklich an mein Glück, und der Bürgermeister Wolfgang Martin soll es zu spüren bekommen."

„Maria," sagte die schwarze Eva, und ihre Augen funkelten über die Schwester hin, „vergiß den Wunsch unseres alten Vaters nicht, dem wir für unsere Jugend und gute Erziehung Dank schulden. Drei Enkel sind vorhanden. Der vierte ist an dir!"

Und dann rannten die vier Frühlingsmädchen wie ein Wirbelwind durch das alte Schloßgemäuer und die Turmstiege hinauf auf die Plattform ihrer Mädchenstreiche und winkten und riefen ihren Männern zu, die mit Vater und Bräutigam zu einem Feierabendtrunk im Schlosse den Berg heraufgestiegen kamen.

Das Plagiat

Von S. Droste-Hülshoff

Sommerhitze brütete über den italienischen Städten, und der große Komponist Verdi hatte sich deshalb in ein kleines Bergdorf in der Nähe von Genua zurückgezogen. Die Mittagsonne flimmerte grell in den schmalen Gassen der nach südländischem Gebrauch eng zusammengebauten Ortschaft. Kein Mensch schritt über das holprige Pflaster. Sämtliche Einwohner des kleinen Nestes hatten sich verkrochen, lautlose Stille herrschte, alle Jalousien waren herabgelassen. Nur aus dem ersten Stock des Hauses, das Meister Verdi bewohnte, tönte Musik; der Komponist saß an seinem Flügel und arbeitete an einer neuen Oper. Verdi spielte eine Melodie nach der anderen erst einige Male auf dem Instrument und brachte sie dann zu Papier.

In einem anderen Landhause, das Verdis Behausung schräg gegenüberlag, wohnte ein anderer Künstler, der Musiker Giorza. Diesen störte das unermüdliche Musizieren des berühmten Kollegen in seiner Mittagsruhe und er beschloß, den anderen ein wenig hineinzulegen. Auch in Giorzas Zimmer stand ein Klavier. Giorza öffnete die Fenster hinter den geschlossenen Läden möglichst weit und lauschte. Zweimal, dreimal erklangen drüben ein paar Takte einer neuen Verdi-Melodie. Eine Pause folgte: Verdi schrieb wohl rasch die Noten auf. Diesen Augenblick benützte Giorza. Er trat an sein eigenes Klavier und spielte die Melodie, die er soeben gehört hatte, möglichst laut und ein wenig leierkastenmäßig nach. Dann spähte er vorsichtig durch die Ritzen der Jalousien. Gegenüber hatte Verdi seinen Laden weit aufgerissen, hing mit halbem Oberkörper aus dem Fenster und spähte aufgeregt die Gasse hinauf und hinunter. Gleich darauf krachte Verdis Fenster zu. Von einem Klavierspiel war bei ihm nichts mehr zu hören. — Giorza schmunzelte vergnügt vor sich hin. Nun konnte er sein Mittagsschläfchen ungestört fortsetzen.

Abends ging Giorza ein wenig spazieren, um die abgekühlte gute Luft zu genießen. Auf einem Seitenweg traf er Verdi, der eine sehr umdüsterte Miene zeigte. Ganz niedergeschlagen gesellte sich der Meister zu Giorza und klagte:

„Denken Sie nur, was mir heute passierte! Ich komponiere für meine neue Oper. Und kaum bin ich fertig, da höre ich, wie ein anderer in der Nähe meiner Wohnung genau dieselbe Melodie spielt! Ich glaube sogar, daß es ein Leierkasten war, obgleich ich ihn nirgends erblicken konnte! Es ist klar, ich bin meiner Originalität nicht mehr sicher! Die unbewußten Erinnerungen, ach, die unbewußten Erinnerungen! Vielleicht wird meine ganze Oper, ohne daß ich es weiß, nur ein einziges großes Plagiat!"

Verstört rang Verdi die Hände. Da brachte es Giorza doch nicht übers Herz, den großen Kollegen seiner Verzweiflung zu überlassen.

„Beruhigen Sie sich, Meister, Ihre Oper wird bestimmt kein Plagiat werden! Die Melodien, die Sie heute Mittag hörten, stammten von Ihnen: Ich spielte sie nach als kleine Rache, dafür, daß Sie immer zu Zeiten musizieren, wo man in ganz Italien Mittagsrast hält . . ." Verdi war so glücklich über diese Aufklärung, daß er Giorza den Streich nicht nachtrug und künftig — nie mehr um diese Stunde bei offenem Fenster arbeitete.

„Hatte Ihr Mann bei dem gestrigen Rennen Glück?"

„Ganz fabelhaftes Glück. Er ließ seine Brieftasche zu Hause liegen und konnte infolgedessen nicht wetten."

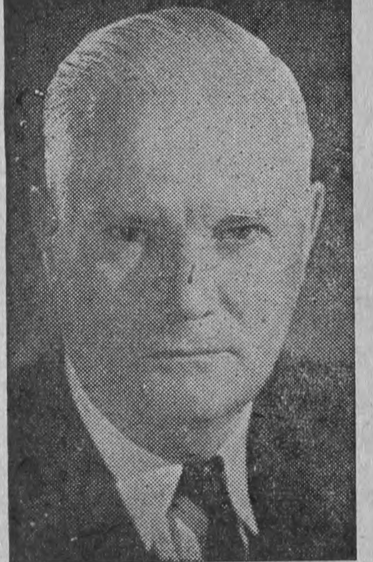
Konservierung unserer Reichtümer

Von Hon. J. S. McDiarmid
Minister of Mines and Natural Resources

Die Natur hat Manitoba mit einer großen Zahl von natürlichen Reichtümern ausgestattet — mit einer solchen Fülle, daß in den vergangenen Jahren die Tendenz vorherrschte, daß diese Reichtümer unerschöpflich seien. Nichts aber wäre von der Wahrheit weiter entfernt.

Man muß an die Tage zurückdenken, als die Wildtaube in der Welt noch überall anzutreffen war. Selbst noch vor wenigen Jahren wurde allgemein angenommen, daß die Büffelherden in den Prärien ewig da sein würden. Aber die Wildtaube ist heute fast vernichtet und die großen Büffelherden sind auf eine verhältnismäßig kleine Zahl von den Tieren in Parks und Naturschutzstätten zusammengeschrumpft.

Diese zwei Beispiele sind ein Hinweis auf die stets notwendige Konservierung unserer Naturreichtümer. In Manitoba wird vom Department of Mines and Natural Resources ein ernster Versuch gemacht, damit die uns von Gott gegebenen Reichtümer, die das gemeinsame Eigentum aller Bewohner der Provinz sind, nicht einer unnötigen Verwüstung anheimfallen und daß die Vorteile einer ordentlichen Verwendung dieser Schätze dem Volke im allgemeine zugute kommen.



Hon. J. S. McDiarmid

Kürzlich wurde Manitoba durch ein Kompliment von Dr. Ira Gabrielson, dem früheren Leiter des United States Fish and Wildlife Service, der nun Leiter des Wildlife Management Institute und einer der hervorragendsten Konservatoren Nordamerikas ist, geehrt.

„Manitoba hat stets die Konservierungsprobleme mit offenem Sinn behandelt," sagte Dr. Gabrielson. „Obwohl ich keine Gelegenheit hatte, das Projekt zu studieren, glaube ich, daß Manitobas Programm für die Entwicklung des Marschlandes für Bisamratten hervorragend ist. Was ich von diesem Projekt weiß, lehrt mich, daß es dem gesunden Menschenverstand entspringt und das vor allem ist die Grundlage guter Konservierung."

Um Dr. Gabrielsons eigene Worte zu gebrauchen, hat Ihr Department of Mines and Natural Resources versucht, gesunden Menschenverstand in der Behandlung der Naturschätze jederzeit anzuwenden. Als ein Beispiel dafür kann das Registered Trapline Projekt in Nord-Manitoba angesehen werden. Vor einigen Jahren war es klar, daß eine Krise für viele Pelztierfänger im Norden bevorstand, wenn nicht Schritte unternommen worden wären, um eine ständige Quelle von Pelztieren für sie zu schaffen. Um dieses Ziel zu erreichen, hat Ihr Departement die Politik der Zuteilung registrierter Fanggebiete akzeptiert, die einzelnen Pelztierfängern zugeteilt werden. Nun hat ein Jäger sein eigenes Gebiet zur Jagd, er weiß, daß er seinen Fang in jedem Jahr beschränken muß, um nicht die Zuchttiere zu vernichten, die ihn mit dem Unterhalt in den folgenden Jahren versehen, und er weiß, daß seine Bestrebungen, die Konservierung durchzuführen, seinen eigenen Vorteil erhöhen, weil niemand in sein Gebiet eindringen kann.

Eine andere Konservierungsmaßnahme von Wichtigkeit hat mit dem Aussetzen von jungen Fischen in Manitobas Gewässern zu tun. Das Departement unterhält Brutanstalten in strategischen Stellen in der ganzen Provinz und von diesen Brutanstalten werden jährlich große Mengen von jungen Fischen verteilt, nicht allein zur Erhöhung des Fischbestandes der großen Seen der Provinz, die die Grundlage der kommerziellen Fischerei bilden, sondern auch der kleineren Seen, die den Angler und Sportfischer anlocken.

Ihr Departement hat vor zehn Jahren ein Programm der Aussetzung alter Fasane in gewissen Teilen Südwest-Manitobas begonnen. Innerhalb von sieben Jahren hat die Zahl der Fasane so zugenommen, daß eine offene Saison erlaubt wurde. Im Jahre 1946 aber wurde keine offene Saison gestattet. Das hat viele enttäuscht, aber andere, die schätzen, daß das De-

partement den Fisch- und Wildbestand konservieren will, haben diese Mitteilung als einen Beweis angesehen, daß kein Schritt zu drastisch ist, um unseren natürlichen Reichtum vor der Erschöpfung zu sichern.

Innerhalb des beschränkten Raumes ist es nicht möglich, ausführlich die verschiedenen Maßnahmen zu schildern, die Ihr Department of Mines and Natural Resources zur Erhaltung der Reichtümer der Provinz eingeleitet hat. Dennoch freue ich mich über die Gelegenheit, den Lesern dieses Kalenders einige Tatsachen zur Kenntnis zu bringen, mit denen wir es in der Verwaltung Ihrer Naturschätze zu tun haben, gleichgültig ob es sich um Wälder, Wasserkräfte, Fische oder Wild, Mineralien oder etwas anderes handelt.

Korea — Land, Volk, Geschichte

Von Max Rieser

Der Ursprung des Koreanischen Volkes ist in das Dunkel der Vorgeschichte gehüllt. Als der Begründer des Volkstums gilt ein Heros, den man Dan Kun (in englischer Schreibweise Koon) nennt und der um das Jahr 2333 vor Christi Geburt gelebt haben soll. Daraus ist ersichtlich, daß die Anfänge Koreas in eine Zeit zurückreichen, die weit älter ist als die Epoche der hellenischen und selbst der israelitischen Urgeschichte, aber jünger als die Anfänge Chinas und Aegyptens. Seine Kultur empfing Korea von den Chinesen, aber die Koreaner, die man — mit einigem Zweifel — der mongolischen Rasse zuzählt, weil ihre Abstammung unbekannt ist, sprechen eine vom chinesischen völlig verschiedene Sprache, die man der turanischen Sprachgruppe zuweist, der z.B. das Türkische angehört. Diese Sprache ist im Gegensatz zum Chinesischen, welches einsilbig ist, mehrsilbig, d. h. die Worte bestehen aus mehreren Silben wie in den europäischen oder semitischen Sprachen. Die Koreaner haben auch ein eigenes Alphabet entwickelt, das man Oen-mun nennt. Es ist dies im Gegensatz zum Chinesischen eine aus 14 Konsonanten und 11 Vokalen bestehende Silbenschrift, aber die gebildeten Stände bedienen sich der chinesischen Ideogramme, die bekanntlich nicht den Laut wiedergeben, sondern den Begriff bezeichnen, wie z. B. unsere Ziffern. Auch gibt es ein Mittelding zwischen den beiden Systemen.

Korea heißt im Anschluß an das Chinesische Tschao-Hsien, der Name Korea wird in Korea nicht gebraucht und stammt aus dem Mittelalter, als eine Dynastie aus der nördlichen Provinz Koraj die Zügel der Regierung ergriff. Als der eigentliche Gründer der koreanischen Staats- und Gesellschaftsordnung gilt Ki-tze, ein Chinese, der um 1122 vor Chr. in Korea auftrat. Korea hat die chinesische Zivilisation schon im vierten Jahrhundert den Japanern übermittelt mit der chinesischen Schrift und dem Buddhismus, den aber Korea selbst abschwor, um den chinesischen Konfuzianismus anzunehmen. Die Koreaner sind also heute offiziell Konfuzianer, aber dies gilt nur für die Gebildeten, die heute zum größten Teil dem Christentum anhängen, während das Volk sehr abergläubisch ist und einem Dämonenglauben huldigt, der mit dem Schamanismus der primitiven sibirischen Stämme verwandt ist. Er besteht darin, daß man die bösen Dämonen durch Zeremonien usw. zu besänftigen sucht.

Der Ahnenkult nach chinesischer Art ist in Korea tief eingewurzelt. Die Koreaner können sich zwar rühmen, die Zivilisatoren Japans zu sein, aber dabei waren sie bloß Vermittler, mit Ausnahme einer hervorragenden keramischen Kunst haben sie selbst keine eigentlich selbständige Kultur geschaffen, sondern waren stets von den Chinesen abhängig. Dies war auch im politischen Sinn der Fall, die koreanischen Herrscher haben die Oberherrschaft der chinesischen Kaiser anerkannt. Die mongolischen Eroberer Dschingis und Kublai Chan haben Korea schwer verwüstet und erst zu Ende des 14. Jahrhunderts begann sich das Land wieder zu erholen, und zwar als Vasallstaat Chinas. Dann traf um 1592 Korea das erste große Unglück einer japanischen Invasion. Der Japaner Hideyoshi überfiel das Land mit 300,000 Kriegern, die zum ersten Male gegen einen auswärtigen Feind Feuerwaffen gebrauchten. Die Koreaner wehrten sich heftig und erhielten von den Chinesen Hilfe in der Form eines Hilfskorps von 60,000 Menschen, aber dies nutzte ihnen wenig, das Land wurde erobert, die koreanischen Künstler und Kunstschätze wurden nach Japan verschleppt. Das Land konnte sich von diesem Schlag nie mehr erholen, obwohl einige Jahre später die Japaner das Land räumten, ihm aber schwere Tribute auferlegten. Danach vegetierte das koreanische Königreich weiter, und zwar stets im Schatten Chinas, dessen Oberrechte es anerkannte. Die Chinesen waren aber milde Oberherren. Noch heute tragen die Koreaner die Tracht, welche die Chinesen vor der Eroberung

ihres Landes durch die Mandschudynastie trugen, während die Chinesen selbst Mandschumoden annahmen.

Die politische Blütezeit Koreas fiel in das 16. Jahrhundert, als das Land sich nach der Mongoleninvasion aufraffte und chinesische Bildung wieder einführte. Damals wurden die koreanischen Städte mit Mauern umgeben; in der koreanischen Hauptstadt Söul zeugt noch das im chinesischen Stil gebaute Südtor als einziger Ueberrest der einstigen Befestigungen von der alten Großmachtherrlichkeit Koreas, der dann die Japaner ein für alle Mal ein Ende setzten. Korea besitzt heute über 20 Millionen Einwohner, die Bevölkerung ist seit 50 Jahren kaum um 3 Millionen gestiegen. Das Land, das eine Halbinsel bildet, die im Norden an die Mandschurei und Sibirien grenzt, hat einen Umfang von 86,000 Geviertmeilen, es ist also nicht ganz zweimal so groß wie der Staat New York, aber ganz gebirgig. Die einzige größere Stadt ist Söul mit 400,000 Einwohnern. Dicht an die Hauptstadt lehnt sich ihr Seehafen Tschemulpo. Vom Festland sondern Korea Gebirgsketten und die Flüsse Yalu und Tumen. Yalu hat im Russisch-Japanischen Krieg 1905 eine Rolle gespielt.

Die Berge Koreas erreichen die ansehnliche Höhe von fast 9000 Fuß, das Klima ist ausgezeichnet und eher mild, nur die drei Sommermonate sind heiß, feucht und regnerisch. Im Westen der Halbinsel regnet es im Juli und August, im Süden schon im April bis Juli. Die Flüsse Yalu und Tumen und der Fluß Han, der in Tschemulpo in das Meer mündet, sind schiffbar. Schön sind die mit schönen Bäumen bestandenen Diamantberge, ansonsten ist das Gebirge vielfach mit Zwergeichen und Kastaniengebüsch bewachsen. Eschen, Ahorne, Birken, Walnüsse und Wacholderbäume wachsen in den Wäldern Koreas, die 14 Millionen Acker Boden bedecken. Die japanische Administration hat ein Wiederaufforstungsprogramm begonnen, zwölf Millionen Acker sind unter Kultur. Die Haupterzeugnisse des Bodenbaus sind Reis, Gerste, Weizen und Bohnen. Das Land hat 85 Millionen Buschel Reis jährlich ausgeführt, auch 200 Millionen Pfund Baumwolle gehörten zu den Ausfuhrwaren. Gutes Land wirft jährlich zwei Ernten ab. Es gibt in Korea Aepfel, Birnen, Mandarinen (Orangen) und ferner die hier als Persimmons bekannten Früchte, die in Korea eine unerreichte Güte besitzen. Das Land ist arm, wenn es auch Naturschätze besitzt, die früher nicht gehörig ausgebeutet wurden. Es hat insbesondere Kohle, Eisenerze und namentlich viel Kupfererz. Es mangelt auch nicht an Silber und Goldvorkommen. Wichtige Mineralien sind Kristall und Talk. Als die Japaner das Land besetzten, war es hoffnungslos rückständig und finanziell in völliger Verwirrung. Der koreanische Herrscher übte absolute Gewalt im Innern aus; von einem ordentlichen Budget war keine Rede. Als Zahlungsmittel dienten neun Pfund schwere Kupfermünzen, die man zu Hunderten auf Strohstricken mit sich trug. Die Nickelmünzen waren entwertet.

Die Koreaner sind ein stattlicher Menschenschlag: mittelgroß, etwa 5 Fuß 4 Zoll hoch gewachsen und von kräftigem Körperbau. Die Leute des einfachen Volkes haben volle und dicke, die Patrizier dünne Lippen; alle weisen eine kupferbraune Färbung im Gesicht auf, die sie von Chinesen und Japanern unterscheidet. Als die Koraidynastie im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Regierung erlange, bildeten die Koreaner in den nächsten vier Jahrhunderten ihre Kunstfertigkeit hoch aus. Damals schufen sie die erlesensten Keramiken. Sie waren aus durchsichtigem Zeladon erzeugt und mit einer seegrünen Glasur überzogen. Auf diesem Gebiete erreichten die koreanischen Künstler eine selten übertroffene Vollkommenheit. Heute sind die Koreaner in der Verwendung des Bambusrohres überaus geschickt. Sie erzeugen daraus Hüte, Matten und Jalousien. Das Bambusrohr gehört zu den wichtigsten Nutzpflanzen Japans. Aus einer anderen Pflanze gewinnen sie das feinste Papier, das wir kennen. Aus Hanf stellen sie die Trauergewänder her. Auch eine Art Stoff aus Gras verstehen sie zu erzeugen, dann gibt es vorzügliche Messingschüsseln in Korea, ziemlich große Töpfer- und Seidenwaren mittlerer Güte, denn der Seidenwurm wird in Korea gezüchtet. Auf dem Lande zieht man eine herrliche Abart von roten Stieren, die in der Landwirtschaft zum Pflügen und überhaupt als Zug- und Lasttiere gebraucht werden. Die Koreaner führen auch die Dschinsengpflanze aus, die im ganzen Orient, auch in Japan, zu Heilzwecken benützt wird. Auch Kuhhäute, Bohnen und Erbsen werden ausgeführt. Sowohl Ein- als Ausfuhr schwankten zu Ende der Zwanziger Jahre um die 100 Millionen Dollar jährlich. Die Japaner führten Baumwolle in Korea ein, die dort auf Webstühlen mit der Hand, nicht aber fabrikmäßig verarbeitet wurde.

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts verharrte Korea in Selbstisolierung und ließ keine Ausländer ins Land. Diese Abschließungspolitik dauerte noch länger als in Japan, so daß Korea am längsten in Mißwirtschaft, Korruption und Absolutismus verharrte. Aber die Japaner zwangen das Land 1876, die Grenzen der Provinz Fusan dem japanischen Handel zu öffnen; acht Jahre später wurde die Hauptstadt Söul allen Fremden zugänglich gemacht. Dann begann zwischen dem russischen Kaiserreich und Japan ein Intrigenspiel um den Einfluß in diesem hilflosen

und zurückgebliebenen Korea. Im Jahre 1894 landete Japan nach dreihundert Jahren wieder einmal in Korea, aber diesmal genügten zur Okkupation zwölftausend Mann. Eineinhalb Jahre hielten sich die Japaner in Korea auf, mußten es aber auf fremden Einspruch hin verlassen. Die Lage war gewöhnlich so beschaffen, daß die Japaner das Land zu modernisieren trachteten, die Russen hingegen die korrupte Dynastie unterstützten, deren Sprößlinge in den russischen Gesandtschaften vor den Japanern Zuflucht fanden. Hierbei ging es nicht ohne Mordtaten an den koreanischen Dynastiemitgliedern ab. Dabei stand Korea offiziell noch immer unter chinesischer Oberhoheit und seit eh und je wurde die Eignung zum Verwaltungsamt derart bestimmt, daß der Bewerber seine Kenntnis in der chinesischen Literatur nachweisen mußte.

Das Land war also gegenüber modernen Kulturländern, die bekanntlich ganz andere Maßstäbe in dieser Hinsicht anzulegen pflegen, hoffnungslos im Hintertreffen, ganz abgesehen vom finanziellen Wirrwarr und der orientalischen Despotenwirtschaft. China mußte aber infolge der fremden Einwirkung auf die Oberhoheit verzichten. Der Russisch-Japanische Krieg von 1905 war in nicht geringem Maße durch die Rivalität der beiden Mächte in Korea bestimmt, wo Rußland die Ausbreitung des japanischen Einflusses zu hindern versuchte. Während dieser Wirren nahm der koreanische König die Kaiserwürde an; er war damals nichts weiter als eine Puppe in den Händen der Japaner und Russen. Rußland mußte aber nach dem verlorenen Krieg auf jegliche Ausbreitung in Korea verzichten und die Japaner sandten einen Residenten nach Söul, um das Land zu reorganisieren und zu beherrschen. Einem jeden Amt wurde ein japanischer Sekretär beigegeben, der die eigentliche Entscheidung in den Händen hatte. Die Japaner führten aber auch Finanzreformen durch und reformierten das Geldwesen nach modernen Gesichtspunkten. Im Jahre 1910 zwangen sie den koreanischen Kaiser, der nur ein Schattendasein führte, auf sämtliche Herrscherrechte zugunsten des Mikado zu verzichten und schickten einen Generalgouverneur ins Land, das nunmehr als eine japanische Provinz verwaltet wurde.

Zweifellos führten die Japaner in ihrem Interesse eine geordnete Verwaltung ein, aber deren Ziel war die völlige Aufsaugung Koreas, die Zerstörung der nationalen Kultur, die Ausbeutung der Koreaner und ihre Zurücksetzung zugunsten der herrschenden Rasse. Es war auch infolge der chinesischen Revolution und der Ohnmacht Rußlands niemand im Fernen Osten vorhanden, um Japan an der Durchführung seiner Absichten zu hindern. Die Japaner änderten sämtliche koreanische Landes- und Städtenamen in japanische Benennungen um. In den Schulen wurde überall japanischer Unterricht eingeführt. Zugleich wurde mit Volldampf eine japanische Kolonisation in Korea gefördert, die die Koreaner aus ihrem eigenen Lande verdrängte und sie Zuflucht in der Mandschurei, in China und sogar in Japan selbst suchen ließ. Hingegen kamen Japaner nach Korea. Zuletzt befand sich durch diese Drangsalierungen der Einheimischen bereits ein Fünftel des besten koreanischen Bodens in japanischer Hand. Die koreanischen Geschäftsleute wurden auf diese Weise zurückgesetzt, daß z. B. die Postämter vorerst alle japanischen Anliegen erledigen müssen, bevor sie einen Koreaner berücksichtigen. Er kam daher zu spät oder gar nicht an die Reihe. Prügeleien der Koreaner kommen häufig vor und der ärmste japanische Kuli fühlt sich berechtigt, einen Koreaner durch Rippenstöße vom Gehsteig zu verdrängen. Der koreanische Beamte erhält einen um 40% niedrigeren Lohn als der Japaner gleichen Ranges. Die wichtigsten Zeitungen erschienen in japanischer Sprache, nur einige untergeordnete Organe hatten die Erlaubnis, im Oen-mun die Tagesneuigkeiten zu drucken. Die Unterdrückung Koreas gehört zu den ärgsten Beispielen von Eroberungspolitik, obwohl die Koreaner unter den Japanern gewisse Segnungen der modernen Staatsordnung zu spüren bekamen.

Als der Weltkrieg zu Ende ging und überall die Schlagworte der Völkerfreiheit und Demokratie umgingen, rafften sich die Koreaner aus ihrer Lethargie auf. Das Land war ohnehin durch oppositionelle Strömungen und die Feindschaft gegen die Japaner unterwühlt. Diese Feindschaft ist in Korea im Gegensatz zur Freundlichkeit gegenüber China seit der großen Invasion des Hidevoshi vom Jahre 1592, die Korea dauernd ruinierte, tief eingewurzelt. Am 1. März 1919 veranstalteten die Koreaner in Söul eine Riesendemonstration, an der 200,000 Menschen teilnahmen. Man verlangte Unabhängigkeit und Abzug der Japaner. An der Spitze der Unabhängigkeitsbewegung stand der Verfasser der Unabhängigkeitserklärung Tschoi-Nam-Sun, der Romandichter Li-Kwang-Su und der Historiker Park-Eun-Sik. Die Japaner trieben die unbewaffneten Demonstranten auseinander und leiteten eine rücksichtslose Unterdrückung der Unabhängigkeitsbewegung ein. Führende Koreaner flüchteten nach China, wo sie ein Unabhängigkeitskomitee bildeten, aber in ihrem Heimatlande wurde die Unterdrückung immer schlimmer. Der Haß gegen die unbotmäßigen Koreaner wurde im fanatisierten Japan so groß, daß zur Zeit des japanischen Erdbebens im Jahre 1923, als die japanischen Leidenschaften zur Weißglut entfacht waren, in Japan eine wahre Hetzjagd gegen Ko-

reaner veranstaltet wurde. Während früher in Korea selbst während der Unabhängigkeitsdemonstration die japanischen Behörden sich damit begnügt hatten, nicht weniger als 11,000 Rädelsführer der Demonstration mit Auspeitschungen öffentlich zu bestrafen, schritt man jetzt in Japan selbst zum Mord. Im Gebiet von Tokio allein wurden 1923 9000 Koreaner massakriert. Seither gibt es im Auslande Bewegungen von koreanischen Flüchtlingen, aber Korea selbst hüllt das undurchdringliche Schweigen ein, daß die Japaner um das Land gelegt haben, um es besser auszubeuten und unterdrücken zu können.

Als die Vereinigten Nationen ihre Kriegsziele verkündeten, versprachen sie auch die Wiederherstellung der koreanischen Unabhängigkeit. Inzwischen landeten amerikanische Truppen im Süden des Landes, während die Russen den Norden besetzten. Aber es ist klar, daß, welches Schicksal immer das koreanische Volk haben mag, eine Japanisierung ausgeschlossen sein wird. Während der japanischen Unterdrückungszeit ist auch eine innere Erneuerung durch das Land gegangen, weil die Koreaner unter den Schlägen der Japaner sich auf ihre Volkspersönlichkeit neu besannen. Sie haben angefangen, ihr eigentümliches Schrifttum in ihrem Oenmun zu pflegen und auch den früheren altchinesischen Firnis mit der chinesischen Schrift abzulegen. Vielleicht steht jetzt Koreas Wiedergeburt bevor.

Tourist: „Wundervoll. Ich gebe Ihnen hundert Dollar, wenn Sie beweisen können, daß sie es nicht ist."

* * *

„Dein Bräutigam ist aber sehr klein!"

„Ach, der wächst bestimmt noch! Sein Gesicht ist schon bedeutend länger geworden, seit wir verlobt sind!"

* * *

„Entsinnst du dich, meine Liebe," sagt Frau Lund, „heute sind es zwei Jahre her, daß ich meinen Mann fortschickte, ein Brot zu holen, und er ist nie zurückgekehrt."

„Tja, meine Gute, wenn ich du wäre, würde ich nicht länger warten, sondern selbst gehen und mir ein Brot holen."

* * *

„Herr Justizrat, heute haben Sie sich aber bei der Verteidigung nicht sehr angestrengt. Sonst sind Sie doch Feuer und Flamme für Ihre Klienten."

„Ja, wissen Sie, meine Gnädige, der heutige Klient war wirklich unschuldig!"

Der Kommunismus auf dem Marsch

Die demokratischen Nationen der Welt, die den Faschismus erfolgreich bekämpften, können sich fragen: Wohin gehen wir nun? Der größte Feind aller freiheitlichen Völker ist in allen Teilen der Welt tätig. Nachdem nun eine Form der Diktatur besiegt wurde, ist eine andere entstanden, die zwar in manchen Methoden verschieden ist, aber trotzdem mächtige Anstrengungen unternimmt, um die Welt zu erobern. Die Beherrschung der Welt war das Ziel des Faschismus und dasselbe Ziel wird nun von Moskau verfolgt und mit großem Geschick und großer Beharrlichkeit angestrebt. Der Einfluß des Kommunismus hat das vom Kriege zerrüttete China erreicht und in einen Bürgerkrieg gestürzt, sodaß die Aussichten auf einen dauernden inneren Frieden in diesem Lande fast völlig geschwunden sind. In den slawischen Ländern sind die Kommunisten bis in die Regierungen vorgedrungen und in den meisten slawischen Staaten beherrschen sie heute den gesamten Staatsapparat. In Frankreich stiften die Kommunisten Verwirrung und Schwierigkeiten und damit eine Unbeständigkeit der Regierung, und in der russischen Zone Deutschlands verbreiten die Kommunisten ihre Lehren nach dem Rezept von Zuckerbrot und Peitsche, wobei sie einen nicht unbeträchtlichen Erfolg erzielten. Selbst in Japan sind die Kommunisten sehr tätig. Ihr erster Versuch bestand in der Beeinflussung der führenden Tageszeitungen im Sinne des Kommunismus. Es klingt befremdend, aber es ist wahr, daß kommunistische Agitatoren für diesen Zweck aus den Vereinigten Staaten exportiert wurden und daß einer von ihnen eine hohe Stellung im amerikanischen Oberkommando erlangte.

In unserem Lande sind kommunistische Einflüsse bereits in vielen Stellen des öffentlichen Lebens bemerkbar. Dazu gehört auch die Gewerkschaftsbewegung. Es wird behauptet, daß die Kommunisten bereits die Kontrolle in zehn größeren Unions in Canada an sich gerissen haben und nun danach streben, auch die anderen von innen heraus zu erobern. In den amerikanischen Unions ist die Lage noch schlimmer. Dort haben die Kommunisten in einigen sehr bedeutenden Unions maßgebenden Einfluß erlangt. Es wäre falsch, die kommunistische Gefahr in den canadischen Unions zu unterschätzen, denn einige Unions werden bereits von Personen geführt, die der Labor-Progressive Party, d. h. der kommunistischen Partei angehören, die blind den Moskauer Befehlen folgt.

Die Bevölkerung Canadas war überaus überrascht, als sie vernahm, daß ein riesiges Spionagesystem der Sowjets in Ottawa tätig war und daß sein Zentrum die Sowjetbotschaft gewesen ist. Der Plan wurde von Moskau ins Werk gesetzt und mit großem Geschick durchgeführt. Die Mehrzahl der Personen, die an dieser Spionageorganisation mitwirkten, gehörten nicht der Arbeiterklasse an. Sie waren Universitätsprofessoren, Doktoren, Wissenschaftler, Lehrer, Staatsangestellte und hatten wichtige Stellungen im Staate inne. Ein Mitglied der Organisation war selbst Abgeordneter. Bestechungen, Korruption, Fälschungen von Dokumenten, die Preisgabe von Staatsgeheimnissen bildeten Gegenstand der Spionage. Es ist niederschmetternd zu wissen, daß Canadier, denen ihr eigenes Land die höchsten Stellen einräumte, in den Dienst einer anderen Nation traten, die wohl einmal unser Verbündeter gewesen ist, deren Regierungsform und Lebensweise jedoch unseren Lebensauffassungen völlig entgegengesetzt sind.

Neben den slawischen und asiatischen Ländern hat auch Großbritannien seine Schwierigkeiten mit den Kommunisten. Kommunisten haben unter Verletzung der Gesetze von Regierungs- und Privatgebäuden Besitz genommen und zwar in einer herausfordernden Weise. Ihre Wühlarbeit in Großbritannien wurde von Premier Attlee gelegentlich der Enthüllungen über die canadische Spionageaffäre indirekt zugegeben. Herr Attlee sagte damals:

„Die canadische Regierung hat der britischen Regierung Kopien des Berichtes der Königlichen Kommission unterbreitet, welche die Spionagetätigkeit in der Dominion untersuchte, und es sind Maßnahmen getroffen worden, um genug Exemplare dieses Berichtes für den Verkauf zu erlangen."

Herr Attlee erklärte, daß die britische Regierung Aktionen ähnlicher Art im Vereinigten Königreich beobachtet, sagte aber, daß es nicht im öffentlichen Interesse läge, die Gegenmaßnahmen zu enthüllen.

Die kommunistischen Agitatoren wenden sich in Canada auch an Gruppen, die aus Rußland eingewandert sind und deren Loyalität zu Canada sie zu unterwühlen versuchen. Bei einem kleinen Teil dieser aus Rußland eingewanderten Menschen, so bei einzelnen ukrainischen Gruppen, finden sie mit ihren rosigen Schilderungen des Sowjetlebens auch Glauben. So gibt es hier

Leute, die vermeinen, daß die 40,000,000 Ukrainier in Rußland dieselbe Unabhängigkeit haben wie in Canada. Die Tatsache, daß die Sowjet-Ukraine in die Vereinigte Nationen aufgenommen wurde, hat diese Annahme bestärkt. In Wirklichkeit jedoch wurde der Vertreter der Ukraine von Moskau ernannt, das auch seine gesammte Tätigkeit kontrolliert. Wenn es irgendwo ein Land gibt, in dem das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung vernichtet wurde, dann ist es Rußland. Kommunismus und Selbstbestimmung sind unvereinbar und unter einer kommunistischen Herrschaft gibt es weder eine Unabhängigkeit des Volkes noch des Einzelnen.

Alle Organe der gesetzgebenden Körperschaften und der Regierung in Rußland werden durch das Politische Büro der kommunistischen Partei „erwählt." Das Politbüro bestimmt auch die Mitglieder des obersten Rates der Volkskommissäre. Das russische Volk und die Völker aller anderen Sowjetrepubliken sind aller Freiheit beraubt und haben weder das Recht der Kritik noch der freien Entscheidung.

Die russische Presse war in der letzten Zeit voll von Berichten über eine notwendige Stärkung des kommunistischen Einflusses in der Sowjetunion. Viele Parteibeamte und Leiter von Industrie-Unternehmungen wurden aus ihren Aemtern entfernt. Gerichtsverfahren wurden eingeleitet, und das alles deutet an, daß selbst die schlimmsten Unterdrückungs- und Verfolgungsmaßnahmen der kommunistischen Partei eine wachsende Unzufriedenheit nicht verhindern konnten. Diese Unzufriedenheit scheint drei Ursachen zu haben. In der Schwerindustrie in Ural sind zehntausende Ukrainer beschäftigt, die in ihre Heimat zurückkehren wollen. Aber die kommunistische Regierung hindert sie daran. Eine andere Ursache dürfte in den großen Entbehrungen liegen, die die russische Regierung dem Volke auferlegt. Die Ankündigung eines neuen 5-Jahresplanes hat die Hoffnungen der Bevölkerung auf eine bessere Lebenshaltung nicht gehoben. Der Durchschnittsbürger Rußlands ist dürftig angezogen und hat nicht genug zu essen. Schließlich erzählen die Truppen, die in Mittel- und West-Europa waren, um wieviel besser es den mitteleuropäischen Bauern im Vergleich zur russischen Landbevölkerung geht. Aber trotz diesem Zeichen der Unzufriedenheit in der Sowjet Union dürfen wir in unserem Kampf gegen die zersetzenden Einflüsse des Kommunismus nicht erlahmen.

Ein paar Sterne

Von W. Oellers

In einer Abendgesellschaft sprach man von den tiefen Erlebnissen frühester Jugend, die dem noch weichen, ungebildeten Rohstoff der Seele Form und Härte geben oder die den vor tausend Schienensträngen irrenden Lebenswagen mit einem einzigen Stoß auf ein bestimmtes Gleis zu schieben vermögen, das zu verlassen dann nur noch selten und nur unter schweren Mühen möglich ist.

Soeben hatte einer der Gäste erzählt, wie ein sechsjähriger Gespiele aus Unachtsamkeit einen Topf kochenden Wassers vom Herd geworfen und damit das am Boden spielende Schwesterchen zu Tode verbrüht hatte; wie durch dieses Unglück der lebhafte, fröhliche Knabe in mählicher, doch stetiger Entwicklung ein schwermütiger, verschlossener, ja menschenscheuer Geselle geworden sei, der dann im Großen Krieg den Tod im Felde, wie der Erzähler meinte, gesucht und auch gefunden habe.

Die Stille, die dem Bericht gefolgt war, unterbrach der sonst schweigsame Dr. M., seines Zeichens Astronom, ein blasser, durchgeistigter Gelehrtentyp, von dem man sich erzählte, daß er bei Tage heimlich Gedichte schreibe. Seine Wortmeldung, wie immer ein wenig scheu und verlegen vorgebracht, lenkte sogleich aller Blicke und Aufmerksamkeit auf ihn.

„Da das Thema Sie interessiert," sagte er, während er dabei umständlich seine Brillengläser putzte, „mag es erlaubt sein, daß auch ich eine Kleinigkeit dazu beitrage, wenn es dabei leider auch unumgänglich ist, von mir selber zu reden.

„Sie wissen, daß man aus einem Alter von fünf Jahren im allgemeinen nur verschwommene Erinnerungen in das spätere Leben hinübernimmt und daß aus dieser Zeit nur wenig große, gestaltende Erlebnisse klare Umrisse behalten, ja, daß selbst die Umrisse des spärlich Behaltenen sich mit den Jahren ändern und verschieben. Indessen kommt es, soweit unser Thema betroffen ist, allein darauf an, was uns vom Erlebten gegenwärtig geblieben ist, mag die Erinnerung auch in Einzelheiten täuschen, mit anderen Worten: Es kommt auf das subjektive Bild an, nicht das objektive.

„Ich war damals, wie man mir erzählt hat, ein wilder, ausgelassener Bub, der es den älte-

ren Kameraden in allem gleichtun und seine Ebenbürtigkeit nicht selten damit erweisen wollte, daß er sie an Waghalsigkeit zu übertrumpfen suchte. Meine Erinnerung nun geht zurück auf einen Augenblick, da ich an einem Wintertag, ohne rechte Beschäftigung, mit meinem nachbarlichen Freund Hermann an einem Brunnen unweit unseres Gartens stand und auf den Eimer starrte, der genau so untätig wie wir an seiner Welle über der Tiefe hing. Früher hatte der Brunnen, hart an einer jungen Kiefernschonung, zu einem kleinen Fachwerkhaus gehört, das einem Waldbrand zum Opfer gefallen und danach nicht wieder errichtet worden war.

„Sei es nun, daß Hermann mich mit foppenden Bemerkungen herausgefordert, sei es, daß ich mich aus eigener Unternehmungslust angeboten hatte, wir kamen überein, daß er mich in dem Eimer bis auf den zugefrorenen Grund hinunterlassen und danach wieder emporwinden solle. Von dem Augenblick an, da ich über die Brunnenrüstung in den schwankenden Eimer kletterte und mich darin niederhockte, ist mir alles so deutlich, als wäre es vor wenigen Wochen gewesen. Ich sehe noch, wie der Freund den Anschlag des Schwengels löst, ich höre die verrostete Kette krächzend von der Welle abrollen, ich sehe die moosbewachsenen Brunnenwände aufwärts vorbeigleiten und fühle wieder die seltsame Beklemmung, die ich dabei hatte und die sich noch heute bei jeder Fahrt in einem Lift beunruhigend erneuert. Als der Eimer knirschend auf die Eisdecke setzte, war es mir wie eine Befreiung, daß der Bewegung Einhalt getan war, und aufwärtsblickend sah ich Hermanns undeutlich lachendes Gesicht in unfaßbarer Höhe über mir.

„Ich rief ihm zu, er solle mich nun wieder heraufziehen, worauf sein Kopf hinter der Brunnenbrüstung verschwand. Die Kette straffte sich, sie krächzte in den rostigen Gelenken, der Eimer hob sich um eine Handbreite von der Eisdecke und fiel dann wieder zurück. Mir war es, als höre ich von oben ein dunkles Rufen, das rasch näherkam, und ich selbst brüllte in plötzlicher Angst hinauf, er solle doch nun vorwärtsmachen. Wirklich straffte sich wieder die Kette, wieder hob sich der Eimer um ein weniges vom Eis, wieder fiel er nach einer kurzen Weile der Schwebe wieder zurück. Ich hörte, wie Hermann mit seltsamer, heiserer Stimme schrie: ‚Ja, ich komme!', und danach wurde es still.

„Daß er von seinem Vater, einem oft jähzornigen Schlossermeister, ein strenges Verbot hatte, sich an dem Brunnen umherzutreiben, ahnte ich nicht; daß der Alte jetzt durch seinen nahen Garten kam und mit immer energischerer Stimme nach dem Sohne rief; daß der Sohn, in wilder Angst, am Brunnen entdeckt zu werden, kopflos davonlief, ehe noch der Vater am Gartentörchen erschien; daß er es tat in der Hoffnung, später mit einigen Kameraden wiederkommen zu können, nachdem er mit eigenen Kräften den Eimer nicht wieder hochgebracht hatte; daß diese Hoffnung trog, weil er nunmehr das Haus nicht mehr verlassen durfte — das alles wußte ich nicht.

„Ich hockte in meinem Eimer und schrie immer wütender, immer ängstlicher in den engen Schacht hinauf. Schon bald verjagte die Angst die Wut, und es dauerte nicht lange, da erstickte die heiser gewordene Stimme in fassungslosem Schluchzen. Ich war noch zu klein, um irgend etwas überlegen zu können und aus meinen Ueberlegungen Trost zu gewinnen: daß etwa Hermann mir nur einen Streich spielen wolle, oder daß man von Hause aus auf die Suche nach mir gehen würde. In mir war nichts als Angst, die mit jedem Augenblick würgender wurde. Den Eimer zu verlassen, um auf der vereisten Brunnensohle ein wenig Bewegung zu haben, wagte ich nicht, ja, ich dachte nicht einmal daran. Schon kroch die Kälte von den Füßen her den Körper herauf, und wenn ich auch warmes Unterzeug und einen dicken Mantel trug, so fühlte ich doch, wie sie mich schüttelte.

„Mehr aber als die Kälte fürchtete ich die Nacht, die nun, wie ich wohl wußte, kommen würde, und da ich wieder einmal nach oben blickte, schien es mir, als ob die Dämmerung schon herabfalle. Da begann ich in panischer Verzweiflung aufs neue zu toben und zu schreien, mit der äußersten Kraft meiner schon brechenden Stimme. Ich riß dabei heftig an der Kette, und da ich merkte, wie sie nachgab, erfaßte mich neuer Schrecken, indem ich wähnte, sie möchte am Ende vollends herunterkommen und es würde mir so die letzte Verbindung mit der Außenwelt verlorengehen.

„Seitdem wagte ich kaum noch, sie anzurühren, und so blieb mir nichts, als still vor mich hin zu weinen und von Zeit zu Zeit, wenn ich es wieder vermochte, aufs neue zu schreien und zu brüllen. Doch merkte ich wohl, daß meine Stimme immer schwächer wurde, und es fiel mir auch ein, daß nun, bei beginnender Dunkelheit, kaum noch einer in den nahen Garten kommen würde, der mich vielleicht hätte hören können. Dieser Gedanke machte mich ganz hoffnungslos, und ich begann wieder, ob auch die Tränen versiegt waren, haltlos zu schluchsen. Immer öfter und immer gequälter starrte ich aus umflorten Augen hinauf in die Höhe, wo sich die Umrisse der Welle langsam verwischten und der Blick auf das Stücklein Himmel sich mehr und mehr mit Dunkelheit verhängte. Die Kälte wurde immer bitterer, ich hatte die klammen Hände in die Manteltaschen gesteckt, von Zeit zu Zeit fühlte ich einen Schauer über den Rücken jagen.

„Damals wußte ich vom Tode nicht mehr als

das Wort; ich verband keinerlei Vorstellung damit, und doch war es allein die Todesangst, die mich, der ich schon völlig erschöpft war, wach und am Leben erhielt. Seidem weiß ich, was Todesangst ist, und weiß auch, daß wir alle immerfort im Sterben liegen."

Der Doktor nahm die Brille ab und begann die Gläser wieder umständlich zu wischen, bis er mit veränderter Stimme fortfuhr:

„Genug, was mir aus jener letzten Stunde unauslöschlich verblieben ist, es ist das Bild zweier Sterne, die über mir aufgezogen waren und in meine Brunnentiefe herabschauten. Während um mich alles in vollkommener Finsternis verschwand — von Zeit zu Zeit tastete ich mit den Händen nach Eimer, Kette und Brunnenwand, um mich zu vergewissern, daß alles noch da sei —, strahlten die Sterne immer klarer und leuchtender zu mir herab. Ich war allmählich vollständig zusammengesunken, der Kopf war nach hinten gefallen und ruhte mit dem Nacken auf dem Eimerrand. So starrte ich mit fiebrigen, weit aufgerissenen Augen zu dem Stückchen Himmel empor, das mir nun, da ich nichts anderes zu sehen vermochte, ganz nahe erschien, fast zum Greifen. Wenn ich auch zu denken keine Kraft hatte, so fühlte ich doch, wie der Anblick der Sterne mich ruhig und ergeben machte, auf eine seltsam geheimnisvolle Weise. Ihr Bild brannte sich in mich hinein; und es hat mich weder in den darauffolgenden Fieberphantasien, als ich mit doppelseitiger Lungenentzündung daniederlag, noch in meinem späteren Leben jemals wieder verlassen.

„Der Ausfahrt aus dem Brunnen erinnere ich mich nicht mehr. Auf der Suche nach mir — man hatte mich bei Verwandten vermutet, wo ich an den Winterabenden zu sein pflegte, und war daher erst spät besorgt geworden — war mein älterer Bruder auch zu Hermann ins Haus gekommen, der sich durch seine Unsicherheit verriet. Aus Furcht vor seinem Vater hatte er geschwiegen und mich meinem Schicksal überlassen. Auch hätte er, so erzählte er später, geglaubt (oder sich vorgeredet), ich könnte an der Brunnenkette hochklettern. Doch war das in meinem Alter eine bare Unmöglichkeit, ich war ganz und gar ohnmächtig, ganz abgesehen davon, daß ich eine schreckliche Not hatte, die Kette möge herunterfallen."

Der Doktor hatte geendet, aber immer noch blickten die Anwesenden auf das blasse, hagere Gelehrtengesicht des sonst so wortkargen Mannes, dessen Leben auf einmal tief erhellt schien; und es gab nicht wenige unter den Gästen, die plötzlich meinten, ihm etwas abbitten zu müssen.

Die vielen auf ihn gerichteten Augenpaare gewahrend, verfiel der Doktor wieder in seine alte Unsicherheit und Scheu, und gleich als wolle er sein Dasein entschuldigen, sagte er mit seltsamer Stimme:

„Sie müssen sich denken, das sitzt nun einmal hier drin (dabei wies er auf seine Brust): Einsam lebt man auf der Sohle eines tiefen, finsteren Schachtes, und nichts ist zu sehen als ein paar Sterne über uns."

Der graue Räuber

Von W. Schumann

So fängt es an: zwischen Himmel und Erde erscheint im hellen Mittagslicht plötzlich ein dunkles Pünktchen, wie aus einer unsichtbaren Perlenschnur gefallen. Nicht größer ist es als ein Stubenbrummer im Herbst, wenn das gelbe und rotbraune Laub fällt. Kein menschliches Auge kann wahrnehmen, ob es steigt, fällt oder schwebt. Jedermann auf dem großen Hofe geht seiner Arbeit nach, ohne den Kopf zu heben. Die Eimer klappern geschäftig, fröhlich scharren die Hühner auf dem Misthaufen, und zuweilen muht dumpf und langgezogen eine Kuh.

Unterdes wird das Pünktchen im Mittag ein wenig dunkler und größer. Es bewegt sich also auf die Erde zu.

Da sieht Lisa, des Bauern Frau, die mit dem Kleinsten auf dem Arm am Küchenfenster steht, die Glucke mit schiefem Kopf erregt nach oben äugen. Lisa weiß, wie Glucken sich gebärden, wenn Gefahr im Verzuge ist. Aber in diesem Augenblick, da sie das hilflose Kind an der Brust fühlt, hat sie das Empfinden, als habe sie so das mütterliche, furchtgejagte Tier da auf dem Hofe noch nie gesehen und gehört: in so grauenvoller Angst vor der Vernichtung durch den Todfeind, so völlig allein und ohne Beistand, so ganz auf sich gestellt in den hochgespannten Sekunden der Entscheidung, wild und beschwörend nach den Küchlein gackernd.

In unhörbaren Spiralen, immer näher und näher, immer enger und drohender schleifend, naht sich der Hühnerhabicht.

Die Frau möchte das Fenster aufreißen und über den Hof den Mägden zuschreien: „Berta,

Anna, Wally, schützt mir die Küchlein!" Dann ist es ihr, als eile die Gefahr auf ihr Kind zu, als sei der verderbenbringende Schnabel des Raubvogels nach dem Herzen des Kleinen gezückt. Und weiß doch in der gleichen Schrecksekunde, während sie gequält mit dem Fuße aufstampft und unwillkürlich die Hand schützend auf das Gesicht des Kindes legt, daß, wenn sie tatenlos zuschaut, keine Macht der Erde den tragischen Kampf der Henne wird abwenden können. Doch in Sekundenschnelle vollzieht sich die Tragödie mit der unwiderstehlichen Gewalt eines elementaren Ereignisses.

Lautlos und gelassen vollführt der graue Räuber seine letzten Schleifen. Riesengroß, unüberwindlich mag er der Henne erscheinen, die ihn, nachdem sie mit einer Ausnahme alle ihre Küchlein unter den Flügeln versammelt hat, einsam auf dem großen Hofe erwartet. Ist nicht alles, was bei ihr schwach und kümmerlich erscheint, bei dem unaufhaltsam niederschwebenden starken Vogel zur tödlichen Waffe ausgebildet: die Krallen, der wie ein gekrümmter Dolch nach unten gezückte Schnabel, das mächtige Flügelpaar, die wunderbare Schärfe der Augen, die in himmlischen Höhen das Gewürm der Erde verfolgen?

Alle Federn der armen Henne sind gesträubt in verzweifelter Kampf- und Abwehrbereitschaft. Atemlos sieht es die Frau am Küchenfenster.

Nur ein winziges, dottergelbes Ding schülpt jämmerlich im Stroh. Es scheint festgehakt und piepst nun zum Gotterbarmen auf verlorenem Posten. Wie von unsichtbaren Furien gejagt war das flaumig-zarte Kükengetier unter die mütterlichen Flügeldecken geeilt — es allein blieb zurück. Und in der Frau, die dies alles haarscharf wahrnimmt, zucken rasch Gedanken auf an Verfolgungsträume, da es den Menschen, der der nahenden Gefahr nicht mehr entrinnen kann und mit bleiernen Füßen an der Erde klebt, plötzlich am Schlafittchen packt: den Letzten holt halt immer der Teufel.

Und auf das letzte der Kükenschar stürzt sich jetzt, mit angelegten Flügeln und den diamantscharfen Schnabel voran wie ein Geschoß niedersausend, der Hühnerhabicht.

Dies ist kein Kampf, kein Kräftemessen, und wie die spitze Waffe des fliegenden Räubers in den Flaum und warmen Leib des Küchleins fährt, ist es auch schon hinüber. Kein Glied zuckt mehr, kein Tönchen kommt aus dem dünnen Hals. Aber mit Flügelrauschen und hackendem Gegacker setzt, nein, fliegt jetzt, des Mißverhältnisses nicht achtend, die Glucke auf den Todfeind. Und sie schlagen einander die Schnäbel ins Gefieder und in die Brust, der wütende kleine Vogel dem beinahe adlergroßen, daß die blutbefleckten Federn zur Seite stieben. Heiß bäumen sich ihre Körper auf. Die Henne taumelt plump mit zuckenden Flügeln. Der Großknecht und die Mägde wollen zu Hilfe eilen, bevor es zu spät ist. Lisa, des Bauern junge Frau, lehnt mit glühendem Gesicht aus dem Fenster. Die Küchlein rennen sinnlos nach allen Richtungen über den weitläufigen Hof.

Doch die Entscheidung ist schon gefallen — anders, als sie glaubten. Das Huhn, mit einem letzten Kraftaufwand, hat ins Auge des Habichts gezielt. So traf die Schleuder Davids die Stirn des Riesen Goliath. Das starke Tier schwankt und sucht die Schwingen zu heben. Aber noch bevor es sich davonfliegend retten kann, verliert es in einem wahren Hagel von Schnabelhieben auch das zweite Auge und prallt nun wie ein schwerer Bolzen flügelschlagend gegen die Stalltür.

Da stehen nun die Melker und Mägde um die junge Bäuerin geschart und starren auf die Henne, die schon wieder das Kükenvolk lockt, und auf den gefällten Raubvogel, dem ein Schlag mit der Forke ein rasches Ende bereitet.

„Amen" entfährt es Lisa aufatmend, und als die gute, tapfere Henne wie zuvor und als sei gar nichts geschehen, inmitten ihrer Küchlein — nur eines fehlte — nach Samen und Larven suchte, fühlte sie es plötzlich heiß in ihren Augen.

Sonst regte sich niemand auf da auf dem Hofe, jedweder ging wieder an seine Arbeit, nur die Hühner hielten sich in respektvoller Entfernung von dem gestürzten Habicht. Man ließ ihn liegen, damit ihn der Bauer abends noch bestaunen könne. Aschgrau lag er da mit halbgeöffnetem Schnabel, ein trauriges Häuflein, das weder Mitleid noch Phantasie in Aeolus' Reich zurückzuholen vermögen: Pünktchen im All.

Der Unterschied

Der englische Naturforscher und Gelehrte Newton kam einst mit einem groben und ungeschliffenen Menschen zusammen. Vermutlich wegen seines Reichtums kam jener sich Newton in jeder Hinsicht himmelhoch überlegen vor, schwatzte eine Menge dummes Zeug und begann dann, dem Gelehrten in der herablassendsten und beleidigendsten Weise allerlei dumme Komplimente zu machen.

Newton verbiß seinen Aerger und ließ den Mann reden, der sich selbst am liebsten hörte, jetzt aber schwieg, um einen Scherz mit anzuhören, den der Forscher den anderen Herren zum besten gab.

Nachdem er sich fast hatte ausschütten wollen vor Lachen, klopfte er Newton wohlwollend auf die Schulter: „Nanu, Sie sind ja gar nicht so dumm, wie Sie ausschauen!"

„Sehen Sie," entgegenete Newton, „das ist eben der Unterschied zwischen uns beiden!"

Leid und Freud' in Canada

Für die Abendschule von P. H. Keitel.

„Aller guten Dinge sind drei," heißt ein altes Sprichwort. So sind es denn auch drei Pferde gewesen, die uns zu schaffen machten, seit wir im kalten Canada sind. Drei Pferde innerhalb vier Jahren auf unserer ersten Pfarrstelle. Der canadische Landpastor und Missionar kommt ja ohne Pferd, Buggy und Schlitten meist nicht aus. Autos waren vor mehr als einem Jahrzehnt noch viel seltener als heute und gewöhnlich für den Landpastor, mit seinem oft schwindsüchtigen Geldbeutel, ein kaum zu erschwingender Luxus. Ist der große Heidenapostel vor 1900 Jahren ohne dieses moderne Vehikel fertig geworden, trotz seiner vielen Missionsreisen durch einen großen Teil der damals bekannten Welt, nicht einmal Pferd und Buggy hat er besessen, wieviel besser hatten wir es doch als Eigentümer eines solchen Beförderungsmittels; dazu war es kein großer Sprengel. Freilich hatten wir nicht alle drei Tiere zu gleicher Zeit. Das erste besaßen wir eine gute Stunde, das zweite fast drei Vierteljahr und das dritte den Rest der genannten Jahre. Alle drei mögen wohl inzwischen das Zeitliche gesegnet haben.

Es ist Ende Mai, als wir aus der Alten Welt ankommen und den Wanderstab auf Canadas Erde setzen. Am Abend vor dem heiligen Pfingstfest erreichen wir unsere neue Gemeinde, ganz im Nordwesten Manitobas, die einen Ruf an uns hat ergehen lassen. Auf der 17 Meilen entfernten Bahnstation holen uns einige Kirchenvorsteher ab. Ein offenes Auto nimmt uns auf, um vollends die letzte Strecke der großen Reise zurückzulegen. Aber es geht uns nun, wie jener Humorist gesagt hat: Zum ersten kommt es anders und zweitens als man denkt. Bald sitzen wir in einer Niederung in der Nähe eines kleinen Wassers fest. Die Car bockt, und auch der Kühler braucht Wasser. Kein Lüftchen ist zu spüren. Man schreibt wohl den 3. Juni, aber in Manitoba herrscht schon Sommerhitze. Vor einigen Tagen, als wir den prächtigen St. Lorenzstrom herauffuhren, waren die Berge Neufundlands noch in Eis und Schnee gehüllt. Welcher Kontrast! Aber was ist das? Schwärme von Moskitos umschwirren uns. Man kann sich ihrer nicht erwehren. Offenbar schmeckt ihnen das deutsche Blut. Hände und Taschentuch sind fortwährend in Bewegung, um sich Luft zu schaffen inmitten dieser Pest, und doch wird man unzähligemal gestochen. Wer hätte das gedacht! Im heißen Brasilien hatten wir solches und ähnliches Geschmeiß vermutet und fast nie gefunden. Tag und Nacht hatten wir draußen unsere Fenster geöffnet und nichts von solcher Plage gesehen, höchstens Fledermäuse oder Speckmäuse, wie sie in manchen Gegenden genannt werden, schwirrten durch die Zimmer. Und ausgerechnet im kalten Canada finden wir diese Blutsauger, die sich überall aufdringlich als Schröpfköpfe ansetzen. Wie froh sind wir, als es endlich gelingt, die Car wieder in Gang zu bringen, und ein Luftzug sich bemerkbar macht.

Die Festpredigten der folgenden Tage dürfen wir vor der ganzen versammelten Gemeinde halten. Alle sind erschienen. Jeder will den neuen Pastor sehen und ihm wo möglich wenigstens die Hand drücken. Und nun hallt der alte herrliche Pfingstchoral, der an keinen Pfingstfeste fehlen darf, durchs schöne neue Gotteshaus:

„O Heil'ger Geist, kehr' bei uns ein
Und laß uns deine Wohnung sein,
O komm, du Herzenssonne!
Du Himmelslicht, laß deinen Schein
Bei uns und in uns kräftig sein
Zu steter Freud' und Wonne!
Sonne, Wonne,
Himmlisch Leben
Willst du geben,
Wenn wir beten,
Zu dir kommen wir getreten."

Wie pfingstlich wird es uns zumute! Ja, so singt und klingt es auch in der lieben alten Heimat am Pfingsten, im Süden und Norden. So sangen fröhlichen Herzens auch unsere Pommern und Hessen im Urwald Brasiliens, wenn Pfingsten gefeiert wurde. Und so rauschen die Festtöne in der Muttersprache auch durch dieses Gotteshaus. Die Pfingstbotschaft folgt. Alsbald merken wir: Canada ist uns keine Fremde mehr. Ein prächtiges Stück Heimat ist uns geschenkt.

Aufs freundlichste hat man uns in der neuen Gemeinde aufgenommen. Unsere Gemeindeglieder hatten bald erkannt, daß Pastoren, die während der unseligen Inflationszeit die alte Heimat verließen, außer einigen Kisten und Kasten keine Reichtümer mit sich schleppten. Und so zogen sie ihre praktischen Schlüsse, die uns als recht vernünftig einleuchteten, und der Gemeinde selber alle Ehre machten. Man suchte nämlich, in jeder Weise uns behilflich zu sein. In den folgenden Monaten besuchten wir, so viel als

möglich, unsere Leute, um alle kennenzulernen. Mehrere Nachbarn stellten bereitwillig abwechselnd ein Pferd nebst Buggy zur Verfügung. Freilich war das nur ein Notbehelf. So entschlossen wir uns dann, das erste Pferd in Canada anzuschaffen. An einem klaren, sonnigen Novembertage brachen wir mit zwei Kirchenvorstehern, echten Oesterreichern, nach der Nachbarstadt auf zum Pferdekauf. Die Landschaft um uns her zeigt bereits winterliches Gepräge; eine ziemlich dicke Schneedecke liegt auf der Erde. Bald ist das Ziel erreicht. Als unsere Begleiter ihre wöchentlichen Geschäfte in der Stadt erledigt haben, geht's auf den Pferdehandel. Ein Händler ist auch bald gefunden. Ein prächtiger, junger, vierjähriger Fuchs wird vorgeführt. In der Tat, ein hübsches Tier. Draußen in Brasilien hat man alte Pferde und Maulesel oft wieder jung gemacht. Mit einer Feile wurden den alten Tieren die Zähne hohl gefeilt. Wie mancher 25jährige Maulesel wurde dann als 10- bis 12jähriges Tier weiterverkauft. Die Tiere wurden so nie alt und sind alle „jung" den Weg des Fleisches gegangen. Die Händler machten dabei ein Bombengeschäft. Unser canadischer Fuchs hatte ein solches Experiment nicht nötig. Ein Halbblinder konnte sehen, daß er noch seine volle Jugendkraft besaß. Wie stattlich stand er da! Wie er seine Ohren spitzte und seine Augen blitzten! Da er als zahm gepriesen wurde, überlegten wir auf den Rat unserer Farmer nicht lange und griffen zu. Und nun wird er aufgeschirrt und an den Schlitten gespannt zur ersten Fahrt. Wir stehen auf dem Fußsteig zur Beobachtung. Eilig steigen unsere Vorsteher ein und ergreifen die Zügel. Ehe sie noch recht einen Sitzplatz gefunden, greift der Fuchs schon aus und rast dahin mit Windeseile. Einer vermag ihn nicht zu bändigen, so greifen sie beide in die Zügel. Hu, wie er sich aufrichtet auf den Hinterbeinen und Luftsprünge macht, als wollte er mit seinem Schlitten samt Oesterreich nach den Wolken fahren. Kommt ein Köter bellend von der Linken, so macht er gewaltige Sprünge zur Rechten, und kommt ein Kläffer zur Rechten, so macht er mächtige Sprünge zur Linken hinüber, daß man jeden Augenblick glaubt, der Schlitten werde an einem Telegraphenpfosten zerschellen und seine Insassen zerschmettert auf den Fußsteig werfen. Als es endlich gelingt, das schnaubende Tier zum Stehen zu bringen, erklären mir meine Freunde: „Herr Pastor, das ist kein Tier für Sie, das wird Sie auf der ersten Fahrt schon unglücklich machen." Daß sie recht hatten, daran war nicht im geringsten zu zweifeln. Nur schade, daß diese Erkenntnis etwas spät kam; denn das Pferd war bereits bezahlt, und der Verkäufer hatte sich aus dem Staube gemacht. So machen wir uns gemeinsam auf zum Hause des Händlers, um den Kaufpreis zurückzuerlangen. Aber so einfach ist das nicht. Sooft wir auch erscheinen, immer erklärt die Hausfrau: „Mein Mann ist leider nicht zu Hause." Als wir entdecken, daß er sich nur in einer Hinterkammer versteckt, sobald er unsere Schritte hört, lassen wir uns nicht mehr abweisen. Er erscheint denn auch und erklärt entgegenkommend: „Wenn Sie den Fuchs nicht brauchen können, so will ich dafür sorgen, daß Sie innerhalb einer Stunde ein feines Tier haben werden. Mein Vater wohnt acht Meilen von hier auf der Farm. Ich telephoniere ihm sofort. Er hat zwei prächtige Tiere." Was blieb übrig, als geduldig zu warten, obgleich es Sonnabend ist und die Nacht bereits hereingebrochen war. Endlich erscheint das Gespann; die Schellen am Halse läuten lustig durch die winterliche Nacht; hübsch sind die Pferde aufgeschirrt. Wir dürfen wählen. Aber: „Wer die Wahl hat, hat die Qual." Einer meiner Vorsteher fragt, auf das Tier deutend, das uns am besten gefällt: „Wie alt ist es?"

„Acht bis neun Jahre," lautet die Antwort.

„Ist das die Nelly?" forscht mein Begleiter, der zehn Jahre zuvor bei dem alten Farmer gearbeitet hat.

„Ja, das ist die Nelly," sagte er im Augenblick ahnungslos.

„O," ruft mein Vorsteher aus, „die war ja schon vor zehn Jahren, als ich bei Euch arbeitete, acht bis neun Jahre alt!" Der Betrug war offenbar, und wir bestanden nun rücksichtslos auf der Rückgabe des Geldes. Ob der gute Mann den Hirten seiner eigenen Gemeinde in derselben Weise behandelt hätte wie den fremden Pastor? Wir wissen es nicht. Aber das wissen wir aus Erfahrung, daß es überall Menschen dieser und ähnlicher Sorte zur Genüge gibt, die gewissenlos ihre Mitmenschen übervorteilen, „übers Ohr hauen," belügen und betrügen und dann noch gar stolz darauf sind, daß sie „schlau" und „klug" genug waren, den andern zu überlisten. Offenbar leiden sie an Begriffsverwirrung und verwechseln „klug" und „schlau" mit „schlecht." Ob sie zuweilen auch an den Lohn denken, den sie von oben her zu erwarten haben? Trotz des ehrsamen Christennamens befinden sie sich in keiner guten Gesellschaft. Unser Meister bezeugt: „Der Vater der Lüge ist der Teufel." So hat, lieber Leser, unser erstes Pferd den Pfarrhof nie gesehen, keine Amerikareise gemacht und dennoch genug Sorge bereitet, solange es unser Eigentum war.

Noch an demselben Abend sollten wir Eigentümer unseres zweiten Pferdes werden. Mit der Absicht, so schnell als möglich nach Hause zu fahren, hatten wir die Kaufsumme für das Tier, die uns glücklich wieder eingehändigt worden

war, in die Tasche gesteckt. Aber wie es so geht. Man hatte uns und was mit uns vorging, beachtet. Kaum hatten wir die erste Affäre hinter uns, so stand auch schon ein anderer Verkäufer mit Pferd und Schlitten vor uns. Fast wider unsern Willen nötigte er uns geschäftstüchtig in seinen Schlitten. Dann überreichte er mir die Zügel. „Fahren Sie selber," sagte er, „mit diesem Tier sind sie absolut sicher bei Tag und Nacht. Ein besseres können Sie überhaupt nicht finden. Das ist ein rechter Pastorengaul. Probieren Sie ihn selber aus!" Der Mond sandte sein volles Licht auf uns hernieder; auch die Stadt war allenthalben hellerleuchtet. Es war eine Lust, mit diesem edlen Tier, das jeden Winks gewärtig war, in stiller Nacht die Straßen auf und ab zu fahren. Welche Erquickung nach den gehabten Enttäuschungen! Froh und wohlgemut, endlich doch noch das rechte gefunden zu haben, zahlten wir den geforderten Preis und fuhren glücklich und zufrieden mit unserm erstandenen Rappen der Heimat zu. Die siebzehn Meilen lagen auch bald hinter uns. Die Uhr hatte längst Mitternacht geschlagen, als wir das Pastorat betraten, um noch einige frühe Morgenstunden des Sonntags der Ruhe zu pflegen.

Mack, so hieß das neue Tier, machte uns während der langen Wintermonate viel Freude. Kräftigen Hafer und gutes Heu stellte die Gemeinde reichlich zur Verfügung. So fütterten wir ihn gut. Fast an jedem freien Tag, auch bei bitterster Kälte, holten wir ihn aus dem Stalle und fuhren in der Parochie umher. Er war zuverlässig bei Tag und Nacht und zahm wie ein treuer Hund. Ein Kind konnte mit ihm fahren. Aufregung schien ihm fremd. Nur selten kam er aus seiner behaglichen Ruhe. So einmal, als wir über den großen Hof eines polnischen Farmers fahren. Eine wilde Meute Hunde stürzt an den Schlitten und das Pferd heran. Wir greifen zur Peitsche und erteilen kräftige Hiebe nach allen Seiten. Die Hunde heulen laut auf. Obwohl wir unsern Mack nicht treffen, hat ihn der Schrecken erfaßt. Nun zeigt er, daß er den vielen Hafer nicht umsonst gefressen hat. Er saust dahin, wie der Blitz. Die Hunde bleiben zurück. Der Schlitten fliegt um. Der Pfarrherr liegt langgestreckt auf dem Boden, die Zügel krampfhaft in den Händen haltend. Die Pastorin liegt darüber. Eine schöne Strecke schleppt uns Mack über den Schnee, dann hat er Erbarmen und steht still. „So steige doch endlich, bitte, einmal ab," sagen wir zu unserer besseren Hälfte. Gehorsam, ohne Diskussion, wie es im Ehestand immer sein soll, hat sie es auch fix getan. Wir richten den Schlitten wieder auf, steigen beide hinein und fahren vergnügt dem Pfarrhof zu.

Einem lieben Amtsnachbar ist es einmal anders ergangen, und nur mit Sarkasmus vermag seine Gattin dieses Erlebnis zu schildern. Stolz fährt er über Land, Frau und Kind neben sich auf dem Buggy. Ist das eine Lust! Frei und froh geht's durch die herrliche Natur. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell." Das Tier scheut. Wild und toll rast es dahin. Unheimlich wird's auf dem Gefährt. Was ist da zu tun? Kurz entschlossen wirft er die Zügel auf das Pferd und springt aus dem Wagen hinaus, Weib und Kind dem Schutze Gottes befehlend. Und Gottes Güte, die nicht nach Verdienst lohnt, hat alles wohlgelingen lassen. Pastorin und Töchterchen ist trotz Todesangst und aller Gefahr kein Leid geschehen, und auch der Fuhrmann selbst hat bei seinem mutigen Sprung kein Bein gebrochen. Als Großstädter der alten Heimat hat er wohl selten ein Pferd gesehen, kein Wunder, daß das tolle Gebahren dieses Tieres ihn tief erschreckte und abspringen ließ.

Wäre es immer Winter geblieben, so hätten wir mit Mack eitel Freude gehabt. Aber auch in Canada kommt alljährlich, wenn auch etwas verspätet, der Lenz wieder. Die Schneemassen schmelzen dahin; und mit der Schlittenfahrt ist's

aus. So schaffen wir uns ein Buggy an. Als wir das erstemal einspannen, bemerken wir schon an Mack eine gewisse Unruhe. Auch das Einsteigen kann nicht schnell genug geschehen, und alsbald geht es los. Ahnungslos ziehen wir, als die strahlende Sonne etwas lästig wird, das Top, das Dach des Buggys hoch. Trotz seiner Scheuklappen merkt er sofort, was vor sich geht. Zu Tode erschreckt, rast er dahin, als ob der Böse hinter ihm wäre. Wie froh sind wir, daß nirgends eine Kurve zu fahren ist. Mit Autogeschwindigkeit erreichen wir unser Ziel, die Schule in der Filiale, und nur mit Mühe gelingt's, das von Schweiß triefende Tier zum Stehen zu bringen. Ist das der zahme Mack? Wir kennen ihn nicht wieder. Also der hat Angst vor dem Buggytop! Ob man ihm diese, da er bereits acht bis neun Jahre alt ist, je wird austreiben können?

Ein andermal haben wir bereits glücklich wieder den Pfarrhof erreicht. Besucher, die uns erwarten, kommen am Hoftor uns entgegen. Wir steigen ab und spannen auf der einen Seite aus. In der Meinung, auf der andern Seite sei schon abgespannt, lassen wir Mack einen Schritt vorwärts gehen. Als er fühlt, daß er nicht ganz los ist, wird er wild und rennt wie verrückt, das Buggy hinter sich her zerrend, über Busch und Strauch und durch Bäume auf dem Pfarrhof umher. Wir glaubten schon, für Mack samt Buggy sei die letzte Stunde gekommen. Da, plötzlich geht die eine Seite der Deichsel tief in die Erde, die andere bricht, und Mack rennt, wie von bösen Geistern gejagt, wiederholt um die Kirche herum. Wahrlich ein Wunder, daß er sich mit dem Stück Deichsel nicht aufgespießt hat. Mack hatte wieder einmal mehr Glück als Verstand. Die Reparatur des Wagens kostete uns ein schönes Stück Geld.

Auf der Heimfahrt von der Filiale zur Hauptgemeinde werden wir unterwegs von einem Kirchenvorsteher zum Mittagsmahl geladen. Da nach 1½ Stunden bereits der Nachmittagsgottesdienst in der Hauptkirche beginnt, wir uns also nur kurz aufhalten können, lohnt es sich nicht auszuspannen. So bindet unser Gastgeber das Gefährt an einem Heuwagen fest. Die Kinder des Hauses setzen das kleine Schwesterchen in das Buggy. Als die Pfarrfrau es beachtet, geht sie vorsichtig hinzu, um das Kind von seinem gefährlichen Platz zu entfernen. In demselben Augenblick kriegt Mack wieder seine Tour. Er reißt sich los, das Buggy geht über die Pastorin hinweg, die schnell das Kind noch zur Seite geworfen hat. Wie wahnsinnig rennt er über das gepflügte Ackerland. Auf der weiten Farm mag er sich austoben, falls nur das Buggy dabei nicht in Stücke geht. O Mack, wie oft hast du uns einen bösen Streich gespielt, wie manchen Kummer hast du uns bereitet! Hart am Grabesrand bist du zuweilen mit uns vorbeigefahren. Wäre des treuen Gottes Hut nicht gewesen, wir hätten nicht mehr alle Glieder unseres Leibes heil beisammen.

Und doch, es wäre undankbar, wollten wir nicht auch anerkennen: Du hast uns manch treuen Dienst getan! Wie oft hast du uns nicht sicher in die verschiedenen englischen Schulen gefahren und in einzelne Farmhäuser, wo wir nach Schluß der englischen Schule die Kinder im Deutschen unterrichteten und Religionsunterricht erteilten. Du hast dein redlich Teil beigetragen zur Kulturarbeit, die geleistet worden ist. Rechtzeitig hast du uns immer zur Kapelle in der Filiale gebracht, wenn die Menschen zusammenströmten am Tag des Herrn, um zu rasten von der Arbeit der Woche, ihre Sorgen zu vergessen, ihre Seele in die Ewigkeit einzutauchen. Mit Freuden durften wir dann zeugen von unserm himmlischen Herrn, der so freundlich lockt: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." Alle eure Sorgen und Sünden werfet auf ihn, euren Erlöser! In ihm allein gibt's Vergebung der Sünden fürs schuldbeladene Herz, Himmelsfrieden für die unruhige, geängstete Seele, Leben und volles Genüge in Zeit und Ewigkeit. Da ragte die Ewigkeit herein in unser Leben, und wir sahen alles im rechten Licht. O, daß es immer so wäre!

„Ewigkeit, in die Zeit
Leuchte hell hinein;
Daß uns werde klein das Kleine
Und das Große groß erscheine;
Sel'ge Ewigkeit!"

Laß uns, o treuer Gott, heranreifen zu Ewigkeitsmenschen, die allzeit treue Erdenbürger sind, aber zugleich selige Himmelspilger!

Als Gott der Herr den Menschen erschuf, begabte er ihn mit Weisheit und Verstand. Gegeben sind diese Himmelsgaben zum Gebrauch. Unser Verstand sagte uns denn auch, daß wir wahrscheinlich nicht eines natürlichen Todes sterben würden, falls wir Mack behielten. Zu derselben Erkenntnis waren auch unsere Farmer gekommen. Ein liebes Gemeindeglied erklärte es als sträflichen Leichtsinn, den Pastor noch länger in solch gefährlicher Gesellschaft zu lassen. Als darum ein Hausierer auf seinen Hof kam und sein Tier feilbot, ließ er uns rufen, und in selbstloser Weise übernahm er unsern Mack. Freilich degradierte er nun vom Rang eines Pastorenpferdes zu einem gemeinen Ackergaul. Am Pfluge und bei harter Landarbeit würde er ja seine Verrücktheiten wohl lassen. Durch Vermittlung die-

ses Farmers erhielten wir das Pferd des Hausierers zu einem vernünftigen Preis.

So waren wir glücklicher Besitzer unseres dritten Pferdes geworden. Borni war sein Name. Welcher Sprache dieser Name entnommen ist und welche Bedeutung ihm innewohnt, haben wir nie in Erfahrung bringen können. Sein bisheriger Herr war ein syrischer Mohammedaner gewesen. Obgleich er selber ein Junggeselle war in mittleren Jahren, redete er mit Begeisterung vom Harem seiner Landsleute. Wer den Mohammedanismus nicht kannte, konnte bei seinen Reden zu der Anschauung kommen, daß der Harem das Kernstück der Religion des Islams sei. War der Hausierer also auch ein etwas verschrobener Bursche, so müssen wir ihm doch das Zeugnis ausstellen, daß er ehrlich an uns gehandelt hat. Er redete die Wahrheit, während die beiden anderen, die sich Christen nannten, Nachfolger des Königs der Wahrheit, bereits ein reichliches Maß von Schwindel und Betrug auf dem Kerbholz hatten.

Unser guter Borni war das Hausieren gewohnt. An jedem Hoftor machte er halt und hoffte, daß wir absteigen und das Tor öffnen würden. Ein treuer Prediger des Evangeliums hat ja manches mit einem Hausierer gemein. Letzterer sucht, seine Ware abzusetzen, um ein gutes Geschäft zu machen. Der erstere weiß sich als Verwalter der köstlichsten Güter, Schätze und Reichtümer Himmels und der Erden. Das seligmachende Evangelium der Gnade Gottes in Christo ist ihm anvertraut, und es soll ihm allezeit ein herzliches Anliegen sein, seine Himmelsbotschaft in die Häuser und Herzen seiner ganzen Gemeinde zu bringen. An allen Sonn- und Feiertagen streut er den Ewigkeitssamen des Wortes Gottes von Altar und Kanzel aus hinein in seine Herde. Krankheitsnot, Sorge und Kummer aller Art sind Gottesboten, welche die Herzen vieler seiner Beichtkinder empfänglicher machen für die Ewigkeitssaat. So geht der treue Hirte besonders in solchen Zeiten auch in die Häuser und Hütten seiner Schäflein, um Himmelstrost in Erdenleid zu bringen, ihnen die köstliche Perle in ihrem alles überstrahlenden Wert zu zeigen, und falls sie dieselbe schon besitzen, ihnen diesen herrlichen Schatz immer lieber und werter zu machen. So ist es das Gegebene, nicht wie der Händler von Haus zu Haus zu fahren, sondern die Häuser zuerst aufzusuchen, die Gottes Finger weist. Borni hat auch bald erkannt, daß die Aufgabe, die ihm bei seinem neuen Herrn zugefallen, eine andere war als seine frühere und hat sich nach und nach willig in sein Schicksal ergeben.

Wir leben in einer Welt der Schatten und Unvollkommenheit. Die ganze Natur und Kreatur trägt seit dem Sündenfall diesen Stempel. Daß auch unser sonst gutes und zuverlässiges Tier davon nicht ausgenommen war, sollten wir bald innewerden und hat uns manchen Verdruß bereitet. Ach, Borni, du hast uns so manchmal zum Narren gehalten! Wir wollten ausfahren zu einem Besuch, mußten zur Stadt zum Einkauf, einen Freund zur Bahn bringen oder das Amt machte eine Buggyfahrt nötig, gingen, dich einzufangen. Still bliebst du oft stehen, bis wir ganz in deiner Nähe waren und dich fast greifen konnten. Dann, ein kräftiger Seitensprung und Reißaus waren das Werk eines Augenblicks. Wir hatten das Nachsehen. Kein Hafer konnte dich mehr locken; auch war keine Möglichkeit, dich in den Stall zu bringen. O Borni, wie viel schöne Zeit hast du uns vergeudet, manchmal uns fast verzweifeln lassen. Daß wir dich unter diesen Umständen nie kriegten, war dein Glück. Sonst hättest du wohl für deine Bosheit und Tücke manche Streiche bekommen. Auch unser bestes Reittier in Brasilien war ein solcher Schlauberger. Es graute ihm vor den großen Reisen, es suchte, ihnen aus dem Wege zu gehen. Aber der gute Fritz, so hieß das Tier, hatte eine schwache Seite. Er fraß für sein Leben gern Bananen. Konnten wir ihn nicht fangen, so kam die Pastorin zur Hilfe. Das Halfter hielt sie in der linken Hand, versteckt auf dem Rücken, in der rechten hatte sie eine große Banane, die sie ihm entgegenstreckte. Immer näher kam er heran; die Augen waren wie hypnotisiert von der Frucht. Einen guten Schritt entfernt, blieb er aber stehen und streckte nur den Kopf, soweit er konnte, nach seinem Leibgericht aus. Noch durfte er sie nicht fressen. Gewöhnlich gelang es, die Banane ihm vorhaltend, an seine Seite zu kommen und die linke Hand mit dem Halfter über seinen Hals zu legen. Nun war er gefangen, und zuweilen ging ein sichtbarer Schrecken durch seine Glieder. Aber sein Lieblingsgericht hat er dann doch mit Behagen verzehrt. Bei Borni haben wir eine ähnliche Achillesferse nie entdeckt, selbst die Pastorin nicht. So blieb nichts andres übrig, als ihn im Stall zu halten, wenn er im Laufe des Tages gebraucht werden sollte. Zuweilen freilich dachte niemand am Morgen an eine Ausfahr, und Borni durfte auf die Weide; im Laufe des Tages aber wurde eine Fahrt mitunter durchaus notwendig. Dann war in Canada große Not!

Wir Menschenkinder müssen bereit sein, die Schwächen, Torheiten und Fehler unserer Mitmenschen zu tragen, wie sie sich auch mit den unsrigen abfinden müssen. Warum sollte man nicht auch den Fehler eines sonst guten Tieres in Kauf nehmen. Im übrigen war ja Borni ein feiner Kerl. Wir konnten uns auf ihn verlassen bei Wind und Wetter und grundlosen Wegen; er war zuverlässig bei Glatteis und tiefem Schnee

und in den häßlichen canadischen Schneestürmen; sicher hat er uns immer ans Ziel gebracht. Auf dem Wege zu Kranken ließen wir ihn meist seinen gemächlichen Gang und dachten darüber nach, welch Trostwort unserem Patienten von besonderem Segen sein könnte. Als der Farmer, der uns das Tier selbstlos vermittelt hatte, bald darauf für Monate aufs Siechbett geworfen wurde, verging kaum ein Tag, an dem Borni uns nicht nach seinem Hause geleitet hätte, um dem schwer Leidenden Trost und Kraft aus der jenseitigen Welt zu bringen. Unvergeßlich bleibt es, wie der Sterbende die Augen nach oben richtete, die Hände ausbreitete und ausrief: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Als das letzte Wort verklungen, war seine Seele entflohen. Bei Leichenbegängnissen schritt Borni feierlich im Trauerzug, wie sich's gebührt, hinter dem Wagen, der die sterblichen Ueberreste des Entschlafenen barg, und man brauchte nie bange zu sein, daß er irgendeine Störung oder ein Unheil anrichten würde.

Treu hat er uns durch mehrere Jahre gedient. Kein Wunder, daß wir uns nur schweren Herzens von ihm trennten, als wir in die neue Gemeinde übersiedelten, in der kein Pferd benötigt wird. Aber ein treues Andenken werden wir ihm bewahren. Wenn wir Leid und Freude, die wir hatten, auf die Wagschale legen, hat doch die Freude überwogen.

Die Steineiche

Eine Legende

Es war einst ein Mann in großer Not und wußte nicht aus noch ein. Da rief er den Teufel um Hilfe an, und der versprach ihm zu helfen, wenn er ihm seine Seele verschriebe. In seiner Not willigte der Mann ein, doch machte er den Vorbehalt, daß seine Seele erst dann dem Teufel gehören solle, wenn alles Laub von den Bäumen gefallen sei. Der Teufel wars zufrieden. Der Mann bekam sein Geld und war aller Sorgen ledig. Aber bald kam der Herbst, und die Blätter fielen von den Bäumen, und der Wald wurde immer kahler. Da dachte der Mann an den Vertrag, und es ward ihm von Herzen leid, daß er sich mit dem Teufel eingelassen hatte. Er ging in die Kirche und fiel vor Gott auf seine Knie und bat um Gnade. Und Gott erbarmte sich seiner und sprach: „Ich will dich dem Teufel aus dem Rachen reißen. Wenn auch alle Bäume ihr Laub zur Erde werfen, soll doch einer seine Blätter halten bis in den Frühling." Und Gott ließ die Steineiche wachsen.

Als nun der Teufel kam, die Seele des Mannes zu fordern, sprach der zu ihm: „Du kommst zu früh, noch sind nicht alle Bäume kahl; komm mit ins Holz, ich will dir's zeigen." Und er zeigte ihm die Steineiche, die ihr Laub festgehalten hatte. Da ward der Teufel zornig und schüttelte den Baum, ließ auch den Sturmwind durch des Baumes Krone sausen, aber es war vergeblich. Da fuhr der Teufel zornig ab, rief aber zurück: „Im Winter komm ich wieder, da bist du mein!" Der Mann aber sprach: „Ich verlasse mich auf meines Herrgotts Wort." Zur Zeit der heiligen zwölf Nächte kam der Teufel abermals. Noch hingen ein paar Blätter an der Steineiche, aber lange mochte es nicht mehr gehen, bis sie kahl wurde, und der Teufel sprach höhnisch: „Noch ein paar Tage, dann bist du mein!" Dem Manne wollte es bange werden, aber er sprach zu sich selber: „Ich verlaß mich auf meines Herrgotts Wort." Und als der Teufel wieder kam, waren die letzten Blätter an der Steineiche immer noch nicht zur Erde gefallen, aber schon drängte sich das junge Grün an allen Zweigen hervor. Da hatte der liebe Herrgott die arme Seele gerettet. Den Blättern der Eiche aber sieht man's noch heute an, wie sehr sie der Teufel in seiner Wut zerrissen hat.

J. Erb

Zwei Jungen auf der Straße sind in Schlägerei geraten und beenden dieselbe erst dann, als der eine mit blutender Nase heulend zum Erbarmen fleht. Eine ältere Dame wendet sich zornig an den Sieger:

„Warum schlagt Ihr Euch? Kennst Du nicht das Sprichwort, Liebet Eure Feinde?"

„Das ist doch mein Freund," lautet die Antwort.

* * *

Auf dem letzten Wohltätigkeitsfeste habe ich auch Küsse verkauft für die Armen.

Ja, Erna, so müssen die Reichen für die Armen leiden!

* * *

Junge (eine Katze auf dem Arm tragend): „Ich möchte um die fünf Dollar bitten, die Sie als Belohnung ausgeschrieben haben, wenn man Ihren Kanarienvogel wiederbringt."

„Aber das ist doch kein Kanarienvogel, das ist doch eine Katze."

Junge: „Aber der Kanarienvogel ist drin."

* * *

Ein paar Betrunkene stehen debattierend vor einem Haus. Schließlich wird ein Fenster geöffnet. „Sind Sie Frau Schmitz?" ruft einer der Männer herauf.

„Dann suchen Sie sich, bitte, Ihren Mann heraus, die andern wollen nämlich nach Hause gehen!"

Der Wurstkuh

Eine lustige Geschichte von F. Schrönghamer-Heimdal

I.

Was eine Wurstkuh ist? Ein hochbetagtes, in Ehren ergrautes Rind mit mindestens einem Dutzend Kälbern, das keine Milch mehr gibt und dessen Fleisch sich auch bei bestem Willen nicht mehr als „prima Mastochsenfleisch" an den Mann bringen läßt. Es eignet sich höchstens noch zum Verwursten, denn es hat die Fähigkeit, möglichst viel Wasser aufzunehmen, was für die Menge der zu erzeugenden Würste wesentlich ist: Je dürrer die Kuh, desto mehr Wasser läßt sich dem Wurstbrat zuschütten, desto mehr Würste gibt es.

Solch eine Wurstkuh hat der Veitlbauer im Stall. Kommt der Schober Marl, der Händler, des Weges: „Veitlbauer, was ist's? Hast mir heut kein Stückl feil?"

„Für Dich, Marl," sagt der Veitlbauer, „hab ich allemal ein Stückl. Weißt es eh, wie's heutzutag ist: ein Stück Vieh ums andere zügeln wir Bauern heut her, daß sich die Stallbruck biegt. Eine Wurstkuh hätt ich, schau Dir s' halt an!"

„Glück im Stall!" sagt der Schober Marl den üblichen Händlerspruch und bückt sich durch die niedere Tür in den Kuhstall hinein. Mit Kennermiene steht er vor der Wurstkuh: „Da hast aber höchste Zeit, Veitlbauer! Was sag ich denn? „Kampf dem Verderb!" heißt's heutzutags. Was willst denn haben für dieses Mistluder?"

„Den Höchstpreis halt!" trumpft der Veitlbauer auf. „Die Scheckin ist noch gut bei Fleisch."

Der Schober Marl spuckt verächtlich auf die Stallbrücke und deutet dem Veitlbauern mit seinem Hackelstecken auf die Stirn: „Dreißig Pfennig kriegst fürs Pfund Schlachtgewicht. Das ist mein erstes und letztes Wort. Und gewogen wird die Kuh in Frankfurt, wo ich sie hinliefere. Sind eh nicht zu beneiden, die Frankfurter, wenn sie so ein zähes Zeug fressen müssen!"

Der Veitlbauer schnauft tief auf, wie erlöst, daß er seine Wurstkuh um so gutes Geld noch an den Mann bringt.

Der Schober Marl hält ihm die Hand zum Einschlagen hin. Der Veitlbauer besinnt sich noch eine Weile. Dann sagt er: „Es gilt! aber das sag ich Dir: ohne Garantie! Garantieren tu ich für gar nichts! Wenn der Scheckin etwas passieren tät', wär 's Dein Schaden, Schober! Ich bin schon oft genug angeschmiert worden!"

„Am Dienstag Nachmittag um vier Uhr steht die Kuh beim Stiegenwirt. Um die Zeit nehm ich sie Dir ab. Passiert der Kuh vorher etwas, ist's Dein Schaden. Passiert ihr nachher etwas, hast Du Dein Geld und ich eine tote Schinderkrücken. Einen Schaden hab ich nie, weil ich ja in der Versicherung bin. Ist's Dir so recht?"

Der Veitlbauer, heilfroh, das Schindluder so preiswert an den Mann zu bringen, tut noch einmal einen heimlichen Schnaufer und schlägt in die dargebotene Rechte, in der festen Hoffnung, daß die Kuh bis zum ausgemachten Zeitpunkt bestimmt noch am Leben sein werde. Hat sie fünfzehn Jahre ausgehalten, wird sie auch diese drei Tage noch überstehen. Und dann kann sie „umstehen" oder nicht, der Veitlbauer kriegt sein Geld bar auf die Hand.

II.

Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.

Und so spielt der nächste Auftritt, wie bei solchen „Kuhhändeln" üblich, im Gerichtssaal.

Der Veitlbauer hat nämlich den Schober Marl um das Kuhgeld verklagt, weil er das Stück ohne jede Garantie verkauft hat. Auch hat er die Kuh fristgerecht geliefert. Schon um ein Uhr statt um vier Uhr, ist sie beim Stiegenwirt im Stall gestanden, wie's ausgemacht war. Also geht ihn die Kuh nichts mehr an und er will sein Geld haben, wie's ausgemacht ist. Der Schober Marl versteift sich hartnäckig auf seinen Standpunkt. Vor dem vereinbarten Zeitpunkt nämlich, vier Uhr nachmittags, gehörte die Kuh noch dem Veitlbauern, wie's ausgemacht war. Weil aber die Kuh schon drei Stunden vor dem vereinbarten Zeitpunkt der Abnahme verreckt sei, könne er, der Schober Marl, weiter nichts machen. Die Kuh ist nicht ihm verreckt, sondern dem Veitlbauern. Wäre sie um vier Uhr oder nach vier Uhr eingegangen, dann hätte der Schaden ihn getroffen, wie's eben ausgemacht war. Ihm könnte ein solcher Schaden überhaupt gleich sein, weil er ja durch die Versicherung gedeckt ist. Aber dazu biete er, der Schober Marl, niemals nicht die Hand, daß die Versicherung zu Schaden komme. Der Veitlbauer soll nur seinen Schaden selber tragen. Gerechtigkeit muß sein, denn wenn es keine Gerechtigkeit mehr gibt, dann hört sich die Welt und der ganze Viehhandel auf.

Um die Gerechtigkeit dieses Falles zu erforschen,

ruft der Gerichtsherr den einzigen Zeugen auf, der die letzten Stunden der Wurstkuh mit erlebt hat. Es ist der „Hausl“ vom Stiegenwirt. Ermahnt, nur die reine Wahrheit zu sagen, beginnt der ehrenfeste Hausmeister, ein frisches, junges Landblut ohne Falsch und Fehl: „O mein, hoher Gerichtshof, wie ich die Wurstkuh gesehen hab, wie's der Veitlbauern Knecht bei uns in den Stall geschoben hat, hab ich mir gleich denkt: Auweh, die stirbt ohne Augenglasl!“

Auf Befragen des Gerichtsherrn, was dieser Ausdruck bedeutet, fährt der Zeuge fort: „Na ja, hab ich mir denkt, die stirbt ohne Viehdoktor, weil die meistens solche Augengläser aufhaben, solche Zwicker oder Spekuliereisen, wie man halt sagt. Ein Haufen Leut ist um das arme Vieh herumgestanden und haben g'schaut. Die Kuh hat sich aber gleich gedacht, daß ich der einzige Gescheite bin von der ganzen Gesellschaft, weil sie mich gar so treuherzig angeschaut hat, als wenn sie sagen wollt: Girgl, Du bist noch der einzige, der seine Fünfe beieinander hat! — Und wie sie nachher aufs Stroh hinplumpst im Stall und ihren letzten Plärrer tut, schrei ich gleich unserm Hausmetzger: „Geschwind, geschwind, 's Messer her und abstechen! Die braucht keinen Schlögel mehr zum Schlagen, die ist schon geschlagen genug!“ Als dann unser Hausmetzger erwischt sie noch grad beim letzten Leben, wie er sie absticht. Sonst hätt man ja die Kuh dem Schinder geben müssen, und da wär' doch schad gewesen.“

„Und was geschah mit dem Fleische dieser Kuh?“ fragte der Gerichtsherr scharf.

„Was sollte denn geschehen damit?“ meinte der Zeuge aufrichtig. „Mein Herr, der Stiegenwirt, meinte, wir sollten Dauerwürste draus machen, Salami oder Cervelat, weil sich viel Wasser hineinschütten läßt in dies Wurstbrat. Und die Dauerwürst wollte er nach Frankfurt schicken, weil sie in Frankfurt droben gar so auf niederbayrische Dauerwürst aus sind. Und wegen dem Preis wird mein Herr, der Stiegenwirt, schon aushandeln mit dem Veitlbauern oder dem Schober Marl. Nachher wird es sich schon herausstellen, wem die Kuh gehört hat, wie sie unser Hausmetzger abgestochen hat. Kann auch sein, daß ein neues Prozesserl daraus wird, wenn sie sich nicht einig werden über den Preis. Wenn ich nicht gewesen wär', hätt niemand was von der Kuh, weil sie auf der Stell verreckt wär'. Aber sie hat's gleich kennt, daß ich der Gescheitere bin von allen, weil sie mich gleich so treuherzig angeschaut hat. Jetzt kriegen sie in Frankfurt droben wenigstens ihre niederbayrischen Dauerwürst'. Das ist die Hauptsache.“

Später saßen der Veitlbauer und der Schober Marl beim Stiegenwirt und handelten mit diesem um den Fleischpreis.

Nach langem Hin und Her und nachdem unterschiedliche Maß geleert worden waren, ließ sich der Wirt herbei, für das Fleisch ungefähr soviel zu bezahlen, als der Marl für die lebende Kuh bezahlt hätte. Damit war nun der Streit beigelegt und aus Freude darüber beglich der Schober Marl die ansehnliche Zeche.

Der Schirokko

Von W. Oellers

Seitdem wir die Nachricht empfingen, die wir ahnungsvoll, ob auch kaum bewußt, immer erwartet hatten, ist uns das lange verlorene Bild wieder deutlich: Sonnegebräunt, still und gesammelt, um Mund und Augen die Zeichen der Kühnheit, saß er zwischen uns, kaum heimgekehrt aus dem südamerikanischen Busch; und schon wieder bereit, aufzubrechen ins Ungefähre. Von dem wenigen, was er schrieb, lebte er, doch wie er davon lebte, war sein Geheimnis und seine Kunst.

Wir hatten auf eine Zeitungsnotiz gewiesen: „Ueber dem Sudan weht seit zehn Tagen der Schirokko. Die Durchschnittstemperatur im Schatten beträgt 48 Grad. Für ein Stückchen Eis werden Phantasiepreise bezahlt.“

Nein, einen Schirokko hatte er noch nicht erlebt. „Ich hoffe aber, das wird mir noch gelingen!“

Suchte er die Gefahr? Man darf es bezweifeln. Mehr jedenfalls suchte er das Abenteuer der Einsamkeit, des Hingegebenseins an die elementaren Gewalten, und wäre es auch nur die Gewalt lautloser Stille, den Atem Gottes. „Ich hoffe aber, es wird mir noch gelingen!“

Ob er daran dachte, als er nach Jahren die Libysche Wüste querte? Wüste — wenn er das Wort aussprach, war alles darin beschlossen, was es beschließen konnte: das Nichts und die Ungeheuerlichkeit des Nichts. „Aber die Erde war wüst und leer.“

Auf dem „Sklavenmarkt“ der Oasenstadt Ghadames saß er mit dem Freund auf einen Stein. Die Mauern der beiden Moscheen und

der wenigen Häuser, die den Platz viereckig begrenzen, standen weiß in der abendlichen Dämmerung. Hin und wieder ging, in weißem Ueberwurf, ein Berber vorbei und sah aus dunkeln Augen forschend herüber. Auf den flachen Dächern, von Haus zu Haus miteinander verbunden, huschten Frauengestalten, tief verhüllt, zwischen Türmen und Minaretten. Ueber sie hinweg blickten die hohen Wipfel der Dattelpalmen.

Von einer Mauer gegürtet, von den Fahnen schmalstämmiger Palmen umweht, empfing das dunkle Märchenauge eines Wassers, in dessen Mitte die Quelle blasig perlte, die Lichter der aufziehenden Sterne. Ueber die Brüstung gelehnt, sahen die Freunde das gezückte Schwert des Orion im still gebreiteten Spiegel. Mit ausgestrecktem Arm wies er darauf hin. „Es ist der Orion aus unserem Dorf am Niederrhein," sagte er leise.

Sie gingen einen schmalen Pfad zur Stadtmauer hinauf und standen vor der Unendlichkeit. In sanften Wellen, hier und da von einer kräftigen Erhebung unterbrochen, wogte der Sand in den Horizont. Noch ein paar milde Farben, pastelen grau und grün, säumten die Himmelkuppe.

Seine Blicke verloren sich ins Unabsehbare. „Da draußen ist Gott," sagte er leise. „Aber man findet ihn nur, wenn man allein ist." In seinen großen Augen, dunkel blinkend wie die Oasenquelle, sah der Freund die Entrückung ins Unausdenkliche. Er verstand und schwieg.

Auch als der andere, wenig später, vor der Herberge sein Zelttuch schulterte, machte er keinen Einwand. Seltsam bewegt, stand er noch eine Weile und sah dem Davonschreitenden nach, bis die Dunkelheit ihn verschluckt hatte.

Am morgen des neuen Tages, kaum war die Sonne über den Horizont getreten, erhob sich vom Westen ein Sturm. Eine breite tief gestaffelte Windwand stürzte sich auf die einsame Stadt, daß sich die hochstämmigen Palmen jählings neigten und ganze Büschel der langblätterigen Kronen ostwärts davonstoben. Fast gleichzeitig verdunkelte sich der Himmel, die Sonne verschwand in einem Gewoge brandiger Glut, der Sturm füllte sich mit Sand, mit Trillionen wilder Reiter, die alles verschatteten. Die Kehlen dörrten aus. Die braunen Gesichter der Berber versteinerten zu tödlichem Ernst. „Der Schirokko!" sagten sie. Kaum anders hörte es sich an, als hätte es geheißen: „Die Stadt brennt!"

Der Freund rannte auf die Kommandantur. Schon war man fieberhaft bei der Arbeit, Anordnungen zu treffen, vor allem das Wasser zu rationieren. Inmitten des Getriebes sah man den Scheich von Ghadames hochaufgerichtet, ein bronzenes Standbild in weißer Umwallung. „Allah hat uns den Schirokko geschickt; Allah wird ihn wieder von uns nehmen," sagte er.

In sechs Autos fuhr man aus der Stadt in die Wüste, der Freund selber fuhr mit. Es war vergebens. In der wachsenden Hitze erlahmten die Kräfte der Fahrer, der Sand drang in das Innere der Wagen, in das Getriebe der Motoren, in die Lager. Die Maschinen bockten. Eine Orientierung war unmöglich, jede Sicht genommen. Man brachte sich selber in Gefahr; es hatte keinen Sinn. Ein Wagen nach dem anderen kehrte zurück.

Sieben Tage währte der Schirokko. Am neunten Tage fand man den Mann, der nächtlich ausgegangen war, allein zu sein mit seinem Gott. In sein Zelttuch gehüllt, elf Kilometer südöstlich Ghadames, war er von einer Sandverwehung gnädiglich zugedeckt.

Das Büchlein, in das er Notizen zu machen pflegte, stak noch in der Rocktasche. Die letzte Eintragung, von ersichtlich unsicherer und schwacher Hand, lautete: „Hätte ich doch den Schirokko nicht erlebt!"

Häkeln und Stricken im Wandel der Geschichte

Stricken und Häkeln treten in der Mode wieder in den Vordergrund, aber in Wirklichkeit ist das Stricken eine sehr alte Kunst. Das Häkeln, das als Nachahmung antiker Kunst betrachtet wurde, hat fast soviele Arten und Modifikationen wie die altertümlichen Handarbeiten. Die moderne Welt der Mode betont Einfachheit der Linien und beruht häufig auf verschiedenen Arten der Fadenverbindungen. Für denjenigen, der sich für Muster interessiert, liegt gerade in der Vielfältigkeit des Strickens und Häkelns ein großes Geheimnis. Durch beide Handarbeiten kann eine große Vielheit durch verschiedene Stiche, Garne und Zwirne erzielt werden. Derselbe Stich in Baumwolle oder Wolle bringt einen verschiedenen Effek, je nach dem Medium, hervor. Unglücklicherweise denkt man beim Häkeln und Stricken immer nur an Handarbeiten für den Hausgebrauch wie Babykleider, u.s.w., während sie daneben große Möglichkeiten für dekorative Zwecke bieten. Kürzlich haben beide Handarbeitskünste einen wichtigen Platz in der Mode erobert. Ohne Zweifel ist dies zu einem erheblichen Teil auf die Anwesenheit vieler Europäer in unserer Mitte zurückzuführen, die diese Künste sehr schätzen. Diese Personen haben eine gründliche Kenntnis der Handarbeiten und können sie daher mit Geschick und Schönheitssinn anwenden.

Die Geschichte der Strickerei ist eine Anerkennung für den menschlichen Erfindergeist. Ein Paar Socken, die in einem ägyptischen Grab entdeckt wurden, stammen aus dem vierten oder fünften Jahrhundert v. Ch. Sie sind in roter Wolle gearbeitet und wurden offenbar mit Sandalen getragen. Handgearbeitete Handschuhe für hohe Kirchenfunktionäre im 16. Jahrhundert bestehen noch immer und zeigen hervorragende und schöne Muster. Im Londoner Museum kann man das Hemd sehen, das König Karl am Tage der Hinrichtung 1689 trug. Es war ohne Zweifel das Werk eines Meisters und gehört der großen Zeit an, als Kleider in mehreren Farben und Mustern gestrickt wurden, die Brokaterzeugnissen gleichen.

Etwa 200 Jahre vor Christi Geburt haben die Araber das Stricken erfunden, und von Arabien wurde diese Kunst von Händlern, Seefahrern und Siedlern bis in alle Ecken der Welt getragen. Es ist interessant, daß das Stricken damals von Männern gelehrt wurde. In der Tat waren Männer begeisterte Anhänger des Strickens bis ins 19. Jahrhundert. Schafhirten gehörten zu ihnen, die, während sie ihre Herde beobachteten, Schals, Mützen, Socken u.s.w. für sich und ihre Familien strickten. Sie spannen und webten ihr eigenes Garn von der Wolle, die sie an Aesten und Sträuchern fanden, an denen sie, wenn die Schafe vorübergingen, hängen blieb.

In der Zeiten der Gilden war das Stricken eine Industrie wie das Weben. Eine sechsjährige Lehrzeit war notwendig, ehe ein Mann sein Meisterstück machte, das aus einem Originalentwurf eines herrlichen Teppichs bestand. Sehr oft wurden gestrickte Artikel durch einen Schrumpfprozeß und durch Bürsten in eine Art Filz umgewandelt, sodach die Maschen nicht mehr erkennbar waren.

Das Stricken in farbiger Seide veränderte diese Kunst vollkommen und das wiederum führte zu einem Wandel in den Zweckbestimmungen. Vorher war der Zweck des Strickens die Nachahmung gewebter Stoffe. Mit der Verwendung von Seide kamen Muster auf, die Brokaten ähnelten. Seit der Einführung der Baumwolle und Leinengarne zu Beginn des 18. Jahrhunderts verfolgte das Stricken noch höher gesteckte Ziele. Hunderte Muster wurden entworfen, die meisten so fein und offen, daß das Erzeugnis einer Spitze glich.

Seit dem Anbruch des Maschinenzeitalters ist die Handstrickerei mehr in den Hintergrund getreten. Sie wurde wieder zu einer Tätigkeit im Haushalt und wurde vor allem von Frauen ausgeübt. Die Geschicklichkeit einer Frau im Stricken war eine Tugend, die in der Ehe sehr geschätzt wurde. Auf den Shetland-Inseln jedoch ist das Stricken noch immer eine Industrie geblieben. Die Kinder werden dort im Stricken schon frühzeitig unterrichtet.

Die geschichtlichen Aufzeichnungen über das Häkeln sind sehr mager. Um etwa 1800 wurde das Häkeln nicht allein für die Verbindung von Bändern und für Ornamente auf Kissen, sondern für Motive selbst verwendet. In den Ver. Staaten wurde das Häkeln in Godey's Lady's Book im Juli 1846 als eine neue Art von Nadelarbeit erwähnt.

Das Häkeln wurde jedoch zu einer selbständigen und weit verbreiteten Handarbeit als die große Hungersnot im Jahre 1846 Irland heimsuchte. Die Nonnen, die Häkeln schon früher betrieben, lehrten ihren Schülern die Handarbeit,

um ihnen beim Erwerb von Geld behilflich zu sein. Viele Schulen entwickelten sich günstig während dieser Periode und der Ruf der neuen Kunst verbreitete sich in England, wo auch Königin Victoria sie erlernte. Bald wurde das Häkeln auch auf dem europäischen Kontinent bekannt und seither ist es eine populäre Handarbeit geblieben. Auf dem Gebiet der Mode dient es für die Hervorrufung von dekorativen Effekten und für die Herstellung von Zubehör.

Frühere Zeiten haben zur Entdeckung und zum Fortschritt des Strickens und Häkelns beigetragen. Die Gegenwart bedient sich beider Handarbeitskünste für die Verschönerung von Kleidern. Ein modernes Kleid wird nicht nur als ein Gegenstand betrachtet, mit dem man sich bekleidet, sondern muß auch der Mode entsprechen. Es ist so wie Mary Thomas in ihrem „Knitting Book" sagte: „Falls alle Webstühle in der Welt aufhören würden, Kleider zu weben und die Kunst des Spinnens und Strickens allein übrig blieben, könnten wir uns noch immer bekleiden und zwar warm und modern."

Wie sie beim Buchleitner den Eierdieb entdeckt haben

Etwas zum Lachen. Vom Webersepp

Der Wurzentomerl war Ochsenbub beim Buchleitner. Er war zwar schon etwas zu groß für einen Buben, denn der Tomerl hatte seit letzten Michaeli den Vierziger auf dem Buckel, aber weil er seit seiner Kindheit nichts anderes gewesen, als Ochsenhüter, so hieß man ihm halt den Ochsenbuben.

Seine Eltern waren rechtschaffene Wurzenleute, die dem Apotheker in der Stadt allerlei Wurzeln und Kräuter lieferten.

Sie hatten dem Tomerln nichts mitgeben können auf dem Lebensweg als zwei gesunde Arme und einen klaren Kopf. In diesem steckte zwar nicht viel Gelehrsamkeit, aber für einen rechtschaffenen Ochsenbuben langte sie vollkommen. In den meisten Bauernhöfen der Gegend hatte der Tomerl schon ein oder zwei Dienstjahre zugebracht, zuletzt war er beim Buchleitner gelandet.

Und dort war er schon an die sechs Jahre. Denn der Tomerl aß für sein Leben gern die sogenannten Rühreier. Die gingen ihm über alles. Die Buchleitner Bäuerin hatte deshalb ein Einsehen und machte ihm des öfteren die Freude mit ein paar recht schmälzigen Rühreiern. Aber der Volksmund sagt: „Wenn es dem Bären zu gut geht, dann geht er aufs Eis tanzen!" Und so war es auch beim Tomerl.

In der letzten Zeit waren der Buchleitnerin auf unerklärliche Weise von den Hühnernestern Eier abhanden gekommen. Sie hatte zuerst den Tyras, den eigenen Hofhund, im Verdacht. Als aber dieser angekettet wurde und die Eier trotzdem wieder verschwanden, da wurde sie eines Besseren belehrt.

Eines Tages befand sich die Buchleitnerin im eifrigen Gespräch mit ihrem Mann über den Eierdieb. „Schlau anpacken müssen wir die Sache," meinte der Bauer, „denn erwischt haben wir ihn nicht, und so wird er es schwerlich eingestehen." Hernach wurde zwischen den beiden Ehegatten ein Plan entworfen, um dem Tomerl, denn wer sollte es sonst gewesen sein, das Eiermausen abzugewöhnen.

Einige Tage später! Der Tomerl hatte seine Ochsen in den Stall getrieben und gefüttert und war dann in die Stube getreten, wo das Mittagessen schon auf dem Tische bereit stand. Der Eierkuchen duftete so verlockend, und da sonst niemand in der Stube war, konnte der Tomerl nicht länger widerstehen und schnitt sich zuerst ein kleines, dann ein größeres Stück ab. Mit der Zeit wäre wohl der ganze Pfannkuchen verschwunden, wenn nicht die anderen Dienstboten und der Bauer dazwischen gekommen wären. Dieser tat, als ob er nichts gesehen hätte, und begann das Tischgebet. Als hernach jeder um Löffel und Gabel greifen wollte, da kam die Bäuerin händeringend in die Stube. „Du himmlisches Jerusalem!" schrie sie, „tut's ja niemand von dem Eierkuchen essen, mir ist heut ein Unglück passiert! Vor lauter Eil hab ich heute statt der Düte mit Salz, die mit dem Rattengift derwischt, was der Bauer unlängst aus der Apotheke heimgebracht hat!"

„Aus ist's und gar ist's!" schrie da der Tomerl. „Ich spür's schon, ich hab' von dem Kuchen gegessen, mich zwickt's im ganzen Unterleib."

„Geht's ihm nur gleich um den Doktor und den Pfarrer!" jammerte die Stalldirn.

„Daß Du aber gleich den halberten Eierkuchen

aufessen mußt!" tadelte der Bauer den Tomerl. „Das kann Dir jetzt das Leben kosten! Leg Dich nur gleich nieder und Du, Ferdl," — damit wandte er sich zum Kühjungen, „Du gehst gleich um den Doktor hinein in die Stadt!"

Aechzend und stöhnend wand sich der Tomerl zur Türe hinaus und kroch auf seine Liegerstatt hinten in der Häckselkammer.

In der Stube drinnen aber hiel sich der Bauer den Bauch vor Lachen. „Leutln, eßt's nur, der Kuchen ist nicht vergiftet! Der Tomerl hat bloß einen Denkzettel gebraucht. Könnt's Euch denken, warum. Aber die größte Hetz wird erst kommen, nachher könnt Ihr zuhorchen, aber verstohlen, daß er Euch nicht sieht. Ich werd' den Tomerl ins Gebet nehmen, daß er das Eiermausen für sein Lebtag läßt!"

Nach dem Essen ging der Bauer in die Häckselkammer zum Tomerl: „Na, Tomerl, wie geht's?"

„Schlecht geht's mir, Bauer!" meinte dieser. „Das reißt und brennt in mir, ich glaube, das ganze Darmzeug geht kaput!"

„Ja, es ist ein starkes Gift," sagte drauf der Bauer, „wenn nicht ein Wunder geschieht, wirst schlecht mit dem Leben davonkommen. Wir haben zwar schon um den Doktor geschickt, aber bevor dem sein altes Rössel zu uns herauftrabt, kannst leicht nimmer leben."

„Bauer, seid's still!" ächzte der Tomerl. „Tut's mir nicht vom Sterben reden!"

„Tomerl, Tomerl," gab der Bauer zur Antwort, „tu Dein Herz nicht verhärten in der Todesstund! Schau, wenn Du noch etwas am Gewissen hättest, jetzt ist noch Zeit, tu' mir's sagen, vielleicht läßt sich noch alles schlichten!"

„Nun ja, Bauer," jammerte der Tomerl, „Euch sag's ich, aber tuts der Bäurin nichts erzählen, ich hab ihr fünf Eier gestohlen!"

„So, fünf Eier!" meinte drauf gleichgültig der Bauer. „Tomerl, tu's nur erst bereuen und tu Dein Gewissen erforschen, ob Dir sonst nichts mehr einfällt. Schau, wär ewig schad um Dich, wenn Dich der Teufel in den glühenden Kessel werfen tät!"

„Bauer, ich hab zehn Eier gestohlen!" gab der Tomerl zu. „Tut's nicht schimpfen, ich bereu's aus ganzem Herzen!"

„So, zehn Eier hast gestohlen!" fiel ihm der Bauer in die Rede. „Tu' Dich aber nur genau erforschen, Tomerl, stünd nicht dafür, daß Du wegen der paar Eier von dem Teufel glühende Hufeisen angenagelt kriegen tätest!"

„O weh, mein Bauch, ich bin hin!" jammerte der Tomerl nun in den höchsten Tönen. „Ich will's ja eingestehen, 32 Eier hab' ich im ganzen gestohlen, sonst nichts, gar nichts!"

Nun, mehr Eier waren auch der Bäuerin nicht abhanden gekommen. Mittlerweile kam die Stalldirn mit einem großen Häfen Tee in die Kammer. „Tomerl, da schickt Dir die Bäuerin einen Tee. Tausendguldenkraut, Bimbernell, Huflattich und Brennnesselstauden, trink, Tomerl, trink!"

Und der Tomerl ergriff in höchster Todesnot den Topf und leerte ihn in einem Zuge. Dann zog er sich die Kotze über den Kopf und fing an zu schnarchen.

Die Dienstboten, die draußen gehorcht hatten, glaubten sich die Zunge abbeißen zu müssen vor lauter Lachen.

Am anderen Tag stand der Tomerl erst sehr spät auf. Er war pumperlgesund. Als er in die Stube trat, meinte die Stalldirn:

„Ich hab' 'glaubt, wir kriegen einen Feiertag, wenn wir dem Tomerl auf die Leiche gehen können, derweil ist nichts draus geworden!"

Der Tomerl warf ihr nur einen bösen Blick zu.

Das Eiermausen hatte der Tomerl für immer vergessen, und als ihm die Bäuerin wieder einmal ein paar saftige Rühreier hinstellte, da rührte er sie gar nicht an.

Noch einmal Wrangel

Ein jüngerer Verwandter des späteren Generalfeldmarschalls Wrangel, Fähnrich eines Garderegiments, war bei seinem Onkel zu Tisch geladen. Der junge Mensch benahm sich, vom Wein etwas erheitert, ein wenig vorlaut und rief während einer Pause des Tischgesprächs dem Onkel zu:

„Das muß man dir lassen, du hast ausgezeichnete Weine, Onkel Exzellenz!"

Wrangel aber antwortete in seiner drastisch-lakonischen Weise:

„Sauf, mein Sohn, aber halt 's Maul!"

✣

Eine Dame der Gesellschaft kam einst auf den bekannten Komponisten Lißt zu und sagte: „Verehrtester Meister, mein Mann und auch ich sind untröstlich, daß wir Ihr letztes großes Konzert nicht miterleben konnten, welches Ihnen so hohe Ehren eingebracht hat. Wir waren nämlich zu einem zu guten Diner eingeladen gewesen!"

Der ritterliche Lißt ging schweigend über so viel Taktlosigkeit hinweg, doch hoffte er, seine Karte noch einmal ausspielen zu können. Und so kam es denn auch. Einige Tage später wurde er von dem Ehepaar zum Mittagessen eingeladen. Nach dem Essen forderte ihn die Dame des Hauses auf, sich doch an den Flügel zu setzen, um etwas zu konzertieren. „Nun ist das Bedauern leider ganz auf meiner Seite, gnädige Frau," entgegnete Lißt sehr höflich, „denn heute habe ich zu gut diniert!"

Wenn man ein gutes Gedächtnis hat . . .

Erzählt von R. Urban

Vier Herren saßen wir ein jeder in seiner Ecke des Eisenbahnabteils und hatten für die Dauer der Fahrt die übliche Reisefreundschaft geschlossen. Ich weiß nicht mehr, wie wir daraufgekommen waren, aber wir unterhielten uns gerade über das menschliche Erinnerungsvermögen.

„In meinem Beruf," sagte der Geschäftsreisende, „ist ein gutes Gedächtnis die Hauptsache. Wenn ich zu einem meiner Hunderten von Kunden komme, dann muß ich genau wissen, was ich ich das letzte Mal mit ihm gesprochen habe. Jeder will nach seiner Art behandelt sein, denn wenn ich meine letzte Unterredung mit ihm mit der von Schulze 1 verwechsle, dann bekommt er einen Bart. Und erzähle ich ihm gar zweimal dieselbe Geschichte, dann ist der Bart ab und ich kann einpacken."

„Meine Stärke ist immer das Personengedächtnis gewesen," meinte der Herr, über dessen Platz im Gepäcknetz zwei mächtige Lederkoffer ruhten, die mit Etiketten sämtlicher führender Hotels von Europa gepflastert waren. „Und in diesem Zusammenhang fällt mir eine nette kleine Geschichte ein."

Wir anderen krochen aus unseren Ecken und rutschten näher, um besser hören zu können.

„Ich befand mich einmal in einem bekannten Kurort," begann der Mann, „wo ich mit der Kurverwaltung eine geschäftliche Angelegenheit zu regeln hatte. Die Verhandlungen waren bereits am nächsten Vormittag geschlossen, so daß ich die Zeit bis zum Abgang des Abendzuges totschlagen mußte. Ich fragte den Portier meines Hotels nach einem hübschen Spaziergang und er erklärte mir den Weg zur „Waldesruhe". Dann ging ich los. Rechts standen Bäume, links standen Bäume. Eichhörnchen tauchten auf wie Wegelagerer, weil sie es gewohnt waren, von den Kurgästen gefüttert zu werden.

Als ich zur Waldesruhe kam, sah ich, daß sie aus zwei Bänken bestand. Auf einer davon saß ein Mann, der in die Luft starrte. Ich nahm auf der anderen Platz und betrachtete mein Gegenüber. Donnerwetter, das Gesicht hatte ich schon irgendwo gesehen und diese merkwürdigen brutalen Züge konnte es nur einmal geben. Aber wo nur, wo? Ich setzte meinen Ehrgeiz darein, dieses Gedankenloch auszufüllen, mein Gehirn raste. Im Unterbewußtsein schwebte mir vor, daß das Gesicht des Mannes in keinem guten Zusammenhang in meinem Gedächtnis stand. Und warum nur das Gesicht, da gehört doch beim Menschen noch der Körper dazu. Hatte ich also nur das Gesicht gesehen? Vielleicht ein Bild — Hoppla! Das war es! Und plötzlich fiel der Schleier, ich wußte, wo ich das Bild dieses Mannes gesehen hatte: in der Zeitung, die ich gestern während der Bahnfahrt kaufte. Das Blatt mußte noch in meinem Hotelzimmer liegen, aber ich benötigte es gar nicht, vor meinen geistigen Augen stand das Bild, das haarscharf dem des Mannes glich, der jetzt dort drüben auf der anderen Bank saß. Und darunter hatte in jener Zeitung folgende fette Aufschrift geprangt: „Flüchtiger Defraudant! Ergreiferprämie von 20,000 Kc ausgesetzt!"

Ein Notar in der Tschechoslowakei hatte Jahre hindurch ein Doppelleben geführt und war vor einigen Tagen mit den ihm von seinen Klienten anvertrauten Geldern wahrscheinlich über die Grenze durchgegangen. So ungefähr hieß es in dem Text des Aufrufes. Also lag für mich der Fall vollkommen klar. Zwanzigtausend tschechische Kronen sind auch keine Kleinigkeit, aber wie ergreife ich den Mann? Im Gegensatz zu mir trug er sicher eine Waffe bei sich, wie jeder anständige Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat. Auf meine Kräfte konnte ich mich allerdings verlassen, denn ich bin ein ziemlich guter Amateurboxer. Mein Entschluß stand fest, vor allem mußte ich unauffällig an der Verbrecher herankommen. Ich setzte mein harmlosestes Gesicht auf, steckte mir eine Zigarette in den Mund und begann in sämtlichen Taschen herumzusuchen. Dann blickte ich hilfesuchend zu dem Mann hinüber, stand auf und ging mit dem freundlichen Lächeln eines notleidenden Rauchers auf ihn zu. „Ach, dürfte ich Sie doch um Feuer bitten?" sagte ich scheinheilig und betrachtete aufmerksam das Kinn des Verbrechers, das bedauerlicherweise äußerst gut entwickelt war. Hier mußte man schon kräftig sein, um den nötigen Erfolg zu zeitigen.

Der Mann brummte etwas und reichte mir seine Streichholzschachtel. „Sie sind sehr liebenswürdig," sagte ich, holte blitzschnell aus und landete einen Kinnhaken, daß es nur so knallte. Eine Sekunde lang saß der Mann starr, gleich mußte er zusammensacken. Aber o Schreck! Es ging nicht mit rechten Dingen zu. Der Mensch

strich sich nachdenklich über das Kinn, während sich in seinen Augen grenzenloses Erstaunen spiegelte. Dann stand er ganz langsam auf und wurde in demselben Verhältnis größer, wie ich mich unglücklicher und unglücklicher zu fühlen begann. Er nahm gar kein Ende. „Junge, Junge,“ sagte er, als er endlich aufgewachsen war, und versetzte mir eine in die Herzgrube, daß mir ganz schwarz vor den Augen wurde. Den darauffolgenden rechten Schwinger konnte ich gerade noch parieren, aber dann kam die Linke und — aus war's. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Gras und neben mir stand der Riese und betrachtete mich wie das Huhn den Regenwurm. Mühselig rappelte ich mich hoch. Als ich mich aber von den Knien erheben wollte, sagte der Mann sein „Junge, Junge!“, holte aus und schickte mich wieder in das Reich der Träume zurück.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als ich ins Dasein zurückfand. Mein Peiniger hatte sich glücklicherweise bereits aus dem Staub gemacht. Ein menschliches Wrack mit faustgroßen Beulen auf dem Kopf schleppte ich mich in mein Hotel zurück und landete in der Begleitung des händeringenden Portiers schließlich in meinem Zimmer. Mit einem Eisumschlag auf dem Haupt und gebrochen an Leib und Seele, machte ich mich dann auf die Suche nach jener Zeitung. Ich fand sie auch, blätterte um und sah schon das wüste Gesicht des schrecklichen Mannes. Ich blickte hierauf etwas weiter hinunter und riß die Augen auf, soweit es die Schwellungen zuließen. Unter dem Bild stand nämlich geschrieben: „Der Europameister im Schwergewicht.“ Dann folgte ein Strich und erst darunter prangte in fetten Lettern die Ueberschrift: „Flüchtiger Defraudant“ usw.

Es handelt sich also um zwei verschiedene Artikel und um zwei Personen, von denen mir leider nur der „Europameister im Schwergewicht“ in die Quere gekommen war.

„Und nun werden Sie verstehen, meine Herren,“ schloß unser Reisegefährte seine Erzählung, „daß ich seither auf mein vorzügliches Gedächtnis nicht mehr sehr stolz bin.“

„Wie haben Sie es denn nur fertig gebracht, Smith, daß die Hühner von Ihrem Nachbarn nicht mehr über ihre Beete steigen?“

„Furchtbar einfach! Eines Tages habe ich ganz an seinem Zaun sechs Eier hingelegt und sie dann vor seinen Augen eingesammelt. Seitdem ist das Loch in seinem Zaun repariert und ich kriege keinen Besuch mehr von seinen Hühnern.“

Kein Verlaß

Als der Feldmarschall Wrangel, der alte Papa Wrangel, einmal gezwungen war, vor seine Heimatstadt Stettin zu ziehen, mußte er, da man ihm die Tore nicht öffnete, wohl oder übel zur Belagerung schreiten.

Nun war, gegen seinen ausdrücklichen Willen, seine Ehehälfte, mit der er in mehr schlechter als rechter Ehe lebte, in der Stadt verblieben. Und diesen Umstand machten sich die Stettiner zunutze. Sie ließen dem Feldmarschall kurz und bündig mitteilen, sie würden, sollte er bis zum Tage darauf, zwölf Uhr, die Belagerung nicht aufgehoben haben, seine Frau hängen! Um Punkt zwölf Uhr! Sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Papa Wrangel dachte nicht daran, sich durch solche Drohung beeinflussen zu lassen. Im Gegenteil, er verschärfte die Belagerung noch.

Als Wrangel am Tage darauf in seinem Zelte saß und die Uhr auf zwölf ging, sann er tief versunken vor sich hin, um sich dann mit den Worten an seinen Adjutanten zu wenden:

„Ob se ihr wohl hängen?“

Aber die Stettiner überlegten sich den Fall doch, sie wollten den Alten auch nicht allzu sehr reizen. Sie sahen ein, daß es wohl besser war, ihm die Stadt zu übergeben. Was denn am selben Tage auch noch geschah. Wrangels Truppen rückten sofort ein.

Und nun teilte eine Abordnung dem Feldmarschall mit, daß man die angedrohte Erhängung natürlich nicht ausgeführt habe. Man hoffte, durch diese Eröffnung den Befehlshaber milde zu stimmen. Wrangel jedoch hörte sich die Meldung schweigend an, ohne auch nur das geringste Anzeichen von Freude zu geben. Dann ritt er weiter. Eine Minute darauf hörte man ihn brummen:

„Uff den Stettinern is ooch keen Verlaß!“

✣

Nicht lange nach der Belagerung von Barcelona, die der Marschall Graf von Tesse mit unerhörten Verlusten hatte aufgeben müssen, befand sich dieser in einer Gesellschaft. Eine Dame zog ihre Tabakdose hervor und bot den Anwesenden eine Prise an. Der Marschall näherte sich, um auch eine zu nehmen. Aber blitzschnell zog die Dame die Dose zurück und sagte: „Für Sie, Herr Marschall, ist der Tabak zu stark. Er kommt nämlich aus Barcelona!“

✣

Der Philosoph Hegel wurde einmal in einer Gesellschaft gefragt, woher es wohl komme, daß man mit dem Wein anstoße? — „Das will ich Ihnen sagen,“ erwiderte Hegel, „im Wein liegt doch die Wahrheit, und mit der Wahrheit stößt man überall an!“

Am Tatort wird gekurbelt

Von B. Manuel.

Scotland Yard verfügt nicht nur in der Phantasie der Autoren, sondern auch in Wirklichkeit über findige Köpfe. Es gelang mir, einen von ihnen kennenzulernen. Einen gewissen Mr. Philpott, der die photographische Abteilung führt und immer persönlich am Tatort erscheint, um die erregenden Spuren des Verbrechens auf seine Platte zu bannen.

Es gelang mir, in engeren Kontakt mit Mr. Philpott zu kommen und ihn zu fragen, wie lange schon er die liebgewordene Beschäftigung ausübt und welches die Gründe waren, die ihn zu diesem Beruf veranlaßt haben.

Mr. Philpott vertraute mir lächelnd an, daß er die Absicht hatte, Versicherungsagent zu werden. Doch das Schicksal wollte es anders. Er genoß von jeher den Ruf eines leidenschaftlichen Amateurphotographen und brachte es bereits in jungen Jahren zu allerhand preisgekrönten Leistungen. Eines Tages, als er noch die Rolle eines untergeordneten Wesens in einem Versicherungskonzern spielte, und als auch der Tonfilm noch tief im Zeitenschoße ruhte, kaufte er sich von seinem Ersparten eine kleine Schmalfilmkamera, eine der ersten, die für Amateure geschaffen wurden. Er gestattete sich das damals kostspielige Vergnügen, allerlei amüsante Szenen festzuhalten, die er von Zeit zu Zeit einem Kreise munterer Freunde vorführte. Diese beehrten ihn für die genußreichen Abende, die er ihnen schuf, mit stürmischen Ovationen.

Eines Tages nun, es war gerade Sommer, und die ersten acht Tage Ferien seines Berufslebens waren angebrochen, ging er unentschlossen durch die morgendlichen Straßen Londons. Seine Filmkamera trug er geschultert auf dem Rücken, und im Busen wogte die verführerische Absicht, ein paar recht originelle Motive des Londoner Alltags zu erjagen. Vielleicht den geschäftigen Trödel des Kaledonienmarktes oder einen Blick auf die verdurstenden Gestalten der Obdachlosen, die auf den Beginn der Schankstunde warteten.

Es war die Zeit, in der davon die Rede war, in England eine eigene Filmindustrie auf die Beine zu stellen. Bis dahin besaß es nämlich keine. Es bezog seine Kunst aus anderen Ländern. Die Folgen dieses erfreulichen Entschlusses wurden bald sichtbar, indem man im Weichbilde von London gelegentlich auf eine Gruppe von Menschen stieß, die es als ihr höchstes Ziel ansahen, ein sehr dramatisches Gehaben an den Tag zu legen, das von einem Herrn mit furienhaftem Temperament geleitet und von einigen anderen vermittels einer Apparatur aufgenommen wurde. Solchen Filmschaffenden begegnete man dann in den engen Gassen, abseits der emsigen Verkehrsadern, und zwar immer morgens, wenn die Sonne rot wie ein Krebs aus dem Dunst der Stadt emporstieg.

Auch Mr. Philpott widerfuhr es an diesem Tage. Mitten in der Londoner City, vor einem furchteinflößend vergitterten Bankgebäude, waren beängstigend aussehende Gestalten damit beschäftigt, vor einem gespannt wartenden Publikum, das ein Schutzmann mühsam zurückhielt, einen Bankraub vorzuführen, der alle Anzeichen der Echtheit trug. Nur die Anwesenheit eines Regisseurs, der den dreisten Anschlag laut gestikulierend leitete, sowie selbstverständlich das Vorhandensein einer Kamera, die ihn kurbelte, ließ die Vermutung an ein tatsächliches Verbrechen verstummen. Mr. Philpott erschien in einem Augenblick auf dem Plan, als einer der Räuber mit einem furchtbaren Satz aus der Tür gerast kam, dem ihn verfolgenden Bankbeamten einen Schlag in die Fassade versetzte, daß der Aermste auf wunderbar glaubwürdige Weise zu Boden taumelte und dadurch die löbliche Absicht auf die Ergreifung des Täters fallen lassen mußte.

Der Anblick, der sich dem überraschten Mr. Philpott darbot, ließ eine Idee in ihm reifen. Er griff nach dem Filmkamera, raffte alle seine amateurhaften Kenntnisse zusammen und stand nach wenigen Sekunden aufnahmebereit im Rükken der Filmenden. Er ließ sich keine Zeit zum Ueberlegen, ob das den Herrschaften vielleicht nicht recht sein könnte. Er filmte einfach drauflos, erfaßte schweigend die Situation und fing die ahnungslosen Gestalten aus dem Hinterhalt lautlos in den schwarzen gähnenden Rachen seines Apparates ein.

Dann war die Aufnahme fertig. Die Filmleute rüsteten hastig zum Verlassen des Tatortes, weil sich das pulsierende Leben des Volkes nicht länger aufhalten ließ. Denn eine Straße dient dem Verkehr und nicht den unermüdlichen Aeußerungen einer zielbewußten Filmindustrie.

„So,“ sagte in seiner hochtragenden Art der

Regisseur, „jetzt sind wir mit unserer Kunst fertig. Jetzt kann das gewöhnliche Leben wieder losgehen. Ich hoffe, es hat Ihnen gefallen?"

Der Schutzmann, an den die Frage gerichtet war, gab durch eine symbolische Armbewegung dem aufgestauten Verkehr freien Lauf. Er musterte mit einem flüchtigen Blick das Auto, mit dem die junge britische Filmindustrie gekommen war und in dem sie nun wieder Platz nahm, und machte dann ganz offen einen berechtigten Einwand.

„Da es sich nur um einen Film handelt, will ich ja nichts gesagt haben," meinte er, „aber in Wirklichkeit dürfte so ein Bankeinbruch doch erheblich anders aussehen. Meinen Sie nicht auch?"

Die junge britische Filmindustrie meinte gar nichts. Denn sie hatte sich inzwischen dem sachkundigen Einwand des Uniformierten durch Abfahrt entzogen. Weshalb auch der Schutzmann jedes Interesse an der Sache verlor. Er drehte ihr beruhigt den Rücken und bog mit dem entschlossenen Schritt eines Hüters der Ordnung um die nächste Ecke.

Auch Mr. Philpott schulterte die Kamera und wandte sich beherzt zum Gehen. Doch ließ er seinen Blick noch einmal über den Schauplatz schweifen. Dabei entdeckte er, daß die Herren den zu Boden geschlagenen Darsteller vergessen hatten. Er lag noch immer auf der Erde und zeigte nicht die geringste Absicht, sich aus seiner Ohnmacht zu erholen. Dabei war er ein leibhaftiger Mensch und keineswegs bloß eine Puppe.

Ein Gefühl des Unbehagens beschlich Mr. Philpott. Er versank in dumpfes Brüten. „Hier stimmt doch etwas nicht," flüsterte sein pochendes Herz. Ich weiß nicht, was Mr. Philpott sonst noch sagte. Ich weiß auch nicht, ob er fähig war, noch mehr zu sagen. Ich weiß nur eines: er schwang sich in die nächste Taxe und fuhr direkt nach Scotland Yard.

Scotland Yard verzog keine Miene, als Mr. Philpott die Geschichte erzählte. Man schaute ihm voll ins Gesicht. Man fragte mit dankbarem Blick:

„Haben Sie den Film bei sich?"

„Ja."

„Können wir ihn sehen?"

„Gewiß."

Er zückte seine kleine Kamera, nahm den Filmstreifen heraus, entwickelte ihn vor den Augen von Scotland Yard. Die Beamten betrachteten das Negativ und machten Märchenaugen. Die Herren auf dem Bild stellten keineswegs britische Filmschauspieler dar. Es waren allen Ernstes Mitglieder einer lang gesuchten Verbrecherbande. Sie konnten binnen Kürze verhaftet werden.

Für Mr. Philpott war aber die Wende in seinem Dasein gekommen. Er gab stehenden Fußes den Beruf des Versicherungsagenten auf und wurde in den Kreis der Erkorenen von Scotland Yard aufgenommen, wo er in den letzten Jahren mit Blitzlicht und Kamera manches kriminalistische Rätsel gelöst hat.

Eigenartige Schiffe

Eines der eigenartigsten Schiffe, die jemals auf Meereswogen dahintrieben, war wohl die „Cleopatra." Es handelt sich hierbei um ein walzenförmiges Ungetüm, das man eigens zu dem Zwecke gebaut hatte, einen mächtigen Obelisken von 300 Tonnen Gewicht aus Aegypten nach London zu bringen. Das Schiff wurde um den gewaltigen Steinblock herum zusammengesetzt, in den Nil gerollt und nach Alexandrien geschleppt, wo ihm Ruder, Deckhaus u.s.w. angesetzt wurden. Unterwegs geriet die „Cleopatra" jedoch in der Biskaya in einen Orkan, bei dem die Verbindungstresse zum Schleppdampfer riß. Nach dem Sturm konnte jedoch das Wrack aufgebracht werden. In Lissabon notdürftig zusammengeflickt, ging das Walzenschiff wieder auf die Reise und hat dann London samt den Obelisken glücklich erreicht.

In dem vor einigen Jahren konstruierten dreiteiligen „Connector" hingegen hat ein besonders phantasiebegabter Erfinder die Erfahrungen, die man mit dem Güterwagenverkehr auf der Eisenbahn gemacht hat, einfach — auf die See übertragen. Es wurden zu diesem Zwecke Achter-, Bug- und Mittelstück vollständig unabhängig voneinander hergestellt, und jedes Schiffsdrittel mit einer eigenen Segelvorrichtung ausgestattet. Der Erfinder versprach sich von dem merkwürdigen Wasserfahrzeug, das von weitem tatsächlich wie ein schwimmender Güterzug ausgesehen haben mag, folgende Vorteile: „Es wird eines der Teile, aus denen es besteht, in jedem beliebigen Hafen loslösen können, um seine Fracht zu löschen, während das übrige Schiff die Reise zum Endbestimmungsort fortsetzt. Bei der Rückfahrt kann dann das zurückgelassene Stück wieder angesetzt werden, wie ein Güterwagen an einen Zug angehängt wird. Es läßt sich also durch diese Erfin-

dung viel Zeit sparen, da das Schiff nicht in einem bestimmten Hafen zu warten braucht, in dem ein Teil der Ladung gelöscht werden soll."

Im Jahre 1860 aber wurde in Exeter eine Jacht gebaut, die in allen Einzelheiten einem Schwan mit ausgebreiteten Flügeln naturgetreu nachgebildet war. Das merkwürdige Schiff maß 5.25 Meter von der Brust bis zum Bürzel und hatte eine größte Breite von 2.50 Meter. Der Hals diente als Mast, der das laufende Gut für ein doppeltes Lateinsegel trug. Unter dem breitgebauten Heck war ein Fischschwanzruder angebracht, während die Fortbewegung bei Windstille durch ein Paar naturgetreue „Schwimmfüße" erfolgte, die durch einen Handhebel am Tierleib in pendelnde Bewegung versetzt wurden. Die originelle Jacht besaß eine prunkvoll ausgestattete Kajüte für 15 Personen und sogar eine kleine Kombüse mit Herd, dessen Rauch durch den Schwanenhals, der einen Schornstein enthielt, abzog und schließlich aus dem Schnabel ins Freie entwich.

„Wenn du eine gute Blumenerde haben willst, dann mußt du dir selbst eine Mischung herstellen aus einem Viertel Humuserde, einem Viertel Komposterde, einem Viertel Knochenmehl, einem Viertel Dünger, und einem Viertel Hornspäne."

„Na, das sind es ja fünf Viertel."

„Na schön, dann nimmst du eben einen größeren Topf."

*

Tünnes: „A, Schäl! Dich han ich jo lang nit mih gesin, wo wors do eintlich?"

Schäl: „Ich ben üvver et Glatties uusgerötsch un han drei Woche geläge."

Tünnes: „Un keiner hät dich opgehovve?"

*

Er: „Das sollen Leberknödel sein, die schmekken aber keinen Augenblick nach Leber."

Sie: „Deshalb könnens doch Leberknödel sein. Sandtorte schmeckt ja auch nicht nach Sand."

*

„Verzeihung!" kommt die junge Dame ins dicht besetzte Nebenabteil, wo sie an den im Gepäcknetz liegenden Musikinstrumenten eine reisende Jazzkapelle erkannt hat. „Spielt einer der Herren Saxophon?"

„Jawohl — ich," springt ein hübscher Jüngling dienstbeflissen auf.

„Ach, würden Sie dann bitte so freudlich sein, mir das Luftkissen hier aufzublasen?"

Der Feuermann

Von W. Vollmer.

Dem alten Feuermann Julius Rahm war seit zwölf Feuermannsjahren der tote Berg da unten so vertraut, daß er uneingestandenermaßen nicht ohne ihn leben konnte. Er war mit der ewigeinsamen Finsternis der Strecken so vertraut wie kaum einer, weil er in aller Stille mit ihr verwachsen war. In seinem verwitterten Bergmannsgesicht hatte das Leben manche Spur hinterlassen. Weiß Gott, es war auch mehr als einmal in mancher Schicht vor Entsetzen starr geworden; er war ernst darüber geworden und hütete den Berg in Treue weiter. Immer hatte seine bedächtige Veranlagung in seinem langen Bergmannsleben das letzte Wort gesprochen. Und so war Julius Rahm auch heute trotz Schnaps, Frau und Kind, trotz Geburt und Tod und Frühling immer noch da.

Auch mit „Ihm," dem Grubentod, hatte er so oft Bekanntschaft machen müssen, die manchmal gefährlich war, daß er nun nach langen Jahren ein philosophisches Freundschaftsbündnis mit „Ihm" geschlossen hatte. Sie waren fast gute Bekannte. Julius Rahm verbesserte den Tod, und der Tod stieß ihn zurechtweisend in die Rippen. Und jedesmal, wenn sie am Schacht das Signal „Ganz langsam auf!" gaben und wieder einen Verunglückten hochzogen, rang der Alte mit seinem Freund ganz in Gedanken: „Du kannst auch nicht genug kriegen!" oder „Laß ihn, er hat sieben Kinder!" Es war eine stille, sonderbare und verschwiegene Freundschaft, die der alte Rahm mit dem Grubentod geschlossen hatte.

In dieser Nacht war er mit seinem roten Licht an der Hosentasche im schmalen Ueberhauen von Flöz „Mausegatt" hochgeklettert. Ganz in Gedanken versunken, mechanisch Sprosse um Sprosse kletternd, um nach Ort drei zu kommen, mühte er sich hoch. Wie sonderbar es nach Brand roch! Es schien, als habe der Bremserjunge aus der Mittagsschicht wieder die Klötze an der Maschine heiß laufen lassen. Genau so roch es hier. Dazu schwitzte er heute stark, und die Wetter waren ihm lange nicht so drückend vorgekommen wie in dieser Nacht. Es mochte an der Witterung über Tage liegen. Aber es blieb doch sonderbar, daß er hier unten den Umschlag des Wetters so deutlich spürte!

Die letzte Sprosse! Er war auf der Strecke.

Hurrjeh — —! Da raste es lautlos an ihm vorüber, es wurde strahlend hell im niedrigen Bau, es flackerte rot und blau, es tanzte etwa — ein Stück brennendes Papier, vom Wind getrieben, taumelt genau so dahin — dann sackte die Dunkelheit wieder über ihm und seinem kleinen Lichtchen zusammen. Was sollte das bedeuten? Vor Schreck stand er einen Augenblick wie versteinert da; es war ihm heiß in die Jacke geschossen — was war denn das? Prüfend zog er die Wetter durch die Nase ein. Das wußte er als alter Bergmann sofort, daß hier in der Nähe schlagende Wetter stehen mußten, aber ihm war doch, als habe er gerade etwas gesehen. Höchstenfalls hätte es jemand aus der Nachbarschaft sein können, der gerade mit seinem Grubenlicht vorüberging — aber dann hätte doch die Wettertür hinter ihm an den Pfosten fallen müssen!

Er befuhr dann in gewohnter Weise das Revier. Eine Weile erholte er sich bei den Gesteinsarbeitern vor der Richtstrecke, die in weißem Bohrnebel standen und die schreienden Preßlufthämmer laufen ließen. Sie hatten nur wenig Zeit und merkten nichts von der gewissen Bedrückung seines Auftretens; sie klagten nur mörderlich über das schlechte Gedinge und schufteten weiter, und der Alte mußte wieder los, um die stille östliche Abteilung des Reviers zu befahren.

Ehrlig gesagt — ihm graute heute davor, nichts als den hallenden Schritt seiner Stiefel zu hören, immer allein unter dem blanken Gebirge daherzustolpern, keinen Schutz als die kleine Benzinlampe an der Seite und verfolgt von bösen Gedanken, die wesenhaft wurden und ihm auf Schritt und Tritt mit glotzenden Gesichtern lautlos nachstanden. Hilflos summte er dabei eins seiner alten Lieblingslieder vor sich hin, mit dem er sich gern in der Finsternis behauptet hätte. Und dabei dachte er krampfhaft an weitentfernt liegende Dinge, um seine Gedanken von der seltsamen Schaurigkeit der Grubennacht abzulenken.

Es half nichts, gar nichts! Immer wieder schrak er zusammen, wenn das kleinste Steinchen in seiner Nähe fiel, und sofort fühlte er sich wieder schwarz und schweigend als tapsenden Berggeist über das Ort schlurfen. Und über ihm schliefen sie in totem Schlaf einem grauen Morgen entgegen; sie vertrauten ihm blindlings, und wenn er nicht achtgab, konnte schon morgen ein

schlagendes Wetter das ganze Revier im Sturm einreißen.

Drei Uhr! Bald war er fertig. Nun noch zum Stapel, den sie heute in der Mittagsschicht von der Sohle her hatten durchschieben müssen. Schon von weitem hörte er, daß die Lutten noch sangen. Als er aber näher kam, war das eintönige Summen der langen Wetterrohre verstummt. Der Durchschlag war da. Das war gut! Die Wetter waren dadurch endlich frisch in diesem mühseligen Loch geworden. Eben wollte er sich wenden, nachdem er das hölzerne Wetterkreuz mit seinem Befund beschrieben hatte, als er etwas heftig atmen hörte. Kam da jemand von unten herauf? Er schwenkte die Lampe über dem schwarz-gähnenden Loch hin und her; er sah nichts.

„Ist da jemand —?"

Nur das gedrückte Echo kam zurück. So ging er dann. Offensichtlich war er ein wenig krank und litt an Sinnestäuschungen. Weitergehen! pochte es in ihm. Weitergehen —! So —! Hier am Kohlenkasten vorbei —! Ueber das gebuckelte Schienengleis hinweg, zurück.

Jawoll! — Das Licht platzte aus. Das war wie ein Schlag vor den Kopf. Sein treues Licht ging aus? Hier, wo gar kein Wetterzug stand!

Umständlich knipste er daran herum, bis das Flämmchen wieder brannte. Und schon lachte es ganz leise und tief hinter seinem Rücken. Da standen ihm mit einem Male wirklich die Haare zu Berge.

„Ho — hoho — wer ist da?"

Seine krächzende Stimme war ja lächerlich hier. Es kam auch jetzt keine Antwort. Eine Ratte fuhr vor dem Licht am Stoß hoch, sonst regte sich nichts. Alräunchen, Wurzelmännchen, Kobolde, Teufel und Berggeister gab es doch wahrhaftig nicht mehr! Davor hätte er sich auch nicht gefürchtet, das war ja Unsinn, nur die Stimme in der eigenen Brust, die immer mitsprach, dieses Gefühl, als stimme irgend etwas nicht, und als könne daraus eine große Not erwachsen. Das war es!

Der Feuermann ging schneller über die Strecke bis an den Bremsberg, wo das straffe Seil schon im Schein der Lampe aufglitzerte. Kaum war er in den Fahrschacht geklettert, als ihm die Lampe entfiel und klirrend die Stufen hinabsprang, bis sie ins Sumpfwasser fiel und erlosch. Da hatte er die Bescherung! Das war ihm noch nie passiert, aber auch nicht, daß in das Sausen in seinen Ohren jetzt eine schaurige Stimme aus dem höchsten Pfeiler hineinrief: „Feuermann! Ho — hoo — —!!"

Er sah nichts; seine Hände krampften sich im Staub auf dem Liegenden fest, ein unbeschreibliches Grausen fuhr ihm den ganzen Rücken hinauf und blieb eiskalt im Genick sitzen.

„Feuermann! Ho — hoo —!"

Du liebe Welt! Du lieber, großer Gott! War es so, wenn man plötzlich verrückt wurde? Aber wie hätte er sich dann sagen können, er sei verrückt geworden, wenn er es war?

Tausend bunte Funken tanzten tolle Ringelreihen im Dunkeln, unendlich hoch krochen die Gleise, auf denen der Korb lief, und sie waren bläulichweiß zu sehen. Kein Licht war da, kein Hammerschlag aus fernem Stollen, keine Wettertür ließ einen Menschen oder auch nur seine Stimme durch. Der Berg war tief, so tief wie nie zuvor. Ein donnerndes Gähnen gespensterte in allen Ecken, und es war still wie im Grab.

„Tod —?" fragte der Einsame mit seinem Herzen.

Er sah nicht das mannshohe Gesicht in der Firste, wie es aus hohlen Augen stierte. Gott hätte er danken sollen, daß es ihm verborgen blieb, denn es war gräßlich. Er ließ erschöpft weiter den Kopf senken und rang — nur in Gedanken: „Bist du da —?"

„Feuermann! Alter Freund! Wir reden ein kurzes Wort miteinander! Der Berg ist mein! Und das Recht ist mein — im Berg!"

„Oh! Du! — Was willst du von mir? Bleibe da —"

„Ich komme, Feuermann! Willst du Klage hören, eigenes Notgebet schon jetzt erfahren —?"

„Nein! Nicht! — Nur das — nicht! Laß — —"

„Willst du den Brand riechen?"

„Nein!"

„Die Schwaden prüfen? Was willst du hier? — Du! Feuermann — mit deiner kleinen Lampe? Deiner ganz kleinen Lampe?"

„Habe noch einmal — —"

„— — keinmal mehr Gnade!!"

Das große Gesicht verblaßte, die hohlen Augen glühten nicht mehr, ein Pfeifen ging, und der Wetterzug heulte hohl durch den hohen Bremsberg, und dann schlug ganz hoch oben, auf der letzten einsamen Strecke, eine Wettertür so laut an den Holzrahmen, daß sie hätte bersten müssen. Als sei gerade jemand hindurchgegangen.

Nun wurde es lange Zeit hindurch wieder totenstill im Bau. Dem Feuermann war zumute, als habe er alles nur geträumt. Ein Schleier lag über seinen Gedanken, die ein Gespräch hätten sein können; so nebelhaft verschwommen glitten die vergangenen Minuten noch einmal an ihm vorüber, als seien sie ein flüchtiger Schimmer einer körperlichen Schwäche gewesen.

Allerdings — die Lampe war seinen Händen entfallen, daran war kein Zweifel, denn sie war nicht mehr da; allerdings war sie fort, und daraus hätte er doch ein wenig von der Wirklichkeit des Geschehenen überzeugt sein können. Doch konnte es nicht ebensogut ein tücklischer Zufall gewesen sein? Das nahm er gern an, und er glaubte daran.

Als ihm nun allmählich die Gedanken ruhiger und fast klar geworden waren, vermochte er auch in den Strecken vorsichtig weiterzugehen. Es ging schon, wenn man sie kannte. Es ging jetzt darum, eine Ersatzlampe aus der zweiten Abteilung zu holen, wo der Reparaturhauer Fritz arbeitete. Er mußte die Strecke noch befahren, kostete es, was es wollte! Hier war der Rollkasten zur Rechten, ein Stück nach vorn zu der alte Bohrschlauch über dem Wetterkreuz, und hier, noch ein paar Schritte in der Dunkelheit, ein wenig nach links, ging es im engen Abhauen nach unten. Immer größer wurde der Abstand vom Ort des bösen Gesichtes, dessen Erinnerung er betrübt mit sich schleppte. War es auch nur ein kurzer Traum gewesen, so hatte er doch sicher etwas zu bedeuten!

Weiter nach hinten stand der „Alte Mann," die schon vor Jahren abgebaute, stilliegende Abteilung, darin keine Wetter zogen und die Spinnen ihre Netze woben. Dahineinzugeraten, wäre sicherer Tod gewesen. Er wußte es und schlich mit müden Knien vorsichtig am Stoß entlang, immer Schritt um Schritt messend, mit der Hand am Leitungsrohr entlanggleitend, vorsichtig, ganz vorsichtig, mit bedachtsamer Behutsamkeit. Der Schimmel, der auf morschen Stempeln saß, erhellte ein wenig, kaum bemerkbar, den unsicheren Weg.

Nun hätte er schon da sein müssen! Hinter seinem Rücken gingen Schritte wie die eines Wolfes, die jedesmal, wenn er horchend stehenblieb, auch verstummten oder stehenblieben.

„Laß dich nicht narren —!" hielt er sich selber die Predigt. „Es geht nur darum, Licht zu haben."

In allen Stößen seufzte es, die Strecke blieb nicht ruhig, scheinbar nahm sie gar kein Ende, so unerklärlich krumm lief sie in ihren Windungen, wobei andauernd, bald hoch, bald tief, summendes Knacken der Hölzer in die Stille platzte. Das war unheimlich für den suchenden Bergmann, der immer noch glaubte, er befände sich auf dem richtigen Weg, weil er sein Revier doch kannte. Ihn packte ein weinerliches Gefühl der Verlassenheit. Wo war denn eigentlich das Loch zum Abbauen? Möglicherweise war er schon daran vorbei? Wie seltsam es in den Wettern roch!

Da stand er, Julius Rahm, ratlos und allein in der Dunkelheit der Erde und wußte nicht aus noch ein. Was sollte er beginnen? Er hatte wahrhaftig Angst davor, zu rufen, vor allem, weil es ja doch zwecklos geblieben wäre. Wenn nur die bleierne Müdigkeit nicht gewesen wäre, die ihn niedergleiten ließ, um ein wenig auszuruhen!

Da hing er reglos im stummen Raum, ein Mensch, wie gefangen in einem Spinnennetz; der Wille verließ ihn und gab einer sanften Ergebenheit Platz. Mochte nun alles seinen Lauf nehmen; es hatte keinen Sinn mehr, das Abhauen zu suchen, vielleicht würde er es nachher schon finden. Ein Lied, so lau und lind wie klingender Klang in Frühlingsnächten, sang im verlassenen Bau. In allen Strecken pfiff hohler Zug — der Feuermann schlief! Tiefer Glockenton stieg aus versunkenen Schächten auf, und ein kohlschwarzes Gespenst kauerte auf einem gestürzten, faulen Stempel und — geigte! Es war ein leises Lied, voller Wehmut und Andacht, alt und längst verklungen, das der schattenhafte Spielmann singen ließ.

Am Tage darauf fanden sie den Feuermann in matten Wettern liegen. Kaum aber hatte er nach langer Krankheit die erste Schicht wieder verfahren, als die schlagenden Wetter losbrachen und weit über sechzig Mann mitnahmen!

Der Feuermann war auch darunter!

Begegnung

Von M. Mittelstaedt.

Er hatte gehofft, im Abteil des Zuges allein zu bleiben, und runzelte, ohne sich der Unhöflichkeit bewußt zu werden, unwillig die Stirn, als im letzten Augenblick eine junge Frau hastig die Tür öffnete und ihm gegenüber Platz nahm. Ohne sie anzuschauen, riß er die Zeitung aus der Manteltasche. Er hatte ungestört bleiben wollen, und aus diesem Ungestörtsein sollte das köstliche, das ihn befreiende Losgelöstsein wachsen. Er wollte einmal wieder als ungebundener Mensch atmen, nicht abgehetzt vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein.

Die Abreise hatte einer Flucht geglichen. Ich fahre Sonnabend und Sonntag fort. Punktum. Das hieß: ich will von Sonnabend mittag bis Sonntag abend einmal mich selbst besuchen. Ich will freudig von mir selbst empfangen werden, von mir selbst unterhalten sein und — ich will beschenkt heimgehen.

Es lag zurzeit kein besonders schwerer Fall in der Klinik vor, Kollege Felden würde bestimmt alles in bekannter Gewissenhaftigkeit erledigen. Er hatte eine Fahrkarte nach Hannover genommen. Er dachte nicht daran, in Hannover auszusteigen. Er würde irgendwo aussteigen — irgendwann. Es ging keinen Menschen etwas an, man verstehe endlich! Er würde an diesen zwei Tagen ohne Adresse sein, kein Telephon würde ihn erreichen, keine telegraphische Anfrage — nichts — nichts — nichts.

Im selben Augenblick entfiel den Händen der jungen Frau oder des jungen Mädchens — mochte sie sein, was sie wollte — das Buch, in dem sie soeben zu lesen begonnen hatte, und fiel mit tückischem Geräusch neben seinen Fuß. Der Professor ließ die Zeitung sinken und beugte sich hinab. Beileibe nicht verbindlich, nein, mit einem beinahe unwilligen Ausdruck reichte er das Buch hinüber. Hierbei war er gezwungen, in jenes Gesicht zu sehen. Er war als Arzt gezwungen, rein objektiv, als seien es Blätter eines Bilderbuches, die Gesichter der Leute anzuschauen. So überflog sein Blick auch jetzt dieses nervöse, blasse Gesicht. Die hellen Augen waren die eines Kindes, und doch war auch in ihnen die vibrierende Unruhe, die das ganze Gesicht in Spannung hielt. „Danke," sagte sie leise. Losgelöst, völlig losgelöst hatte er sein wollen, und nun war vor ihm dieses friedlose, fremde Gesicht und fragte. Herrgott, bildete er sich das ein? Aber kam nicht jeder Mensch mit einer Frage in sein Zimmer? Mußte diese Fragerei in einem Eisenbahnabteil weitergehen?

Auf einmal kam ihm ein Gedanke, ein ganz verwegener, über den niemand erstaunter war als er selbst. Wie wäre es, wenn er seine Nerven mit einem kleinen Abenteuer auffrischte? Immer begegnete man ihm im Dienst mit derselben beflissenen Bescheidenheit. Hörte er jemals ein freimütiges, nicht vorher überlegtes Wort? Kamen nicht alle Patienten mit derselben benommenen Befangenheit zu ihm?

Sichtlich belebt, warf er die Zeitung neben sich auf den Sitz und schaute noch einmal in jenes Gesicht, das bisher nur Störung gewesen war. Mit einer seltsamen Plötzlichkeit, ihm erschien es fast wie eine Einfühlung in seine Gedankengänge, legte sein Gegenüber ebenfalls das Buch beiseite und schaute ihn an. Als ihre Blicke einander trafen, entflohen die ihren schnell zum Fenster hinaus.

Nein — er begann etwas ungeduldig mit der Fußspitze auf den Boden zu klopfen —, dies nervöse, sichtlich beunruhigte Gesicht konnte unmöglich Anlaß eines Reiseabenteuers werden. Es wäre vielleicht zum Mittelpunkt einer geistigen Ablenkung geschaffen. Aber solch ein Erlebnis erforderte wieder eine gewisse Konzentration. Ja, es gibt solch anspruchsvolle Abenteuer, die einen über sich selbst hinausheben. Nein, nein, das war heute etwas völlig Unerwünschtes, er wollte losgelöst von aller Schwere, von aller Verantwortung sein.

Aber es war seltsam: jenes Gesicht ließ nicht locker, vielleicht rührte es an das Menschliche in ihm, das sonst nicht befragt wurde. Nun tasteten ihn die großen unruhigen Augen erneut ab. Man schien zu einem Vertrauen vorzustoßen. Er runzelte die Stirn. Diese Unruhe da drüben stellte sich ihm mitten in den Weg. Ja, sie benahm einem die Luft, wie ein ganz primitiver Zeitgenosse zu atmen, wie einer, der in solch ein Gesicht schaut und einfach sagt: ist ja entzückend!

Da verlangsamte plötzlich der Zug seine Geschwindigkeit, und im nächsten Augenblick hielt er auf freier Strecke. Der Professor öffnete das Fenster. Man hörte Sprechen, Laufen, Reisende riefen Fragen, und es währte eine ganze Weile,

bis man belehrt war, daß zuvor ein Zusammenstoß stattgefunden habe, daß die Aufräumungsarbeiten noch im Gange seien und man gezwungen sei, zu warten. Wie lange? Das sei nicht abzusehen.

Da faßte der Professor einen Entschluß. Er mußte über sich selbst lächeln. Hatte er nicht vor wenigen Minuten noch solch ein Erlebnis energisch von der Hand gewiesen? Er wandte sich seinem Gegenüber zu und sagte: „Darf ich Ihre Handtasche nehmen? Es ist am besten wir steigen so schnell wie möglich aus. Das nächste Stationsgebäude ist, wie ich gesehen habe, nur wenige Minuten entfernt. Es wird alles dorthin strömen, und der gewiß kleine Raum wird nur zu bald überfüllt sein."

Sie reichte ihm wortlos und sichtlich beunruhigt über diesen unfreiwilligen Aufenthalt ihre Sachen. Sie eilten zusammen neben dem Bahndamm vorwärts und erreichten wirklich als die ersten das kleine Bahnhofsgebäude.

Wenige Minuten später war das Wartezimmer überfüllt. Als ein Bahnbeamter meldete, der Aufenthalt werde ungefähr zwei Stunden dauern, entstand ein allgemeines verärgertes Durcheinander.

„O, dann lassen Sie uns spazierengehen!" bat der Professor, „die Luft draußen ist wirklich verlockender als die Stickluft hier."

Sie willigte ohne Zögern ein, und nachdem sie ihr Handgepäck abgegeben hatten, betraten sie aufatmend die Straße, die vom Bahnhof herunter in das Städtchen führte. Oede Kleinstadtstraßen begannen. Da überkam den Arzt plötzlich eine vagabundische Lust, dieses seltsame kleine Erlebnis so stilgerecht wie möglich zu gestalten. Er war eben im Begriff, ihr seinen Namen zu nennen, als sie lächelnd sagte: „Namen haben wir nicht, bitte! Ich bin eine uralte Bekannte von Ihnen, ja? Sie haben mich von der Bahn geholt, um mir diese blöde kleine Stadt zu zeigen. Sie müssen sich sehr anstrengen, sie mir schmackhaft zu machen!"

„Ich will mein möglichstes tun — natürlich! Wie schön, daß Sie gekommen sind! Es ist wahrhaftig drei Jahre her, seit wir uns das letztemal sahen! Damals war Ihr Gesicht, soweit ich mich erinnere, noch nicht so nervös, noch nicht so behelligt von einem Erleben, mit dem Sie anscheinend nicht fertig werden. Was ist geschehen?"

„Schon damals begannen Sie immer mit unheimlich direkten Fragen," sagte sie lächelnd. „Aber Sie haben recht: es ist etwas geschehen. Sie kennen ja mein unglückseliges Mißgeschick, immer etwas anzurichten!"

Wie herrlich sie Schritt hält — in jeder Weise, dachte er zufrieden. Er fühlte sich unendlich befreit, völlig unbedrängt. Er konnte diese kleine Person einfach hier stehen lassen, wenn er es wollte. Wenn er es wollte! Er würde sich schwer hüten, es zu tun! Köstlicher Vorfrühlingstag! Ratternde Gemüsewagen — Spatzengeschilp — und neben ihm dieses Bündel Nerven und Unruhe. Sie wanderten einträchtig durch die holprigen Straßen — unbekannt — unbefragt — unbehelligt.

„Ja, es ist gut, daß Sie mich einluden," fuhr sie fort, „ich brauche Sie einmal wieder dringend! Ich bin in tausend Nöten!"

„Schon wieder verliebt, schon wieder?" fragte er lachend. „Habe ich Sie nicht schon mehrere Male zusammengeflickt? Aber zuerst stellen wir einmal fest, wie lange Sie nun verheiratet sind."

„Ich bin gar nicht verheiratet. Aber das andere haben Sie richtig erraten: ich habe mich wirklich verliebt. Und ich habe alles so falsch wie möglich gemacht! Ich habe ihn im Konservatorium kennengelernt. Ich habe meine Gesangstunden nämlich nicht aufgegeben, obwohl Musik für meine Familie gleichbedeutend mit Türenknarren ist."

„Also in den Gesanglehrer verliebt? Was?"

„Nein, in einen jungen Kollegen, einen Geiger. Und ich habe das alte Spiel gespielt, das Sie immer verurteilten, aber es kommt aus irgendwelchen Untiefen meiner Natur; ich habe die Leichtfertige gespielt — mit dem Munde, verstehen Sie mich recht! Ich habe den lieben Kerl halb wahnsinnig gemacht. Ich habe ihm, je mehr er mich anbetete, glauben gemacht, daß keine mir an Leichtsinn gleichkäme. Wissen Sie, ich wehre mich mit Händen und Füßen gegen das Gebundensein im Gefühl, ja, ich wehre mich auch dagegen, von dem Gefühl des andern bedrängt zu werden. Ich bin innerlich ein Vagabund!"

„Ich weiß dies von früher her. Sie haben mich mit ähnlichen Dingen überschüttet, aber ich bin darauf hereingefallen. Man braucht doch nur Ihren Mund anzusehen oder Ihre Göhrenaugen! Glaubte denn der Geiger diese Märchen?"

„Er glaubte alles. Er raste, er tobte."

„Und nun — was haben Sie vor? Wo wollen Sie hin?"

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie zögernd: „Ich wollte zu ihm. Er ist für ein paar Tage zu seiner Mutter nach Hannover gefahren."

„Und warum tun Sie das?"

„Ich — ich kann es nicht ertragen, daß er so von mir denkt!"

„Sie lieben ihn also?"

„Ach, ich weiß es nicht! Vielleicht liebe ich nur seine Musik — aber ich habe solch wahnsinnige Angst, daß er sich etwas antut!"

„Das wird er nicht, Kind. Sie sagen, er habe alles geglaubt. Schießt man sich einer leichtfertigen Person wegen eine Kugel vor den Kopf?

Zumal, wenn man der Musik gehört? Man denkt nicht daran!“

„Glauben Sie wirklich?“ Sie atmete erleichtert auf.

„Ganz bestimmt glaube ich das! Es sei denn, er sei gleichzeitig durch schwerwiegende Gründe zur Verzweiflung getrieben. Nun hören Sie gut zu: was geht Sie ein Mensch an, der solches von Ihnen glaubt? Lassen Sie ihn hinfort ganz aus Ihren Gedanken heraus! Sie haben Ihre Kunst, und die wird Sie von Kopf bis zu Fuß in Anspruch nehmen, falls Sie aus Ihrem Studium wirklich etwas Vollwertiges zu machen gedenken. Und den D-Zug lassen wir einfach sausen, nicht? Wir bleiben bis zum Abend hier, und ich spiele ein wenig Arzt bei Ihnen!“

Sie lachte hell auf: „Sie und ein Arzt!“

„Heute muß ich es einmal ausnahmsweise sein, ich will Sie soweit heilen, daß Sie hernach strahlend in einen Zug steigen, der nach Berlin zurückfährt. Und Sie sollen felsenfest davon überzeugt sein, daß der Geiger Sie gar nichts angeht. Ein Mensch, der so wenig in Ihrem Gesicht zu lesen versteht, darf Sie nicht aufhalten. Hat er schon einen Namen in der Musikwelt?“

„Der Ludolf Siebert? Nein — er studiert ja noch.“

„Ludolf Siebert . . .?“

„Ja, kennen Sie ihn etwa?“

„Nein, völlig unbekannte Größe. Er interessiert mich auch keineswegs. Dies wäre nur der Fall gewesen, wenn er in Ihrem Gesicht gelesen hätte, daß Sie nur aus Angst vor Ihrer eigenen Zartheit immer solch zusammengeräuberte Geschichten als Zäune um sich stellen müssen. Aber nun schauen Sie mich nicht so lieb und dankbar an, sonst verliebe ich mich am Ende auch noch in Sie, und ich wollte doch nur Arzt spielen!“

Am Abend wanderten sie mit befreiten Gesichtern zu dem kleinen Bahnhof zurück. Sie hatten Glück. In wenigen Minuten ging ein Zug nach Berlin. Der Professor half dem jungen Mädchen fröhlich und sorglich in ein leeres Abteil hinein. Dann schüttelten sie einander noch einmal wie alte gute Freunde die Hände.

„Sie haben mir wunderbar geholfen, ich werde mich nun ganz tief in mein Studium vergraben. Dank! Dank!“

„Wir haben einander beschenkt. Ich werde immer an diese kleine Stadt zurückdenken, wenn ich das große Aufatmen brauche!“

Als der Zug außer Sicht war, ging der Professor in das Bahnhofsgebäude zurück und ließ sich mit der Klinik in Berlin verbinden. Sodann bat er die Oberschwester an den Apparat.

„Herr Professor . . .?“

„Guten abend, Schwester . . . ich will nur schnell hören wie es dem jungen Siebert auf Zimmer Sieben geht.“

„Gut, Herr Professor, gut! Es sind keine Komplikationen eingetreten. Doktor Felden war soeben bei ihm im Zimmer. Wir haben Sie wieder bewundert, Herr Professor!“

„Na . . . na . . . Schwester, eine Kugel aus den Rippen zu holen, ist noch nicht das Schlimmste! Schwerer wird hernach sein, dem Jungen den Glauben an sein Können zurückzugeben. Na . . . Hauptsache ist erst mal, daß Kollege Felden zufrieden ist.“

„Durchaus, Herr Professor, durchaus!“

„Auf Wiedersehen also . . . Es ist herrlich hier. Ich habe schon ein paar Stunden Mensch sein dürfen!“

„Wo stecken Sie denn, Herr Professor?“

„Also bis morgen abend, Schwester!“

Die Weisheit

Prinz Conti war ein so großer Freund der Malerei, daß er es selbst darin zu einem nicht geringen Grade von Geschicklichkeit brachte. Einst zeigte er dem berühmten Maler Poussin ein Gemälde von seiner Hand und bat ihn, um sein Urteil.

„Mein Prinz!“ sagte Poussin, „Ihnen fehlt nichts zum Künstler als Dürftigkeit, der wahre Künstler kann nur leben, wenn er vor Hunger stirbt.“

Von Kinderreichtum in alter Zeit

In 24 Jahren 21 Kinder . . .

Zu den wichtigsten Familiendokumenten früherer Jahrhunderte gehörten die sogenannten Ehekontrakte, die im Beisein der gewichtigsten Verwandten von Braut und Bräutigam, in der Regel auch unter Beiziehung einiger Ratsmitglieder, aufgestellt, abgeschlossen und besiegelt wurden. Ein solcher Ehevertrag stellte einmal fest, nach welchem Recht die Ehe eingegangen wurde. Das Hauptgewicht aber lag auf finanziellem Gebiete: von der Mitgift bis auf das anwartschaftliche Vermögen wurde alles mit peinlicher Genauigkeit vereinbart. Zumal im gehobenen Bürgerstande, mehr noch als beim Adel, bei dem auch Herkunft, Name und Familie mit ins Gewicht fielen, wurde die Ehe somit durchaus nüchtern und praktisch aufgefaßt. Alles in allem handelte es sich um Abmachungen der Eltern, bei denen Vermögen und Familieninteressen im Mittelpunkt standen. Ob und inwieweit die Hauptbeteiligten, das heißt Braut und Bräutigam, dabei etwas zu sagen hatten, mag dahingestellt bleiben.

Auf alle Fälle hatten Herzensneigungen gegenüber materiellen Erwägungen einen schweren Stand. Dabei hatten die Eltern um so leichteres Spiel, als, zumal in früheren Jahrhunderten, Braut und Bräutigam nicht selten noch unter elterlicher Gewalt standen. So zählte der nachmals zur Bürgermeisterwürde gelangte Salomon Hirzel bei seiner im Jahre 1595 stattgefundenen Vermählung mit der um ein Jahr älteren Elisabetha Keller ganze 15¼ Jahre. Mit 16 Jahren war Hirzel bereits Vater eines Knaben. Siebzehnjährig begab sich ungefähr gleichzeitig ein Junker Schmid in den Ehestand, und die nachmaligen Bürgermeister Leonhard Holzhab (1553—1617) und Heinrich Escher (1626—1710) heirateten mit 19 Jahren.

Dasselbe gilt von dem späteren General Rudolf Werdmüller auf der Auf, der bekanntlich in Conrat Ferdinand Meyers „Schuß von der Kanzel" verewigt wurde. In den ersten Jahren ihrer Ehe lebten diese jungen Paare zum guten Teile im Haushalt der Eltern des Ehegatten und bezogen erst mit der wachsenden Kinderschar ein eigenes Heim. So verhielt es sich noch bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, und zwar in begüterten Kreisen geradeso wie im bürgerlichen Mittelstand, so daß Comptoir und Kinderstube nicht selten identisch waren. Dies versteht man um so eher als Hand in Hand mit den frühzeitigen Heiraten mehr oder weniger auch die Zahl der Kinder Schritt hielt. So war der bereits genannte Bürgermeister Salomon Hirzel Vater von 15 Kindern, von denen es zehn zur Volljährigkeit brachten.

Ein Junker Grebel war Vater von 13, Bürgermeister Heinrich Escher von 11 Kindern, von denen 10 das zwanzigste Lebensjahr überschritten. Zwölf Kinder waren im 17. Jahrhundert gewissermaßen das Normale. Die Verpflegung gestaltete sich um so einfacher, als ein guter Teil des Einkommens, auch der Stadtbewohner, aus Naturalien bestand, ganz abgesehen davon, daß der Bürger in der Regel seinen eigenen Landsitz oder zum mindestens einen Gemüsegarten außerhalb der Stadtmauern hatte. Hand in Hand mit dem Kinderreichtum ging dann freilich eine beträchtliche Kindersterblichkeit, die in ein und derselben Familie um so größer war, je rascher sich die Geburten folgten. So starben von 18 Kindern des Landvogts zu Kyburg, Junker Hans Wilpert Zoller (1673—1757), elf alsbald nach der Geburt oder im ersten Lebensjahr, zwei erreichten ein Alter von vier und fünf Jahren, und nur fünf, vier Töchter und ein Sohn, erreichten ein hohes Alter. Letzterer starb im Jahre 1792 im Alter von 71 Jahren ohne Kinder zu hinterlassen, und mit ihm starb, ungeachtet des väterlichen Kinderreichtums, sein Geschlecht aus.

Analoge Fälle finden sich je und je wieder, wobei die Todesfälle in der Hauptsache auf das erste und zweite Lebensjahr fielen. Merkwürdig ist, daß bei dieser Geburtenhäufigkeit die Sterblichkeit der Mütter relativ gering war, obwohl man damals weder von Gebäranstalten noch von Frauenkliniken etwas wußte. Die Geburtenlisten des 18. Jahrhunderts verzeichnen insofern einen Rückgang, als die Kinder-, bezw. Geburtenzahl durchschnittlich statt zwölf nur noch sechs bis acht betrug. Gleichzeitig erhöhte sich das Heiratsalter beim männlichen Geschlecht auf zwanzig bis sechsundzwanzig, beim weiblichen auf siebzehn bis dreiundzwanzig Jahre, woraus sich die kleinere Kinderzahl zum Teil erklären läßt. Die Kindersterblichkeit aber blieb sich gleich, je nach dem Abstand der Geburten. Interessant auch nach dieser Richtung hin ist neben dem Kinderreichtum die

Kindersterblichkeit in der Familie des erfolgreichen Seidenindustriellen Hans Kaspar Schinz (1697 bis 1766).

Die im Jahre 1789 im Alter von 86 Jahren gestorbene Anna Schinz geborene Hirzel schenkte ihrem Gatten im Zeitraum von 24 Jahren 21 Kinder. Von diesen waren acht totgeboren oder starben wenige Tage nach der Geburt. Drei starben in den ersten drei Lebensmonaten, ein weiteres erlebte neun, wieder ein anderes ein Jahr und fünf Monate. Zur Volljährigkeit gelangten somit nur acht Kinder, vier Töchter und vier Söhne. Von diesen letzteren starb einer mit 21 Jahren; drei gründeten einen eigenen Hausstand, unter diesen der bekannte Ratsherr und Numismatiker Joh. Heinrich Schinz-von Salis und der als zwanzigstes Kind geborene Wilhelm Schinz-Escher. Eine der Töchter wurde die Gattin des bekannten St. Peter-Pfarrers und Physiognomen Joh. Caspar Lavater. Kinderreich waren nicht zuletzt auch die Pfarrherren zu Stadt und Land. Aber gerade diese Pfarrhäuser wurden nicht selten zur Wiege namhafter Familien und Persönlichkeiten, ungeachtet der bescheidenen Einkünfte, unter denen die Bildungsmöglichkeiten der zahlreichen Kinder nur allzuoft zu leiden hatten.

Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts bewegte sich das Heiratsjahr beim männlichen Geschlecht zwischen 20 und 26, beim weiblichen zwischen 17 und 23 Jahren. Dann aber heirateten die Männer immer weniger unter dem dreißigsten, die Frauen nur noch selten unter dem zwanzigsten Lebensjahr. Gleichzeitig ging es mit der Kinderzahl, aber auch mit der Kindersterblichkeit immer mehr zurück, und schon im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wurden Familien mit sechs und mehr Kindern immer seltener. Drei bis vier Kinder waren zu Stadt und Land, bei hoch und niedrig, bei reich und arm zum guten Teil das Normale, wobei die Erstgenannten in der Regel den Anfang machten. Das 20. Jahrhundert mit seinen zwei Weltkriegen brachte einen weiteren Geburtenrückgang, der in seinen Auswirkungen eines der großen sozial-ökonomischen Probleme der Gegenwart bildet.

—Hans Schultheß.

Götheaufsatz eines Dreizehnjährigen

1899 feierte Göthe sein 150 Jubiläum indem er nicht mehr lebte. Er wurde geboren von 1749 bis 1832. Am 28. August erblickte Frankfurt a. M. das Licht der Welt.

Sein Vater war kaiserlicher Rat und die Mutter des Stadtschultheißen Tochter, eine lustige Person. Das Verhältnis der Mutter war sehr liebevoll. 1765 bezog er die Universität Leipzig; um den Jura zu studieren; wozu er aber nicht kam, indem er sich anderweitig amüsierte. Er verfertige mehrere Theaterstücke und Gedichte und wurde hierauf krank.

Von 1768—70 kehrte er wieder in den Schooß des Vaterhauses zurück; um auf die Universität nach Straßburg zu gehen. Hier studierte er die Rechte, indem er Friedericke von Sesenheim kennen lernte.

Auf dem Reichskammergericht in Wetzlar lernte er Charlotte kennen, was die „Leiden des jungen Werther" verursachte und großen Absatz fand. Er mußte nach dem Hofe zu Weimar, weil es der Herzog wünschte. Hierob hob ihn der Herzog in den Adelstand. Er hieß jetzt von Göthe. Aber er dachte immer an Italien, wo es viel Zitronen und Maultiere gibt. Er ging auch hin und kehrte darauf wieder. Vor der Reise liebte Göthe Frau von Stein, nach der Reise seine eigene. Da Schiller auch sehr gut dichten konnte, gründete Göthe mit ihm einen Freundschaftsbund im Jahre 1795 indem Schiller ihn wieder zum Dichten aufregte. Schiller machte diesem schönen Verhältnis 1805 ein Ende, indem er starb, Göthe hingegen starb erst 1832.

Er schrieb sämtliche Werke. Seine größten Werke sind:

Efigenie und der westliche Divan. Wilhelm Meisters Farbenlehre und Götz von Berlingen mit der eisernen Faust I. und II. Teil. Wir werden Göthe stets ein ehrendes Andenken wahren.

Drei lustige Studenten, die einst eine kleine norddeutsche Universität besuchten, träumten immer gerade dann vom vielen Gelde, wenn sie am allerwenigsten in der Tasche hatten. Sie gingen eine Wette ein. Für den, der in der kommenden Nacht im Traum das meiste Geld besäße, sollten die beiden andern die Ausgaben des nächsten Tages bestreiten. Am andern Morgen erzählte der eine: „Ich sah im Traum eine große Wiese voller Nähnadeln, und ein Mann, der am Rande der Wiese stand, sagte zu mir: „Alle diese Nadeln wirst du gebrauchen, um die Säcke für dein Geld zusammenzunähen." „Dann hast du die Wette nicht gewonnen," meinte zuversichtlich der andere, „mir träumte nämlich, das ganze Meer sei voller Tinte, und ich hätte es doch austauchen müssen, um damit die Zahl zu schreiben, die mein Geld ausmacht." „Aber ich habe die Wette gewonnen," rief da erfreut der Dritte, „denn mir träumte, ihr hättet mich zum Alleinerben eingesetzt!"

Witz und Humor



Emils Urlaub

Unter Bullbrichs Waschtisch hing ein Paradehandtuch mit dem schönen Leitwort „Sich regen bringt Segen." Und was Frau Mieze Bullbrich war, die hielt es sehr stark mit diesem Leitwort. So sollte ihr Emil denn auch nach der Melodie „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann" seinen Urlaub verbringen.

„Wenn du für dich am Radio was basteln willst, denn kannste ganz gut die Finger bewegen, denn kannste löten und pinseln. Möchtest de nich mal in deinen Ferjen unsern Küchenschrank neu streichen?"

„Gewiß doch, Miezeken, „dat is 'n Klacks."

„Muttern möchte gern ihren alten Mahagonitisch frisch aufpoliert haben."

„Mach ick."

„Könnteste denn nich auch dat Sofa in der Wohnstube neu beziehen?"

„Vielleicht."

„Und andere Tapeten im Herrenzimmer an die Wände kleben? Die Tapeten da sind mächtig schäbig. Wenn wirklich mal 'n anständiger Besuch zu dir kommt, den kannste da sooo gar nich mehr reinführen."

„Mal sehen."

„Die schweren Drahtrahmen in unseren Bettstellen könnwer zusammen reinigen. Das Gas in der Küche blubbert, da muß mal durch das Rohr gepustet werden. Der Boden muß jemand aufräumen, und das Licht im Keller kannste nachsehen."

„Nee, Mieze, dat mit da Licht geht nu wirklich nicht. Da darf nur 'n anerkannter Installateur ran."

„Na, schön, denn kramste dafür den Kohlenkeller aus, reinigst die Kartoffelkisten, damit wir das im Herbst nich nötig haben. Die Wäschepfähle im Garten wackeln, die kannste mal fest einstampfen. Und denn wollteste mir doch schon immer 'ne Kochkiste bauen?! Wenn denn noch Zeit is, werd' ick wohl noch wat finden."

„Gewiß doch, Miezeken, da wirste wohl noch wat finden."

„Eigentlich könnte ick mal etwas länger schlafen, wenn du Ferjen hast. Du mußt ja doch früh raus, da kannste auch morgens eben dafür sorgen, dat die Kinder nach Schule kommen."

„Gewiß doch, Miezeken." —

✻

Gestern abend traf ich Emil Bullbrich. Er kam auf seinem Drahtesel dahergegondelt. Er winkte mir quietschvergnügt zu.

„Na, Emil, wo biste gewesen?"

„Ausflug gemacht ins Grüne. Ich hab doch Urlaub."

„Für den Fall hatte deine Mieze doch sooon langet Programm."

„Natürlich h a t t e se. Jetzt will se mich nich mehr im Hause sehn. So dof sein wie ick, dat müßte schön sein, hat sie gesagt."

„Was haste denn angestellt?"

„Angestellt? Jeden Morgen die Kinder in die Schule besorgt, und den Küchenschrank hab ich weiß lackiert. Und den Tisch für Schwiegermuttern poliert, und die Tapete im Herrenzimmer geklebt, und zuletzt hab ick den Gashahn, nee Gasherd, neu angeschlossen, und dann hat die Mieze jesagt: „Nu aber raus," hat se jesagt, „und, daß du mir keinen Hammer in die Hand nimmst, solange du noch nich Witwer bist."

„Ja, aber? Warum denn? Was is denn passiert?"

„Passiert ist weiter nicht viel," zuckte Emil die Achsel. „Bloß sie wollte die Kartoffeln aufsetzen, die Mieze, und da hatt' ich doch — verstehste — aus Versehen das W a s s e r r o h r an den G a s h e r d angeschlossen!"

Stilblüten

Die Stilblüte ist ein komisches Gewächs. Wie das Unkraut findet man sie in allen Kulturländern. Wo viel geredet und geschrieben wird, gedeiht sie prächtig; geradezu wuchern soll sie in der stillen Amtsstube. Die illustrierte Zeitungsfrau, die komplett möblierte Zimmervermieterin, die zugezogenen Gesundheitsrücksichten können einem jederzeit ein Lächeln abgewinnen. Und wer hätte nicht — den tieferen Sinn erfassend — Verständnis für die „trinkenden" Geschäfte des Bäuerleins in der Amtsstadt, mit denen er seine Verspätung vor Gericht zu entschuldigen sucht.

✻

Würzige Kräuter, zu denen wir die Stilblüte rechnen, gedeihen auf dem Lande am besten. Hier einige Beispiele:

Das bei der Kirchweih verbotene Schießen wird hiermit in Erinnerung gebracht.

Jede Verunreinigung und alle Hunde haben zu unterbleiben.

Es wird angeordnet, daß vom 15. d. M. an die Pferde und Kühe in den Ställen nicht mehr mit brennenden Tabakspfeifen gefüttert werden dürfen.

✣

Auf dem Badeplatz prangte die Vorschrift:
Der Badeanzug hat dem Anstand in jeder Form Rechnung zu tragen.
Wegen Tollwut haben alle diejenigen, die Hunde halten, Maulkörbe zu tragen.
Die Zwangsversteigerung der Wm. Schaberneck ist aufgehoben.

✣

Ein Bürgermeister bescheinigt, daß der ortsübliche Taglohn bei Nacht RM. 5,— beträgt.
Vermögensverhältnisse besitzt derselbe nicht; sein Leumund ist beklagenswert.
Der Genannte ist schon viele Jahre Mitglied des Gemeinderats, sonst liegt nichts Nachteiliges gegen ihn vor.

✣

Ein Polizeidiener meldet gehorsamst: „Und als ich den Ruhestörer verhaften wollte, schrie er mit ungebührlich lauter Stimme: Weg, du dummes Polizeier Luder, ein Beweis, daß er noch im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte war."

✣

Auch die ernstgemeinteste Anzeige ist vor unfreiwilliger Komik nicht sicher:
8 Tage vor Weihnachten wurde in Selbach eine Treibjagd abgehalten, wo Kahl H., Fabrikarbeiter, dabei war als Schütze, und hat an diesem Tag einen Has geschossen. Dieser ist nicht im Besitze eines Jagdpasses. Da kann ein jeder machen was er will. Das Gewehr läßt er hinaustragen und abends wieder heim; bitte die Sache gründlich untersuchen.
Er aß den verwilderten Hasen mitsamt seiner Familie.

Der Theater-Garderobier B. ist, wie die meisten seiner Berufsgenossen, jeglicher Arbeit, die nicht in sein Fach schlägt, heftigst abgeneigt.
Die Generalprobe von „Gyges und sein Ring" ist zu Ende und ich überrasche ihn dabei, wie er eben die Namen der Mitwirkenden und die von ihnen verwendeten Kostüme ordnungsgemäß, aber mit mangelhafter Orthographie, in sein hierfür bestimmtes Buch eintragen will. Ganz oben auf der noch leeren Seite prangt als Ueberschrift: „Der Gyges." Ich frage erstaunt:
„Warum schreiben Sie denn nur ‚Der Gyges'? Das Stück heißt doch: ‚Gyges und sein Ring'!"
Worauf B., ohne mich anzublicken, energisch

antwortet: „Ring? Ring geht mi nix an. Das is' dem Requisiteur sei' Sach'n!"

✣

Als Charles Dickens in England auf der Höhe seines Ruhmes stand, kam er auf Besuch nach Paris, wo Balzac gerade seine stärksten Erfolge hatte. Auf einem Bankett, das man zu Ehren des englischen Erzählers in der französischen Metropole gab, brachte ein Schriftsteller einen Toast auf Dickens aus, den er als den größten Erzähler seiner Epoche pries.

Dickens hörte zu, erhob sich dann und sagte ebenso kurz wie bescheiden: „Im Namen Balzacs danke ich Ihnen."

✣

Der Papst empfing einmal einige französische Seeoffiziere. Einem derselben kam die Zeremonie des Fußkusses so drollig vor, daß er lachen mußte. Der Führer der Delegation entschuldigte sich lebhaft wegen dieser Entgleisung, aber der Papst erwiderte lächelnd: „Bleiben Sie ganz ruhig; ich kann wohl aus dem Fegefeuer erlösen, aber ich habe keine Macht um zu verhindern, daß Franzosen lachen!"

✣

Ein Bauer kam zum Advokaten, bat, er möchte ihm seine Sache ausführen; indem ging der Advokat in der Stube auf und nieder und las in einem kleinen Büchlein. Der Bauer sah, daß so viele große Bücher in der Stube standen, packte den Advokaten am Arm und sagte: „Herr, leset doch uth den groten Book ock wat; mine Sake ist doch ene grote Sake."

✣

Glatte Rechnung

Im Jahre 1912 besuchte gelegentlich einer Flottenübung der englische Admiral Jellicoe, der während des Weltkrieges Oberbefehlshaber der gesamten englischen Flotte war, eine Küstenfestung in Norwegen. Er besichtigte das Fort sehr genau und wandte sich dabei auch an einen Matrosen, der Posten stand, um dessen Meinung kennenzulernen.

„Welche Truppenzahl könnt ihr denn hier bei einem feindlichen Angriff zusammenziehen," fragte er ihn.

„Etwa zehntausend Mann, Herr Admiral."

„So, so — und was würdet ihr tun, wenn ich mit zwanzigtausend Mann in böser Ansicht hier landete?"

„Ganz einfach, Herr Admiral — jeder von uns würde eben zweimal schießen!"

✣

Der Blindgänger

Der Batterieführer, Hauptmann Z., war nicht sehr beliebt bei seinen Leuten. Er war ihnen zu streng, zu peinlich genau, sie fanden, er verlange zu viel von ihnen.

Eines Tages erschien der Gefürchtete unvermutet im Batteriestand. Er hörte noch, wie einer der Kanoniere den anderen etwas zurief, dann standen alle wie Salzsäulen.

Nach kurzem Ueberlegen winkte der Hauptmann den Kanonier Wuttke zu sich heran. Wie aus der Pistole geschossen, flitzte der vor und knallte die Hacken zusammen.

„Sagen Sie mal," knurrte der Batterieführer, „Sie haben da soeben den anderen ein Wort zugerufen. Was riefen Sie?"

Dem Kanonier traten vor Verlegenheit die Augen aus den Höhlen. Er würgte und würgte, brachte jedoch nichts heraus.

„Na — man los!" ermunterte der Hauptmann ihn. „Sie können es mir ruhig sagen. Tun Sie so, als ob ich Ihr Kamerad wäre!"

Dem Wuttke kamen die hellen Schweißtropfen. Schließlich ermannte er sich und brachte stolternd hervor:

„Ich — ich rief — — Achtung — der — der — Blindgänger!"

Ueberrascht blickte der Vorgesetzte ihn an. Dann forschte er:

„Aha — ein Spitzname für mich. Und weshalb nennt man mich denn Blindgänger — na?"

Nun aber schwieg der Kanonier Wuttke wie ein Fisch.

„Ist es denn so schlimm?" lächelte der Gestrenge säuerlich.

Wuttke schwieg weiter, abgrundtief, schwitzend wie ein Kuli.

Da zog der Hauptmann seine Geldbörse, entnahm ihr einen Taler, hielt ihn dem Wuttke unter die Nase und drängte:

„Heraus mit der Sprache! Hier den Taler dafür. Also — warum heiße ich Blindgänger?" Er drückte Wuttke den Taler in die Hand.

„Weil — weil —", krümmte der sich, um dann verzweifelt hervorzustoßen, „weil der Herr Hauptmann auch nicht krepieren!"

✣

Der beste Soldat

Der englische General Shelley ritt während der Besichtigung eines Kavalleriekorps an einen Sergeanten heran, und es entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Welches ist das beste Pferd Ihrer Schwadron?" fragte Shelley.

„Das Pferd Nummer 40."

„Welche Eigenschaften machen es zu dem besten?"

„Es trabt und galoppiert gut, hat keinen Fehler, ist wohlgenährt, trägt den Kopf hoch, hat ein gutes Gemüt und ist noch jung."

„Und wer ist der beste Soldat der Schwadron?"
„Tom Jones, Herr General."
„Warum?"
„Er ist ehrlich, dienstwillig, tapfer, nimmt Equipierung und Waffen in acht, sorgt gut für sein Pferd und hält sonst in allen Stücken streng auf Erfüllung seiner Pflicht."
„Wo ist nun das beste Pferd?"
„Es ist das meine, Sir!"
„Und wer ist der beste Soldat?"
„Ich, zu dienen, Herr General!"
Shelley lachte laut auf, und da er sich von der Wahrheit der erhaltenen Auskunft überzeugte, belohnte er den originellen Sergeanten reichlich.

*

Dame: „Ich suche jemanden zum Kohlenschleppen, Ofenheizen, Rasenmähen und Blumenpflegen. Außerdem muß er auf die Kinder achten und das Geschirr spülen. Keine Arbeit darf ihm zuviel sein. Bedingung ist, daß er gut aussieht, nüchtern und nicht über dreißig ist."
Angestellter: „Verzeihung, Gnädigste, Heiratsinserate müssen Sie am nächsten Schalter aufgeben."

*

„Laß mich endlich in Ruhe, Bengel, du fragst ja das Blaue vom Himmel herunter."
„Nur noch eine Frage, lieber Pappi?"
„Na los, was denn?"
„Sag mal, wenn sich eine Wespe auf eine Brennessel setzt, sticht dann die Wespe die Brennessel oder die Brennessel die Wespe?"

*

Pieter Klaumann steht wieder vor Gericht.
„Sind Sie vorbestraft?" fragt ihn der Vorsitzende.
„Vorbestraft? Enä, mich bestrafense immer erst hinterher."

*

„Na, was macht Ihr neuer Mieter, Frau Lemke?"
„Ach, denken Sie sich nur, gestern sagte er zu mir, hinter der Tapete seien Wanzen. Nun bitte ich Sie. Was hat der Mann hinter der Tapete zu suchen?"

*

Rehling, der zaghafte Ehemann, hörte, wie seine Frau das Hausmädchen heftig beschimpfte.
Als er nachher das Mädchen sah, meinte er: „Wir sind schön in der Patsche, was?"
„Nur Sie," schnaubte das Mädchen, „denn ich werde morgen kündigen."

*

„Ich habe gestern die Zwillinge von Jürgens gesehen — der Junge ist ja die reine Photographie vom Vater."
„Ja — und das Mädel ein Tonfilm von der Mutter."

Sie: „Was wirst du tun, wenn ich sterben sollte?"
Er: „Vermutlich dasselbe was du tun würdest."
Sie: „Oh du Elender, und ich habe dir so fest geglaubt, als du mir versprachest, nie wieder zu heiraten."

*

„Ich muß dir etwas sagen, Peter. Bald werden wir hier zu dreien sein."
„Aber Annchen, Liebste, ist es denn wirklich wahr?"
„Ja, Peter, Vater und Mutter lassen sich scheiden, dann zieht Mutter zu uns."

*

„Na, Kleiner, du bist mir doch hoffentlich nicht böse, wenn ich dir heute deine große Schwester entführe. Wir haben uns nämlich eben beim Tanzen verlobt."
„Böse?" meinte der trocken, „warum denn böse? Deswegen haben wir ja bloß das ganze Fest gemacht."

*

Er runzelt die Stirn. „Weißt du, was meine Freunde sich erzählen?" ruft er. „Ich führe, sagen sie, zu Hause ein Hundeleben."
„Da haben sie recht, deine Freunde," lächelte sie, „spät abends kommst du schmutzig nach Hause, machst es dir am Ofen bequem, kratzt dich, lauerst auf das Essen, und im übrigen knurrst du den ganzen Tag."

„Mensch, was siehst du denn so stoppelig aus? Du hast dich wohl seit 2 Wochen nicht rasiert."

„Stimmt — ich gehe nämlich nächsten Samstag zum Kostümfest . . . da brauche ich mir nur eine grüne Decke umzuwerfen und gehe als Kaktus."

*

„Sehen Sie doch die hübsche Blondine dort. Ich bin ganz verliebt in sie. Ob man da hoffen darf?"

„Schwer zu sagen. Aber sagen Sie mir es bitte, wenn Sie Erfolg haben."

„Warum interessiert Sie das?"

„Ich bin ihr Mann."

*

Wegerich hatte sich ein Häuschen gebaut und einen Garten angelegt. Kürzlich hatte er einen Bekannten zur Besichtigung eingeladen.

Der Bekannte betrachtete alles, aß, trank und schließlich sagte er: „Ganz schön, aber die Bäume sind noch sehr niedrig und klein!"

Das wurmte Wegerich maßlos und darum murmelte er giftig: „Wenn ich Sie wieder einlade, werden die Bäume bereits groß sein und dichte Kronen haben!"

*

Anton Bruckner war wie viele hervorragende Künstler alles andere als ein Gesellschaftsmensch. Doch mußte er wieder einmal an einem großen Festessen teilnehmen. Seine Tischdame, die ihn sehr verehrte, wollte sich gern mit ihm unterhalten, doch da Bruckner beharrlich schwieg, sagte sie schließlich etwas unvermittelt zu ihm: „Herr Professor, haben Sie nicht bemerkt, daß ich heut Ihretwegen meine schönste Toilette angelegt habe?"

Da lächelte Bruckner verlegen und erwiderte: „Ach, Fräulein, meinetwegen hätten S' überhaupt nix anzieh'n brauchen!"

*

Das Untier

Als der Ingolstädter Professor Adam Tanner auf einer Reise nach Innsbruck in Unken — nonem est omen — gestorben war, fand man in seinem Gepäck ein Vergrößerungsglas, in dem eine Mücke eingeschlossen war. Die biederen Leute, in deren Haus der fremde Reisende gestorben war, gerieten darob in fürchterliches Entsetzen: Daß ein so großes Tier mit schweren dichten Haaren, langen Klauen und einem so entsetzlichen Maul in einem kleinen gläsernen Behälter eingeschlossen sein konnte, der — wie der Augenschein bewies — vielmals kleiner als das Untier selbst war.

Das konnte nur mit dem Teufel zusammenhängen, ja das häßliche Geschöpf mit seinem widerwärtigen Aeußeren mußte der Teufel höchstpersönlich selbst sein. Und so lief man voller Entsetzen zum Pfarrer, damit dem toten Fremdling, der den Teufel mit sich führe, das ehrliche Begräbnis verweigert würde. Bis der Pfarrer die Geschichte aufklärte, indem er selbst eine Mücke fing und in das Vergrößerungsglas hineinsetzte. Da erst beruhigten sich die guten Leute und auch der tote Professor kam zu seinem ehrlichen Begräbnis. So geschehen Anno 1632.

*

Ein aufregendes Abenteuer, das wunderbarerweise keine ernsten Folgen hatte, erlebten, wie aus Stockholm berichtet wird, fünf junge Schweden. Sie hatten ein Auto gemietet und eine lange Vergnügungsreise nach Nordschweden gemacht und wollten nun nach der Hauptstadt, in der sie wohnen, zurückkehren. Aber an einer Stelle der Straße, gerade in einer schwierigen Kurve, geriet das Auto bei sehr schneller Fahrt außer Kurs und stürzte in eine Schlucht. Sicher wären alle Insassen ums Leben gekommen, wenn der Wagen in seiner vollen Fahrt nicht mit den Rädern gerade in die dichte, mächtige Baumkrone einer riesigen, über 100jährigen Eiche, die an dieser Stelle am Grunde der Schlucht stand, gelandet wäre. So kamen die fünf Insassen, abgesehen von einigen Kratzern, die sie von den Zweigen erhielten, heil davon.

*

Kurz nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1894 war Zar Nikolaus II., wie er es gewohnt war, am frühen Morgen auf dem Velo allein in seinem Schloßpark unterwegs. Plötzlich sprang die Kette vom Zahnrad, und der Zar sah sich gezwungen, abzusteigen und höchst eigenhändig die Reparatur vorzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wurde er von einem General überrascht, der eben aus einer der entferntesten Provinzen des Reiches angelangt war, um dem neuen Zaren vorgestellt zu werden, und der sich in Erwartung der Audienz im Park erging. Nun trug Nikolaus für gewöhnlich eine einfache Obersten-Uniform. Der General trat neugierig hinzu, schaute, was der Offizier da an seinem Velo herumbastelte. Nikolaus sah kurz auf, war aber so sehr in seine ungewohnte Arbeit vertieft, daß er den General nur flüchtig anblickte und dann bat, doch einen Moment das Vorderrad festzuhalten.

Der General wurde knallrot: „Was fällt Ihnen eigentlich ein, Herr?" schrie er. „Statt mich zu grüßen, wie sich's gehört, verlangen Sie von mir noch Handlangerdienste? Warum grüßen Sie mich eigentlich nicht?" „Ach, entschuldigen Sie vielmals," entgegnete Nikolaus, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen, „aber ich habe noch nicht genug Zeit gehabt, alle meine Generäle kennzulernen, sonst hätte ich Sie mit dem größten Vergnügen begrüßt. Wissen Sie, ich bin eben erst so kurze Zeit Zar . . ."

Deutsche Geistliche in Canada

Vereinigte Lutherische Kirche von Nord-Amerika.

Ev.-Luth. Synode von Canada.

Beamte der Synode:

Präsident: Pastor J. Reble, D.D., 710 Avondale Ave., Kitchener, Ont.

Vizepräses: Pastor A. G. Jacobi, 16 John St. E., Waterloo, Ont.

Sekretär: Pastor C. R. Cronmiller, 16 Kent St., Welland, Ont.

Hilfssekretär und Statistiker: Pastor O. Stockmann, Tavistock, Ont.

Schatzmeister: Pastor H. R. Mosig, New Hamburg, Ont.

Ontario:

J. Langholz (em.), Ayton, Ont.
E. Schuelke (em.), 103 Brubacher St., Kitchener, Ont.
H. Twietmeyer (em.), Hanover, Ont.
C. Zarnke (em.), New Hamburg, Ont.
M. Voß, Eganville, Ont.
E. Neudoerffer, D.D., Luthergiri Seminary, Rajahmundry, India.
H. Shorten, D.D., 83 Queen St. N., Waterloo, Ont.
C. H. Little, D.D., S.T.D., 170 Albert Albert St., Waterloo, Ont.
H. F. Gruhn, (em.), Port Albert, Ont.
C. Ziegler (em.), Goderich, Ont.
H. R. Mosig, New Hamburg, Ont.
H. J. Lamach (em.), New Hamburg, Ont.
W. H. Knauff, 139 Church St., Preston, Ont.
J. H. Rebble, D.D., 710 Avondale Ave., Kitchener, Ont. Office Adresse: Waterloo College, Waterloo, Ont.
O. T. C. Stockmann, Box 88, Tavistock, Ont.
John Schmieder, D.D., 43 Alma St., Kitchener, Ont.
G. M. Kaiser, R.R. No. 1, Rankin, Ont.
R. Pfeiffer, B.D., Denbigh, Ont.
H. Rembe, Massey, Ont.
Theo. A. Jseler, 57 Union St., Port Colborne, Ont.
C. S. Roberts, 99 King St. N., Waterloo, Ont.
E. F. Sterz, Box 303, Hanover, Ont.
L. Irschick, Repalli, Madras Presidency, India.
R. B. Geelhaar, Box 338, Listowel, Ont.
S. Cooper, R.R. No. 1, Maple, Ont.
A. Grunwald, Ph.D., 389 Woodbine Ave., Toronto, Ont.
F. L. Howald, S.T.M., Morrisburg, Ont.
A. G. Jacobi, 16 John St. E., Waterloo, Ont.
H. L. Creager, D.D., 174 Albert St., Waterloo, Ont.
J. Mangelsen, Box 726, Aylmer, Ont.
L. H. Kalbfleisch, Elmira, Ont.
E. J. Fischer, Box 92, Walkerton, Ont.
J. L. Kirchhofer, Petawawa, Ont.
C. R. Cronmiller, 16 Kent St., Welland, Ont.
S. J. Wittig, Connestogo, Ont.
George Innes, Williamsburg, Ont.
Wm. Schultz, R.R. No. 1, Bornholm, Ont.
W. A. Mehlenbacher, 18 Victoria Ave. S., Hamilton, Ont.
H. Binhammer, B.D., Box 97, Wellesley, Ont.
E. W. Heimrich, Box 276, Zurich, Ont.
J. H. Peters, 3594 Jeanne Mance, Montreal, Que.
K. Sobbe, R.R. No. 1, Tavistock, Ont.
B. Paulson, Eganville, Ont.
H. W. Baetz, Box 156, Chesley, Ont.
A. J. Datars, R.R. No. 3, Kitchener, Ont.
G. R. Schultz, 137 Albert St. W., Sault Ste. Marie, Ont.
R. A. Keffer, Maple, Ont.
Franz J. Koski, 31 Golden Ave. S., South Porcupine, Ont.
A. W. Lotz, 49 Queen St. N., Kitchener, Ont.
S. Friedrichsen, R.R. No. 2, Baden, Ont.
H. J. Mamester, 346 Munro St., Pembroke, Ont.
Karoly Zsebik, 5338 Coolbrooke Ave., Montreal, Que.
H. R. Lossing, 25 Grand Ave. S., Galt, Ont.
H. W. Opperman, 7 Belvale Ave., Toronto 9, Ont.
J. Yrttimaa, 1632 Dorchester St. W., Montreal, Que.
A. F. Buehlow, 4 Southampton St., Guelph, Ont.
F. C. Mueller, 104 Hughson St. N., Hamilton, Ont.
George F. Durst, c-o Waterloo College, Waterloo, Ont.
George W. Orth, Desboro, Ont.
Walter Goos, Linwood, Ont.
Julius Neff, Arnprior, Ont.
M. N. Lepisto, R.F.D. 6, New Castle, Pa.
W. C. Nolting, 1215 Parent Ave., Windsor, Ont.
Kyosti Toppila, 56 Lowther Ave., Toronto, Ont.
Lauri Pikkusaari, Box 637, Copper Cliff, Ont.
F. W. Haak, Box 16, Ayton, Ont.
Karl J. Knauff, 66 Centre St., Stratford, Ont.
R. A. Berner, 1228 Spruce St., Philadelphia, P., U.S.A.
G. R. H. Wuerscher, Maynooth, Ont.
Ulrich Leupold, Ph.D., 133 Albert St., Waterloo, Ont.
L. H. Schaus, 18 Hickory St., Ottawa, Ont.
H. T. Lehmann, T.H.D., 186 Albert St., Waterloo, Ont.
Carl J. Treusch, B.D., Box 293, Milverton, Ont.
A. B. Little, S.T.M., R.R. No. 1, Ayton, Ont.
Paul W. H. Eydt, R.R. No. 1, Brunner, Ont.
A. A. Schweitzer, B.D., 18 Chestnut St., Brantford, Ont.
Martin J. Stockman, Box 33, Wiarton, Ont.
C. Dietsche, Walkerton, Ont.
J. F. Neudoerffer, 285 Clarke Ave., Westmount, Que.
Henry F. Ruhn, Heidelberg, Ont.
Alvin J. Baetz, Hespeler, Ont.
Alfred Kennard, 121 Lotteridge St., Hamilton, Ont.
Henry H. Schmieder, New Dundee, Ont.
Luther Eberhardt, Ladysmith, Que.
Roy Groß, 49 Queen St. North, Kitchener, Ont.

Liste am ev.-luth. Seminar:

Seminar Fakultät: Rev. H. T. Lehmann, Th.D., Rev. H. Craeger, Ph.D., Rev. C. H. Little, S.T.D., D.D., Rev. U. Leupold, Ph.D.

College:

Carl F. Klinck, Ph. D., Dean; Rev. H. Schorten, D.D.; Prof. W. D. Evans, M.A.; Prof. A. E. Raymond, M.A.; Prof. R. C. McIvor, M.A.; Miss M. MacLaren, M.A.; Miss Mabel Dunham, B.A.; Dr. U. S. Leupold, D. A. O. Potter, G. H. Clawson, H. W. Cleghorn, Prof. W. M. G. Trott, Ass't. Prof.

Franz J. Koski, 22 King Str., Kirkland Lake, Ont.
Rev. Wuerscher, Maynooth, Ont.

Ev.-Luth. Synode von Manitoba u. a. Provinzen.

(Vereinigte Lutherische Kirche in A.)

Beamte und Executive der Synode:

Präses: Pastor J. E. Bergbusch, Spruce Grove, Alta.; Vize-Präses: Pastor A. Goos, 419 Ave. 1. North, Saskatoon, Sask.; Sekretär: Pastor G. A. Heimann, Room 100 Union Station, Winnipeg, Man.; Hilfssekretär: Pastor L. Koß, Hay Lake, Alta.; Schatzmeister: Prof. Dr. E. Gomann, Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.; Statistiker: Pastor E. S. Rosenquist, Edenwold, Sask.

Beamte der Distriktskonferenzen:

Manitoba-Konferenz: Präsident: Pastor H. Moertelmeyer, Beausejour, Man.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Chr. Clausen-Mohr, Emerson, Man.

Saskatchewan-Konferenz: Präsident: Pastor K. W. Sterzer, Craven, Sask.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Hy. H. Poggemiller, Esk, Sask.

Alberta-Konferenz: Präsident: Pastor Ferd. Oswald, 10014—81. Ave. So., Edmonton, Alta.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Louis Schoepp, R.R. 2, Brightview, Alta.

Synodales Missionskomitee:

Manitoba: Pastoren Karl Wulf, John Gnauck und A. Graf.

Saskatchewan: Pastoren K. F. Sterzer, Otto Goos, und Herr John Blaser.

Alberta: Pastoren W. Wahl, Leonard Koß, und Herr Herman Boehme.

Siedlungskomitee:

Pastoren: W. Wahl, H. G. H. Klingbeil und A. Goos.

Aufsichtsbehörde des Colleges und Seminars zu Saskatoon, Sask.

Präsident: Pastor G. A. Heimann, Winnipeg, Man. (1945—1951); Vize-Präsident: Pastor Heinz Dahle, Lipton, Sask. (1944—1947); Sekretär: Pastor K. W. Freitag, R.R. 1, Spruce Grove, Alta.; Schatzmeister: Herr Fred Reibetanz, 110 27th St. W., Saskatoon, Sask.; Synodal-Präses: Pastor J. E. Bergbusch, Spruce Grove, Alta.; Herr Ed. Poirant, Rosenfeld, Man. (1945—1951); Herr Lorenz Blaser, Markinch, Sask. (1941—1947); Herr Albert Kuhl, 10233 147th St., Edmonton, Alta. (1943—1949).

Examinations-Komitee: Pastoren G. A. Heimann, J. E. Bergbusch, Ed. Duesterhoeft und Heinz Dahle.

Komitee für Studentenunterstützung: Prof. Dr. C. Kleiner, Prof. Dr. E. Gomann und Herr G. Werle.

Committee on Stewardship and Promotion: Pastoren K. W. Sterzer, Otto Goos, Ed. S. Rosenquist; Herren F. Reibetanz, John Blaser und John Brandt.

Stewardship Secretary: Pastor Otto Goos, Markinch, Sask.

Committee on Parish Education: Pastoren E. G. Goos, Alvin Querengesser, F. Knebel, F. W. Lenz.

Comittee on Higher Education and Men for the Ministry: Pastoren Karl Wulf, Alvin Querengesser, Ed. Duesterhoeft.

Komitee für soziale Mission: Pastoren Otto Winter, H. Moertelmeyer, H. Dahle, E. Kublik und Herr R. Goltz.

Komitee für Diakonissenarbeit: Pastoren H. Keitel, Chr. Clausen-Mohr, F. W. Lenz.

Stadtmissionar: Pastor G. A. Heidmann, 60 Evanson St., Winnipeg, Man. Tel. 73 889. Office: Room 100 Union Station, Winnipeg, Man. Tel. 902 312.

Komitee für Heidenmission: Pastoren Chr. Clausen-Mohr, E. Krisch, R. Gloeckler.

Komitee für Publikationen: Pastoren N. Willison, D.D., Litt.D., E. G. Goos, J. E. Bergbusch.

Jugendsekretär: Pastor Otto Goos, Markinch, Sask.

Sekretär für Frauenmissions- und Männervereine: Pastor G. A. Voellm, Inglis, Man.

Kirchenblatt - Komitee: Pastoren W. Wahl, Ed. Duesterhoeft, N. Willison, H. Moertelmeyer und E. G. Goos.

Der Synodalbote: Schriftleiter: Pastor H. Moertelmeyer, Beausejour, Man.; Geschäftsführer: Pastor Geo. E. Spohr, 579 Anderson Ave., Winnipeg, Man.

The Church Messenger: Editor: Rev. E. G. Goos, Bathgate, N.D., U.S.A.; Business Manager: Rev. Geo. E. Spohr, 579 Anderson Ave., Winnipeg, Man.

Komitee für kirchliche Baukunst: Pastoren J. E. Bergbusch und W. Wahl.

Pastoren der Manitoba-Konferenz:

Chr. Clausen-Mohr, Emerson, Man.
Johannes Gnauck, Emerson, Man.
E. G. Goos, Bathgate, N.D.
G. A. Heimann, Room 100, Union Station, Winnipeg, Man.
H. Keitel, Rosenfeld, Man.
Edmund Krisch, Thalberg, Man.
F. W. Lenz, 493 Lipton St., Winnipeg, Man.
H. Moertelmeyer, Beausejour, Man.
Geo. E. Spohr, 579 Anderson Ave., Winnipeg, Man.
G. A. Voellm, Inglis, Man.
Walter Weind, Monrovia, Liberia.
Gerhard Weise, Dresden, N.D.
Otto Winter, 440 Penninghame St., Winnipeg, Man.
Karl Wulf, 372 Bannerman Ave., Winnipeg, Man.

Pastoren der Saskatchewan-Konferenz:

Eugen Buehler, Neudorf, Sask.
P. N. Christiansen, The Pas, Man.
Heinz Dahle, Lipton, Sask.
Fred Gaertner, Sutherland, Sask.
E. Gomann, S.T.D., Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.
A. Goos, 419 Ave. E. North, Saskatoon, Sask.
Otto Goos, Markinch, Sask.
Theodore E. Herrmann, Flin Flon, Man.
C. Kleiner, D.D., 414 Main St., Saskatoon, Sask.
Ernst Koch, Langenburg, Sask.
Aleksi Koski, Wapella, Sask.
Wm. Mahlstedt, Elbourne, Sask.
R. Markwart, R.R. Tisdale, Sask.
Hy. H. Pogemiller, Esk., Sask.
Alvin Querengesser, Balbrand, Sask.
E. S. Rosenquist, Edenwold, Sask.
Max Richter, Langenburg, Sask.
Martin Ruccius, Monrovia, Liberia.
Philip Schmidt, Hubbard, Sask.
K. F. Sterzer, Leask, Sask.
K. W. Sterzer, Craven, Sask.
Peter Tourney, Elbourne, Sask.
G. Wiedenroth, Rosthern, Sask.
Nils Willison, D.D., Litt.D., Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.

Pastoren der Alberta-Konferenz:

G. Becker, R.R. 2, So. Edmonton, Alta.
W. Becker, Luseland, Sask.
J. E. Bergbusch, Spruce Grove, Alta.
Ed. Duesterhoeft, Leduc, Alta.
K. W. Freitag, R.R. 1, Spruce Grove, Alta.
R. Gloeckler, Flatbush, Alta.
Edgar Grober, Telfordville, Alta.
Paul Hannemann, Ardrossan, Alta.
H. G. H. Klingbeil, Manola, Alta.
F. Knebel, Thorsby, Alta.
Leonard Koß, Hay Lake, Alta.
Reinhold Krisch, 10759—96th St., Edmonton, Alta.
Ewald Kublik, R.R. 2, Millet, Alta.
Hans Lehmann, 11531—87th St., So. Edmonton, Alta.
H. W. Luetkehoelter, R.R. 2, Duncan, B.C.
John Miller, London, Ont.
Ferd. Oswald, 10014—81st Ave., So. Edmonton, Alta.
Fritz Rehn, Barrhead, Alta.
Louis Schoepp, R.R. 2, Brightview, Alta.
Reinhold Sedo, Rolly View, Alta.
Heinrich Trawny, Onoway, Alta.
Wilhelm Wahl, New Sarepta, Alta.
Geo. Weidenhammer, Bashaw, Alta.
Arnold Wilke, Northmark, Alta.
Alexander Wolfram, Wetaskiwin, Alta.

Missouri-Synode.

Ontario-Distrikt — Oestliches Canada.

Beamten des Distrikts:

Präses: Pastor F. Malinsky, Elmira.
Vize-Präses: Vakant.
2. **Vize-Präses:** Pastor Theo. Luft, Hanover, Ont.
Sekretär: Pastor C. J. Killinger, 867 Hellmuth Ave., London, Ont.
Schatzmeister: Herr W. H. E. Schmalz, 129 King St., West.
Visitatoren: Pastoren A. F. Pollex, C. H. Neuhaus, Theo. Luft, J. F. Schutt.

Pastoren in Ontario:

L. Andres, 56 Allan St., Waterloo, Ont.
W. D. Bauer, Fisherville, Ont.
W. Biesenthal, R.R. 1, Port Colborne, Ont.
F. G. Brash, 41 Robina Ave., Toronto, Ont.
A. Eißfeldt, 149 Queen St. S., Kitchener, Ont.
H. Erdman, 82 William St., Waterloo, Ont.
E. Hahn, 36 Strath Ave. (9), Toronto, Ont.
G. J. Herbst, R. 1, Woito, Ont.
W. Heinze, R. 1, Delfi, Ont.
L. F. Higenell, Dashwood, Ont.
H. Huth, Tavistock, Ont.
H. A. Huth, Simcoe, Ont.
G. Jacobs, Magnetawan, Ont.
C. J. Killinger, 867 Hellmuth Ave., London, Ont.
R. E. Knoll, 914 King St. W., Kitchener, Ont.
C. A. Kramer, Wellesley, Ont.
Theo Luft, Hanover, Ont.
C. Lantz, Golden Lake, Ont.
R. Kritsch, 154 Albert St., Oshawa.
F. Malinsky, Elmira, Ont.
M. J. Michael, Clifford, Ont.
F. Messerschmidt, Desboro, Ont.
E. Mueller, R.R. 2, Ayton, Ont.
W. H. Mundinger, Inlet, Que.
D. G. Meyer, 573 Worthington St., North Bay, Ont.
M. Pollex, Wartburg, Ont.
A. F. Pollex, R.R. 5, Stratford, Ont.
C. H. Neuhaus, 357 Miller St., Pembroke, Ont.
W. Rathke, 11 Gerard St., St. Catherines, Ont.
L. C. Ruhl, Sudbury, Ont.
M. Schieman, R.R. 5, Eganville, Ont.
R. E. Scholz, R. 1, Gowanstown, Ont.
J. F. Schutt, Humberstone, Ont.
W. G. Schoedel, 101 Nelson St., Stratford, Ont.
F. Schieman, Golden Lake, Ont.
M. Toewe, Box 131, Humberstone, Ont.
H. Voege, New Hamburg, Ont.
W. Wentzlaff, R. 4, Mitchell, Ont.
M. Weißbach, 1491 Victoria Ave., Niagara Falls, Ont.
J. Woelfle, Mitchell, Ont.

Lehrer:

A. H. Borchardt, Fisherville, Ont.
R. H. Wilke, 208 Russel Ave., Ottawa.

Evangelisch-Lutherische Missouri-Synode.

Manitoba- und Saskatchewan-Distrikt

Beamten des Distrikts:

Präses: Pastor J. H. Lucht, MacNutt, Sask.
1. **Vize-Präses:** Pastor A. Fuhr, Langenburg, Sask.
2. **Vize-Präses:** Pastor L. Koehler, 694 College Ave., Winnipeg, Man.
Sekretär: Pastor J. H. Meichsner, Roblin, Man.
Kassierer: Herr H. J. Burron, 593 Valour Road, Winnipeg, Man.

Board of Directors:

F. A. Miller, Vorsitzer, Missionssekretär; L. Koehler, Sekretär; A. Fuhr, Missionsvorsitzer; R. E. Meinzen, Finanzsekretär; Ph. Fry, Erziehung und Jugend, Radio und Publicity; H. Treit, Radio und Publicity; Herr F. Bolduan, Kirchbau und Mission, 411 Albert Ave., Saskatoon, Sask.; Herr R. G. Patz, Finanzvorsitzer, 188 Eugenie St., Norwood, Man.; Herr Carl Wagner, Jugend und Erziehung, Visual Education, MacNutt, Sask.; Herr J. Kitsch, Finanzen, Pension, Melville, Sask.

Ex Officio Glieder: Präses J. Lucht, Sekretär J. H. Meichsner, Kassierer Herr H. J. Burron.

Visitatoren:

Manitoba-Kreis: A. Erthal.
Assiniboine-Kreis: A. Borchardt.
Nord Saskatchewan Westkreis: H. Brase.
Nord Saskatchewan Ostkreis: C. Wirth.
Pheasant Hill-Kreis: S. Meske.
Soo Line-Kreis: H. Treit.
Swift Current-Kreis: H. Treit (zeitweilig).

Pastoren in Manitoba:

A. Erthal, 353 Broadway Ave., Winnipeg.
K. K. Hill, Inglis.
W. Honig, Plumas.
L. Koehler, 694 College Ave., Winnipeg.
A. Koslowsky, 734 Talbot Ave., Winnipeg.
J. H. Meichsner, Roblin.
R. E. Meinzen, 61 Academy Road, Winnipeg.

Pastoren in Saskatchewan:

C. Baumung, Wordsworth.
Ph. Becker, 160 First Avenue N., Yorkton.
F. Bollefer, Verndale.
A. O. Borchardt, Langenburg.
H. Brase, Lloydminster.
W. A. Brockopp, Hatton.
H. Burkhardt, Wilkie.
W. A. Busse, Grenfell.
R. A. Essig, Melfort.
K. J. Durdel, Estevan.
Ph. Fry, 619 Eight Street, Saskatoon.
A. Fuhr, Langenburg.
B. Hergesheimer, Duff.
A. Hippe, Lipton.
H. A. Huth, 1450 Rae Street, Regina.
F. W. Hyatt, Southey.
Ph. Janz, Chaplain R.C.A.F.
E. Klages, Luseland.
M. Leedahl, Midale.
J. H. Lucht, MacNutt.
J. Mann, Duval.
S. Meske, 334 Fourth Ave. W., Melville.
E. Mayan, Stornaway.
F. A. Miller, Neudorf.
H. Miller, Nipawin.
R. Ohlinger, Fox Valley.
A. Otke, Chaplain Army.
F. Saß, Southey.
E. Schmiege, 356 Ominica St. E., Moose Jaw.
E. Schroeder, MacNutt.
D. Schulz, Frobisher.
R. Threinen, Pangman.
H. Treit, 1033 Victoria Ave., Regina.
A. Wedel, Eston.
J. Werschler, Churchbridge.
P. Wiegner, Bruno.
C. Wirth, Middle Lake.
C. Witte, Swift Current.

Alberta- und Britisch Columbia-Distrikt.

Präses: Pastor W. C. Eifert, Leduc Alta.
1. **Vize-Präses:** Pastor C. T. Janzow, Vernon, B.C.

2. **Vize-Präses:** Pastor W. A. Raedeke, Concordia College, Edmonton, Alta.
Sekretär: Pastor A. Fenske, Cloverdale, B.C.
Kassierer: Prof. J. H. Herreilers, Concordia College, Edmonton, Alta.

Board of Directors:

Präses W. C. Eifert und Prof. J. H. Herreilers, ex officio; die Pastoren C. F. Baase, B. Eichenlaub, C. C. Janzow, E. G. Wildgrube, C. J. Klewer, und J. Ohlinger; die Herren A. Lange, Henry Folkmann und William Liske.

District Secretary of Missions:

Pastor W. A. Raedeke, Concordia College, Edmonton, Alta.

Visitatoren:

Calgary-Kreis: Pastor A. Reiner.
Edmonton-Kreis: Pastor A. J. Mueller.
Lethbridge-Kreis: Pastor B. Eichenlaub.
Peace River-Kreis: Pastor W. Schienbein.
Stony Plain-Kreis: Pastor L. Liske.
Wetaskiwin-Kreis: Pastor J. Ohlinger.
Nelson-Kreis: Pastor Th. Folkmann.
Vancouver-Kreis: Pastor C. F. Baase.
Vernon-Kreis: Pastor C. C. Janzow.

Pastoren in Alberta:

A. Appelt, P. em., 11304—127th St., Edmonton.
C. R. Baron, R. 1, Fort Saskatchewan.
B. F. Behrends, Rochester.
A. Bickel, Sexsmith.
E. Eberhardt, D.D., P. em., 11411—85th St., Edmonton.
B. Eichenlaub, 710—6th St., N. Lethbridge.
W. C. Eifert, Leduc.
E. B. Fox, 118—9A St. N. E., Calgary.
A. Gehring, Claresholm.
L. Gierach, Hines Creek.
R. B. Hamp, Tomahawk.
K. F. Hennig, Pincher Creek.
C. J. Klewer, 10044—107th St., Edmonton.
H. J. Kritsch, Craigmyle.
J. Kuring, 520 G. Woodman Ave., Medicine Hat.
D. Lentz, Trochu.
L. Liske, Beach Corner.
A. F. Miller, 405 Fourth Ave., N.W., Calgary.
A. J. Mueller, 9608—110th Ave., Edmonton.
A. H. Maschmeyer, R. 2, Brightview.
J. Ohlinger, Wetaskiwin.
A. F. Otke, Camrose.
A. H. Raduenz, Golden Spike.
W. A. Raedeke, Concordia College, Edmonton.
E. Rehwaldt, Rochfort Bridge.
A. Reiner, Didsbury.
W. Schienbein, Wembley.
J. Sillak, 878 A Third St., Medicine Hat.
F. Ulmer, Brightview.
Ph. Unterschultz, 66 Sixth N.E., Calgary.
E. G. Wildgrube, Bruderheim.

Professoren am Concordia College, Edmonton:

Prof. A. H. Schwermann, D.D., Direktor, Concordia College, Edmonton; Prof. A. Guebert, 7010 Jasper Ave., Edmonton; Prof. J. H. Herreilers, Concordia College, Edmonton; Prof. A. Riep, 7006 Jasper Ave., Edmonton; Prof. H. Witte, Concordia College, Edmonton; Pastor J. H. Herzer, Concordia College, Edmonton.

Pastoren in British Columbia:

C. F. Baase, 515 Seventh Ave., New Westminster.
C. O. Beiderwieden, 2718 W. 13th Ave., Vancouver.
A. Fenske, Cloverdale.
Th. Folkmann, Creston.
J. D. Frese, Lumby.
F. T. Gabert, 312 E. 15th Ave., Vancouver.
L. Gabert, Trail.
R. Goetjen, Port Alberni.
J. Hennig, Nelson.
C. C. Janzow, Vernon.
H. A. Merklinger, Chaplain, Canadian Army.
H. W. Schaan, Oliver.
R. Schwermann, Chaplain, U.S. Army.
W. Wachlin, Kelowna.
A. Biberdorf, 1041 Bay St., Victoria.

Amerikanisch Lutherische Kirche.

Canada-Distrikt der Amerikanisch-Lutherischen Kirche.

Beamte des Distrikts.

Präses: Pastor H. Kroeger, Yellow Grass, Sask.
1. **Vize-Präses:** J. Leinweber, 832 Boyd Ave., Winnipeg, Man.
2. **Vize-Präses:** R. Huget, 416—6th St. N. E., Calgary, Alta.
Sekretär: Pastor C. H. Kohlmeier, Eatonia, Sask.
Englischer Sekretär: Pastor W. Heinzig, Lanigan, Sask.
Schatzmeister und Statistiker: Pastor P. Mohr, 214 Seventh St. N. E., Calgary, Alta.
Archivar: Prof. L. Pflueger, Luther College, Regina, Sask.

Visitatoren.

Für die Manitoba-Konferenz: Pastor J. Leinweber, 832 Boyd Ave., Winnipeg, Man.
Nord-Saskatchewan-Konferenz Ost: Pastor J. Kroeger, Lemberg, Sask.
Nord - Saskatchewan - Konferenz West: Pastor W. Heinzig, Lanigan, Sask.
Süd-Saskatchewan-Konferenz: Pastor A. P. Salemka, Weyburn, Sask.
Alberta-Konferenz: Peter Mohr, 214 Seventh Street, N. E., Calgary, Alta.
Brit. Columbia-Konferenz: E. Schmok, 365 W. 10th Ave., Vancouver, B. C.

Administrations-Behörde (Board of Management)

Vorsitzer: Pastor K. Holfeld, 1948 Ottawa Str., Regina, Sask.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Peter Mohr, 214—7th St. N. E., Calgary, Alta.; Professor H. Schmidt, 4028 Dewdney Ave., Regina, Sask.; Herr O. Fitz, Regina, Sask.; Pastor H. Kroeger, Addisfarh.

Luther-College Behörde.

Vorsitzer: Pastor A. Fricke, Kipling, Sask.; Sekretär: Pastor H. Meyer, Melville, Sask.; Pastor A. Schira, Neudorf, Sask.; Herr O. Fuhrmann, Regina, Sask.; Herr Fred Mohr, Neudorf, Sask.

Behörde des St. Paul Altenheim und Waisenhaus.

Vorsitzer: Pastor J. Kroeger, Lemberg, Sask.; Sekretär: Pastor H. Honebein, Winnipeg, Man.; Herr J. Pfeiffer, Regina, Sask.; Herr Ph. Walter, Melville, Sask.; Herr J. Atzmann, Neudorf, Sask.; Herr Aug. Harth, Melville, Sask.

Missionskomitee:

Vorsitzer ex officio: Pastor H. Kroeger, Yellow Grass, Sask.; Finanz-Sekretär: Pastor P. Salemka, Weyburn, Sask.; Pastor W. Heinzig, Lanigan, Sask.; Sekretär: Pastor J. Leinweber, Winnipeg, Man.; Pastor R. Huget, Calgary, Alta.; Herr H. Lange, Mazenod, Sask.; Herr Frank Huget, Lemberg, Sask.
stor H. Meyer, Melville, Sask.; Sekretär: Pastor J. Leinweber, Winnipeg, Man.; Pastor R. Huget, Calgary, Alta.; Herr H. Lange. Mazenod, Sask.; Herr Frank Huget, Lemberg, Sask.

Finanzkomitee:

Vorsitzer: Pastor A. Propp, Yorkton, Sask.; Sekretär: Dr. R. Schneider, Regina, Sask.; Pastor L. Hartmann, Morris, Man.; Pastor A. Schira, Neudorf, Sask.; Pastor S. Manz, Medicine Hat, Alta.; Pastor H. Vorrath, Winnipeg, Man.; Pastor H. Holzhausen, Mazenod, Sask.; Pastor J. C. Abs, Hanna, Alta.

Benefiziaten-Behörde:

Pastor W. Trelle, Kipling, Sask.; Pastor W. Raths, Rosthern, Sask.; Pastor W. Riekert, Winnipeg, Man.; Herr R. Haenni, Weyburn, Sask.; Herr C. Mylin, Moose Jaw, Sask.

Pensionskomitee:

Pastor P. H. Kohlmeier, Winnipeg, Man.; Pastor R. Mensch, Duval, Sask.; Pastor A. Fricke, Earl Grey, Sask.; Pastor R. Stelzer, Leader, Sask.; Herr Gust. Stephan, Borden, Sask.; Herr J. Pfeifer, Regina, Sask.

Appellations-Komitee:

Die Pastoren A. Heidmann, Steinbach, P. H. Mueller, Vancouver, B.C.; Pastor K. Holfeld, Regina, Sask.; Laien: W. Raths, Lemberg, Sask.; M. Nafe.
Man.; J. Kroeger, Lemberg, Sask.; Pastor K. Holfeld, Regina, Sask.; Laien: W. Raths, Lemberg, Sask.; J. Uhrich, Kipling, Sask.

Fakultät des Luther-College:

Direktor: Dr. R. Schneider; Prof. H. Schmidt, Prof. L. Pflueger, Prof. C. E. Behrens, Herr Frederick Wagner, Herr Richard Moenter, Herr P. W. Liefeld, Frl. Gladys E. Christie, Herr Henry J. Ast, Frl. Emilie Walters, Frl. Lois Spencer.

Luther League, Canada Distrikt:

Fungierender Präses: Pastor Peter H. Mohr, Calgary, Alta.
Sekretär: Frl. Katherine Wahl, Regina, Sask.; Schatzmeister: Frl. Margaret Schoellkopf.

Christliche Erziehung und Jugendpflege:

Pastor G. H. Senft, Manitoba; Herr F. Weger, Manitoba; Pastor A. Sauder, Nord-Saskatchewan; Frl. K. Wahl, Nord-Saskatchewan; Pastor K. Holfeld, Süd-Saskatchewan; Herr E. Oblander, Süd-Saskatchewan; Pastor J. Propp, Alberta; Frl. K. Weiler, Alberta.

Exekutiv-Komitee:

Pastoren: H. Kroeger, ex officio, J. Leinweber, R. Huget, A. Schira.

Pastoren und Gemeinden:

(Der erstgenannte Ort ist immer die Adresse.)

Manitoba:

Geo. Senft, 422 Tweed Ave., Winnipeg, Starbuck.
H. Honebein, 671 William Ave., Winnipeg, Fraserwood.
W. Rieckert, 620 Church Ave., Winnipeg, Fuller.
P. H. Kohlmeier, 444 Henderson Highway, Winnipeg. Brunkild, Leabank, Brandon, Brokenhead.
J. Leinweber, 832 Boyd Ave., Winnipeg.
H. Vorrath, Winnipeg, Man.
A. Heidmann, Steinbach, Man.
E. Schiewe, 487 College Ave., Winnipeg. Libau.
J. Judt, Whitemouth, Winnipeg Falls.
L. Hartmann, Morris, Lydiatt, Man., Fort Frances, Ont.
C. Mohr, Neche, N. Dak. Gretna, Man.

Saskatchewan:

A. Ewald, Radisson, St. Paul, Meeting Lake, Radisson, Zion, Rabbit Lake.
A. Fricke, Earl Grey, Mairy Hill.
C. H. Kohlmeier, Eatonia, Laporte.
R. Stelzer, Leader, Mendham, Shackleton Success.
K. Holfeld, 1948 Ottawa Str., Regina.
H. Kroeger, Yellow Grass, Lang.
H. Sandermann, Wapella, McAuley, Walpole, Man., Grenfell.
A. Sauder, Jansen, Dafoe.

K. Reimer, Moose Jaw, Central Butte. Grainland, Rouleau, Verwood.
J. Kroeger, Lemberg, Trinitatis und St. Stephanus.
A. Schira, Neudorf Christus und St. Johannes.
A. Propp, Yorkton, Waldron, Zeneta.
H. Holzhausen, Mazenod, Moßbank, Lakenheath.
H. Meyer, Melville.
A. P. Salemka, Weyburn, 480 Third Str. So., Mental Hospital.
L. Pflueger, 4936 Dewdney Ave., Regina (Luther College).
W. Raths, Rosthern, Hague, Bergheim.
K. F. Weltner, 202 Balfour Apts., Regina.
A. Tiefenbach, Rabbit Lake.
Vakant, Flowing Well, Hodgeville.
R. Mensch, Duval und Govan.
Prof. H. Schmidt, Luther College, Regina, Girvin.
Felix Doering, Grenfell, Sask.
E. J. Daechsel, Strasbourg, Silton.
S. Schneider, Christ, Regina. McLean.
R. H. Schneider, Luther College, Regina.
Wm. Heinzig, Lannigan, Daphne, Guernsey, Lockwood, Middle Lake, St. Benedict, Viscount.
W. Trelle, Kipling.

Alberta:

J. Abs, Hanna, Scapa, Hemeruka, Spondin.
R. Huget, 416—6th St. N. E., Calgary.
M. Voß, Irvine, Neuheim, So. Walsh, Thelma.
P. Mohr, 214 Seventh Street, N. E., Calgary, Alta., Torrington, Monarch, Acme, Cluny, Olds, Iron Springs, Didsbury.
S. Manz, Medicine Hat.
Geo. Schwindt, Stettler.

Britisch Columbia:

(Gehören jetzt zum Canada-Distrikt.)

E. Schmok, 365 W. 10th Ave., Vancouver.
P. H. Mueller, 508 E. 45th Ave., Vancouver, Chilliwack.
J. Propp, 717 Mara Ave., Vernon, Kamloops, Trail, Fruitvale.
O. Reitz, Oliver.

Pastoren außer Amt:

G. Daechsel, Grenfell.
C. Pohlmann, Rhein, Sask.
L. Doering, Oliver.
W. Kupfer, Hannover, Germany.

Pastoren und Gemeinden in Ontario, aber nicht zum Canada-Distrikt gehörig:
Leo Ebinger, 272 Creighton St., Ottawa, Ont.
A. F. G. Daechsel, Neustadt, Ont., Ayton.
Henry Oestreich, Hanover, Ont.
V. P. Wilt, Ridgeway, Ont., Sherkston.
H. W. Eibling, 11 Summit Road, Islington, Ont.
Kapläne im Heeresdienst: Ed. Krempin, Calgary, Alta.; W. Roßbach, Wetaskiwin, Alta.

Evangelische und Reformierte Kirche.

Dakota-Synode in Canada

C. D. Maurer, 561 Boyd Ave., Winnipeg, Man.
Paul Wiegand, Thornhill, Man.
J. F. Krieger, Fort Saskatchewan, Alta.
A. H. Roemer, Stony Plain, Alta.
H. B. Roemer, Vegreville, Alta.
Carl Fried, Grenfell, Sask.

Evangelische Synode von Nord-Amerika.

J. E. Huebschmann, Snyder, Ont., St. Johannes-Gemeinde.
Vakant: Morden, Man., Evang. Zions-Gemeinde.
H. M. Awiszus, R. 2, Arlington, Minn.

Evangelische Kirche.

(Evangelical Church)

Ontario-Konferenz.

G. F. Barthel, Waterloo, Ont.
E. H. Bean, Morriston, Que.
Clayton Becker, Dashwood, Ont.
W. E. Beese, 146 Market Str., Hamilton, Ont.
J. E. Bender, Fenwick, Ont.
G. F. Brown, Tavistock, Ont.
Emil Burn, Milverton, Ont.
J. S. Burn, Selkirk, Ont.
W. H. Campbell, Arnprior, Ont.
A. Clemens, Sebringville, Que.
C. H. Cornwell, 49 Onward Ave., Kitchener, Ont.
E. E. Domm, Prof., Naperville, Ill.
N. E. Dahms, Roseville, Ont.
J. B. Dengis, New Hamburg, Ont.
W. A. Durst, Rosenthal, Ont.
Paul Erb, Gowanstown, Ont.
N. R. Ernst, Golden Lake, Ont.
J. D. Fenner, Campden, Ont.
G. L. Groß, Listowel, Ont.
W. O. Hahne, Mildmay, Ont.
Clayton, Heckendorn, Zurich, Ont.
C. A. Hirschman, 51 Roy Street, Kitchener, Ont.
C. R. Kauth, Rodney, Ont.
P. A. Kellerman, 340 Park Str., Kitchener, Ont.
H. H. Leibold, Sebringville, Ont.
F. B. Meyer, New Hamburg, Ont., R.R. 3.
E. R. Mohr, Elmira, Ont.
J. M. Oestreicher, Pembroke, Ont.
A. E. Pletsch, Chesley, Ont.
Mervyn Reuber, Crediton, Ont.
L. H. Pletsch, Bridgeport, Ont.
E. E. Pletsch, 15 Strachan Str., Stratford, Ont.
N. H. Leibling, South Cayuga, Ont.
H. E. Roppel, St. Jacobs, Ont.
A. Schlenker, Clifford, Ont.
J. W. Siebert, Tavistock, Ont.
M. Kennedy Sippell, Arnstein, Ont.
W. M. Sippell, Port Elgin, Ont.
F. M. Faist, R. R. 1, Milverton, Ont.
E. E. Hallman, Hanover, Ont.
J. R. Wettlaufer, Dunville, Ont.

Supernumeraries:

W. Berberich, Kitchener, Ont.
M. G. Geil, Kitchener, Ont.
O. G. Hallman, R. R. 1, Roseville, Ont.

Emeritierte Prediger:

S. R. Knechtel, 24 Caroline Str., Kitchener, Ont.
F. Meyer, 176 Clayfield Ave., Waterloo, Ont.
L. H. Wagner, 253 Shepherd Str., Kitchener, Ont.
J. P. Hauch, Chesley, Ont.
J. H. Grenzebach, Elmira, Ont.

Lokale Diakone:

H. K. Forest, McDowell, Ky.

Predigtamtskandidaten:

D. D. Eidt, Kitchener, Ont.
Henry Jansen, Port Elgin, Ont.
N. E. Ratz, Waterloo, Ont.
J. H. Draves, Palmer Rapids, Ont.
D. Gauerke, Pembroke, Ont.
John Marlow, R. R. 8, Dunville, Ont.
Adolph Roddy, Elmwood, Ont.

Nordwest Canada Konferenz

Reisende Aelteste:

R. F. Deimert, Wapella, Sask.
A. G. Gauerke, Melville, Sask.
A. J. Grams, Didsbury, Alta.
J. S. Ghyorog, Kelowna, B.C.
E. H. Hartfiel, 38 Haultain Ave., Yorkton, Sask.
J. F. Huber, Torrington, Alta.
W. E. Janetzki, Castor, Alta.
T. E. Jesske, 525 9th St., N. E., Calgary, Alta.
A. G. Knopp, 727 E. 51st Ave., Vancouver.
W. W. Krueger, 2220 Halifax St., Regina, Sask.
E. A. Lieske, Box 156, Chilliwack, B.C.
F. S. Magsig, Box 22, Regina, Sask.
H. E. Meier, Warner, Alta.
A. W. Riegel, Macoun, Sask.
E. W. Riegel, Leader, Sask.
H. W. Riegel, 480 McKenzie St., Winnipeg, Man.
A. R. Schram, Kenaston, Sask.
S. Senft, 1124 Balmoral St., Medicine Hat, Alta.
D. R. Sipe, 509 A Allowance Ave., Medicine Hat, Alta.
C. Streitz, Vegreville, Alta.
F. E. Vorrath, Vulcan, Alta.
G. F. Wuerfel, New Sarepta, Alta.

Reisende Diakone:

F. Becker, Nipawin, Sask.
G. S. Rattai, Lipton, Sask.
S. R. Sherman, Neudorf, Sask.
F. W. Snyder, 2079 Montreal St., Regina, Sask.
P. A. Wildemann, Three Hills, Alta.

Reisende Emeritierte Aelteste:

J. S. Domm, 626 E. 45th Ave., Vancouver, B.C.
C. S. Finkbeiner, Hanna, Alta.
F. E. Martin, 802 A 4th St., Medicine Hat, Alta.

Prediger auf Probe:

John Elhard, Rosthern, Sask.
H. T. Ginther, Morse, Sask.
R. Horch, Weyburn, Sask.
A. Stickel, Lang, Sask.
S. B. Tetz, Morris, Man.
David Unrau, Hilda, Alta.

Unter D. S. Dienst:

Fred Engel, Esk, Sask.

Deutsche Baptistenprediger in Canada.

Ontario:

Rev. Stelter, Arnprior, Ont.
Rev. Carl Weißer, Killaloe, Ont.
Rev. John Kuehn, Lyndock, Ont.

Manitoba:

Rev. Otto Patzia, 829 McDermot Ave., Winnipeg, Man.
Rev. W. Sturhahn, Morris, Man.
Rev. Fred Schmidt, Whitemouth, Man.
Rev. Jacob Rempel,* Whitemouth, Man. (im Ruhestand).
Rev. August Kraemer, Ochre River, Man.
Rev. J. Kornalewski, Minitonas, Man.

Alberta:

Rev. R. Schilke,* 10860—96th St., Edmonton, Alta.
Rev. F. W. Benke, 9513—105th Ave., Edmonton, Alta.
Rev. Adam Huber, Leduc, Alta.
Rev. E. P. Wahl, 7010—108th Street, Edmonton, Alta.
Rev. P. J. Schultz, Olds, Alberta.
Rev. E. M. Wegner, Carbon, Alta.
Rev. Karl Korella, Camrose, Alta.
Rev. Rudolf Milbrandt, 1012 Youill St., Medicine Hat, Alta.
Rev. C. H. Seecamp, Leduc, Alta.
Rev. H. Zepig, Trochu, Alta.

Saskatchewan:

Rev. E. Bonikowski, Janssen, Sask.
Rev. H. Schatz, 2224 Quebec St., Regina, Sask.
Rev. G. Beutler, Ebenezer, Sask.
Rev. E. Faul, Nokomis, Sask.
Rev. R. Kannwischer, Springside, Sask.
Rev. F. Armbruster, Edenwold, Sask.
Rev. H. Schmuland, Southy, Sask.

Britisch Columbia:

Rev. R. Kern, 528 East 52nd Ave., Vancouver, B.C.
Rev. B. Srock, Prince George, B.C.
Rev. Phil. Daum, Chilliwak, B.C.
Rev. A. Kujath, Kelowna, B.C.
Rev. E. Becker, 6094 Chester St., Vancouver, B.C.

Mennonitische Prediger.

Manitoba:

Abrahams, David, Headingly.
Andres, Johann F., Steinbach.
Barkmann, Jacob F., Steinbach.
Baerg, Johann, Steinbach.
Becker, H. J., Marquette.
Berg, Peter D., Rosenfeld.
Bergen, Abram, Winnipegosis.
Bergen, Jacob P., Lowe Farm.
Bergen, Joh. P., Altona.
Bloch, Gerh., Crystal City.
Born, Heinrich, Altona.
Born, Jacob P., Whitewater.
Born, Peter J., Winkler.
Braun, Daniel, Winnipeg.
Braun, Johann J., Niverville.
Bueckert, Abram, Plum Coulee.
Bueckert, Johann P., Gretna.
Buhr, Wilh. S., Morden.
Derksen, Heinr. Homefield.
Dick, John N., Steinbach.
Dirks, Alexander P., North Kildonan.
Doerksen, D. D., Boissevain.
Doerksen, Jacob W., Gretna.
Doerksen, B. P., Giroux.
Driedger, Johann A., Marquette.
Dueck, Bernh. N., Morris.
Dueck, J. E., Plum Coulee.
Dueck, Peter W., Horndean.
Dueck, Jacob P., Steinbach.
Dueck, Corn. P., Morris.
Duerksen, David D., Arnaud.
Duerksen, D. K., Plum Coulee.
Dyck, Johann P., St. Anne.
Dyck, Franz Whitewater.
Dyck, W. W., Niverville.
Dyck, Gerh. G., Morden.
Dyck, Jacob J., Gretna.
Enns, Cornel., Reinland.
Enns, Franz J., Steinbach.
Enns, Heinrich G., Reinland.
Enns, H. H., Elm Creek.
Enns, Joh. J., Gruenthal.
Enns, Johann H., Winnipeg.
Enns, Wilhelm H., Springstein.
Epp, Jacob P., Steinbach.
Epp, Johann, Lowe Farm.
Ewert, Benjamin, Winnipeg.
Falk, Wilhelm H., Altona.
Falk, W. W., Winnipeg.
Falk, Peter A., St. Anne.
Fast, B. B., Winnipeg.
Fast, David J., Chortitz.
Fehr, Isaak J., Morden.
Friesen, Cornel. W., Niverville.
Friesen, A. B., Oak Lake.
Friesen, Harry S., Winkler.
Friesen, H. J., St. Elizabeth.
Friesen, Isaak, Winkler.
Friesen, Is. M., Altona.
Friesen, Isbr. W., Altona.
Friesen, J. N., Gretna.
Friesen, Jacob H., Gretna.
Friesen, Johann C., Glenlea.
Friesen, J. P., Halbstadt.
Friesen, Peter D., Steinbach.
Friesen, Joh. P., Winkler.
Friesen, J. W., Lowe Farm.
Friesen, Peter W., Morris.
Friesen, Cornelius, Niverville.
Friesen, A. W., Winkler.
Friesen, Is. J., Winnipeg.
Friesen, Is. W., Altona.
Froese, Abram. Domain.
Froese, Jacob J., Winkler.
Froese, Gerhard, Winkler.
Fröse, Abram H., Barkfield.
Funk, Jacob N., Gruenthal.
Funk, Jacob F., Steinbach.
Funk, Peter G., Grünthal.
Funk, Jacob N., Chortitz.
Gerbrandt, Jacob P., Lowe Farm.
Gerbrandt, Peter, Steinbach.
Gerbrandt, P. J., Plum Coulee.
Giesbrecht, Gerh. F., Giroux.
Giesbrecht, M. M., Altona.
Goertzen, Jacob, Winkler.
Guenther, J. S., Steinbach.
Goossen, Gerhard F., Rosenort.
Goossen, Heinrich, Manitou.
Goossen, Walter, Morris.
Harder, Heinrich P., Winkler.
Heinrichs, Johann P., Rosenfeld.
Heinrichs, Peter J., St. Elizabeth.
Heinrichs, Peter P., Lowe Farm.
Heinrichs, W. P., Gruenthal.
Hoeppner, Jacob N., Altona.
Hoeppner, Isaak A., Morden.
Hooge, Johann J., Plum Coulee.
Isaak, Abram J., Rivers.
Isaak, Joh. P., Morris.
Janz, Ben. P., Steinbach.
Janzen, C. C., Winnipegosis.
Janzen, D. K., Fortier.
Janzen, Johann H., Morden.
Janzen, Heinrich, McCreary.
Kehler, Peter P., Altona.
Klassen, David, Culross.
Klassen, David D., Homewood.
Klassen, David D., Steinbach.
Klassen, Gerh. J., Manitou.
Klassen, Is. P., North Kildonan.
Klassen, Jacob J., Gretna.
Klassen, Jacob N., Morris.
Klassen, Jacob J., Niverville.
Klassen, Jacob H., Gretna.
Klassen, Jacob K., Gretna.
Klippenstein, H. G., Chortitz.
Kornelsen, Peter J., Winnipeg.
Krahn, Cornelius, Reinland.
Kroeker, Franz B., Morris.
Kroeker, Jacob B., Morris.
Loeppky, Joh. D., Rosenfeld.
Löwen, A. H. A., Newton Siding.
Loewen, David H., Altona.
Loewen, Gerh. J., Gretna.
Loewen, Jacob, Arden.
Loewen, Jacob J., Justice.
Loewen, Jacob J., Gretna.
Loewen, Daniel J., North Kildonan.
Lohrenz, Gerhard, Springstein.
Löwen, Peter J., Steinbach.
Mann, Albert, Elie.
Mantler, P., Griswold.
Martens, Jacob J., Winnipegosis.
Neufeld, Abram G., Margaret.
Neufeld, Bernh., Halbstadt.
Neufeld, David H., Mayfield.
Neufeld, Gerhard G., Boissevain.
Neufeld, Gerhard G., Whitewater.
Neufeld, Gerhard G., Manitou.
Neufeld, Hermann H., Winnipeg.
Nikkel, Jacob E., Elm Creek.
Olfert, H. J., McCreary.
Pankratz, Jacob, Glenlea.
Pauls, Jacob M., Morden.
Penner, Cornel. N., Giroux.
Penner, Isaak, Elm Creek.
Penner, Jacob, Morden.
Penner, Johann G., Winnipegosis.
Penner, Johann J., Kleefeld.
Penner, Johann D., Morris.
Penner, Johann M., St. Anne.
Penner, Peter A., St. Anne.
Penner, G. H., Plum Coulee.
Peters, A. B., Gretna.
Peters, Abram B., Winnipeg.
Peters, Cornel. G., Bothwell.
Peters, Jacob, Lena.
Peters, Jacob H., Gretna.
Peters, Wilhelm J., Steinbach.
Peters, W. J., Winkler.
Poettker, Johann, Arnaud.
Pries, G. D., Winkler.
Redekop, A. H., Winkler.
Redekop, H. H., Winkler.
Regehr, Abr. A., Steinbach.
Reimer, David P., Giroux.
Reimer, Heinr. N., Lorette.
Reimer, Peter P., St. Anne.
Reimer, Peter, Croll.
Reimer, Peter J., Steinbach.
Reimer, Corn. N. E., Kleefeld.
Reimer, Corn. N., Kleefeld.
Reimer, Bernh. D., Lorette.
Reimer, P. J. B., Steinbach.
Rempel, Gerh. S., Steinbach.
Rempel, H. H., St. Anne.
Rempel, P. A., Altona.
Rogalsky, Johann J., Glenlea.
Rogalsky, Nick., North Kildonan.
Sawatzky, Franz F., Plum Coulee.
Schafer, Paul J., Gretna.
Schmidt, Jacob W., Gretna.
Schroeder, Johann, Chortitz.
Schroeder, Victor J., North Kildonan.
Schroeder, W. W., Steinbach.
Schulz, Jacob J., Winnipeg.
Schultz, David, Altona.
Schultz, Peter, Homefield.
Schultz, P. B., Winkler.
Siemens, Jacob J., Winkler.
Stoesz, Cornel. G., Horndean.
Teichroeb, Abram A., Myrtle.
Toews, A., North Kildonan.
Toews, Heinrich P., Arnaud.
Toews, Jacob J., Glenlea.
Toews, Peter A., Altona.
Toews, Peter K., Gruenthal.
Unrau, Jacob A., Rosenfeld.
Unruh, Abram H., Winnipeg.
Voth, Heinrich S., Winkler.
Voth, Jacob, Meadows.
Warkentin, Abram, Dominion City.
Warkentin, Heinrich A., Gruenthal.
Warkentin, Jacob, Headingly.
Warkentin, Johann, Winkler.
Warkentin, Isaak, Giroux.
Wiebe, Abram F., Lowe Farm.
Wiebe, Jacob T., St. Anne.
Wiebe, J. H., Morris.
Wiebe, Peter F., Niverville.
Wiebe, P. S., Chortitz.
Wiebe, Peter P., Winkler.
Wiebe, Philip, Domain.
Wiebe, Frank, Steinbach.
Wiebe, Jacob J., Winkler.
Wiens, Jacob G., Elm Creek.
Wiens, Johann G., Winkler.
Wittenberg, J. N., Steinbach.
Wohlgemut, Cornelius P., Giroux.
Zacharias, Peter S., Reinland, Winkler.
Zacharias, Peter A., Reinland, Winkler.
Zacharias, Peter P., Reinland, Winkler.

Saskatchewan:

Andres, B. J., Petaigan.
Baerg, Ruben, Dalmeny.
Balzer, Johann H., Langham.
Bargen, Jacob P., Glenbush.
Bartel, Edwin S., Drake.
Bergen, Abram H., Blumenhof.
Bergen, Peter, Cavasin.
Block, Abram J., Waldheim.
Block, Joh. A., Waldheim.
Boldt, C. C., Hague.
Boschmann, Corn. C., Petaigan.
Braun, Peter G., Gilroy.
Bueckert, David, Eyebrow.
Bueckert, Franz, Wellesley Park.
Buhler, Johann, Dalmeny.
Derksen, Bernh. J., Redfield.
Dirks, Charley, Codette.
Doerksen, David, Main Centre.
Doerksen, Jacob Herbert.
Doerksen, Isaak A., Herbert.
Doerksen, Jacob K., Carrot River.
Doerksen, Jacob N., Langham.
Dick, Peter, Dunelm.
Dueck, Jacob, Watrous.
Dueck, Johann, Rosthern.
Duerksen, Jacob G., Mullinger.
Dyck, Abram, Glenbush.
Dyck, David J., Waldheim.
Dyck, Franz P., Main Centre.
Dyck, Gerhard Is., Hague.
Dyck, H. A., Waldheim.
Dyck, Jacob J., Pearsland.
Dyck, Jacob P., Hepburn.
Dyck, Isaak, Wingard.
Dyck, Hans, Swift Current.
Ediger, J. T., Waldheim.
Ens, Jacob H., Teddington.
Ens, Jacob H., Teddington.
Enns, Jacob J., Teddington.
Enns, Franz, Mayfair.
Elias, Gerhard, Rosthern.
Epp, Franz F., Hanley.
Epp, Gerhard G., Rosthern.
Epp, Heinrich M., Waldheim.
Epp, Johann, Carrot River.
Epp, Isaak, Barnes Crossing.
Epp, Isaak, Waldheim.
Epp, Peter G., Carrot River.
Ewert, Klaas H., Main Centre.
Ewert, Gustav, Hodgeville.
Fast, Cornel., Glidden.
Fast, Johann, Beechy.
Federau, Johann, Hague.
Federau, Gerh. Is., Tugaske.
Fischer, Johann B., Laird.
Friesen, Abram B., Glenbush.
Friesen, Arthur, Laird.
Friesen, Isaak P., Saskatoon.
Friesen, Jacob J., Rosthern.
Friesen, Johann, Le Roy.

Friesen, J. J. M., Reinland.
Friesen, Johann J., Laird.
Friesen, Johann J., Warman.
Friesen, Johann R., Laird.
Friesen, Peter B., Four Corner.
Friesen, Richard, Carrot River.
Friesen, Dietrich, Frontier.
Froese, B. P., Mullinger.
Froese, F. P., Mayfair.
Funk, Abram, Northvale.
Funk, Johann J., Blumenhof.
Funk, Peter, Saskatoon.
Gerbrandt, Jacob, Rosthern.
Goertz, Johann A., Dalmeny.
Goertzen, Abram, Herbert.
Goertzen, Jacob P., Dalmeny.
Gossen, Heinrich A., Waldheim.
Guenther, Jacob, Hague.
Hamm, Cornelius, Hague.
Harder, Isbrand, Waldheim.
Heinrichs, Abram, Fairholme.
Heinrichs, Johann, Gilroy.
Heinrichs, Jacob, Drake.
Hiebert, Joh. D., Beechy.
Hodel, Samuel L., Flowing Well.
Janz, Nik. P., Foam Lake.
Janzen, Jacob K., Laird.
Janzen, Johann H., Hague.
Janzen, J. J., Glenbush.
Janzen, Peter, Watrous.
Janzen, Willie, Duck Lake.
Kasper, Nick., Truax.
Klassen, H. T., Laird.
Klassen, Heinrich, McMahon.
Klassen, H. T., Rabbit Lake.
Klassen, Jacob, Laird.
Klassen, Peter J., Superb.
Kliewer, Corn., Dalmeny.
Knelsen, Jacob, Kelstern.
Kroeker, Kl. D., Wingard.
Krocker, Johann J., Glenbush.
Koop, Paul, Blumenhof.
Koop, Peter, Aberdeen.
Lepp, Jacob J., Dalmeny.
Loeppky, Johann, Osler.
Loewen, Abram, Hague.
Martens, Abram A., Glenbush.
Martens, Peter, Aberdeen.
Martens, Heinrich A., Aberdeen.
Martens, J. A., Main Centre.
Mathies, Cornelius C., Rabbit Lake.
Miller, Jacob, Bateman.
Neudorf, Peter, Hague.
Neudorf, Heinrich, Aberdeen.
Neufeld, Franz W., Aberdeen.
Neufeld, Heinrich P., Main Centre.
Neufeld, J. M., Herbert.
Neufeld, Jacob, Laird.
Nickel, H. H., Laird.
Nickel, Jacob J., Langham.
Nickel, Johann J., Main Centre.
Nickel, Peter, Hepburn.
Nickel, Val. E., Wymark.
Ollenberger, J. J., Woodrow.
Pauls, Arthur, Laird.
Pauls, Nik. H., Glenbush.
Pauls, Jacob, Osler.
Penner, Corn., McMahon.
Penner, Isaak, Js., Laird.
Penner, Jacob P., Laird.
Penner, H. H., Herschel.
Peters, Jacob H., Langham.
Peters, F. B., Saskatoon.
Plenert, Peter H., Rabbit Lake.
Plett, H. G., Herschel.
Prieb, John E., Flowing Well.
Quiring, David, Swift Current.
Ratzlaff, Heinrich J., Dalmeny.
Redekop, Jacob F., Herbert.
Reimer, Cornelius, Teddington.
Rempel, Abram D., Main Centre.
Rempel, Bernhard D., Swift Current.
Rempel, David H., Hague.
Rempel, H. S., Saskatoon.
Rempel, Joh. G., Rosthern.
Rempel, Johann, Beaver Flat.
Regier, Johannes, Laird.
Rosenberger, J., Guernsey.
Reineke, Gerhard, Woodrow.
Rogalsky, Franz, Lawson.
Sawatzky, Cornelius F., Laird.
Schellenberg, Jacob, Hanley.
Schmidt, Aug., Dalmeny.
Schmidt, Edwin, Waldheim.
Schmidt, M. S., Guernsey.
Schrdoeder, Heinr., Clavet.
Schroeder, Paul, Drake.
Schultz, H. F., Main Centre.
Schultz, Heinrich P., Langham.
Schultz, Jacob P., Mennon.
Schultz, Johann, Cruckshank.
Schmidt, Jac. C., Rosthern.
Schmidt, Jacob R., Waldheim.
Siemens, Johann, Saskatoon.
Stahl, Andreas, Langham.
Thielmann, Dav., Glenbush.
Thiessen, Jacob G., Dalmeny.
Thiessen, Jacob J., Saskatoon.
Thiessen, John, Herbert.
Thiessen, Martin, Fitzmaurice.
Tiessen, Isaak, Brooking.
Toews, David, Rosthern.
Toews, Js. J., Flowing Well.
Toews, Heinr. A., Guernsey.
Toews, John J., Hepburn.
Unrau, Martin K., Mullinger.
Vogt, Peter, Ratner.
Voth, Johann, Capasin.
Wall, Abram, Osler.
Warkentin, Cornelius, Herschel.
Warkentin, Peter A., Superb.
Warkentin, Gerhard, Dundurn.
Wiebe, H. P., Dalmeny.
Wiebe, Joh. P., Herbert.
Wiebe, Herman J., Madison.
Wiens, Franz F., Loreburn.
Wiens, Franz J., Dalmeny.
Wiens, Isaak H., Herbert.
Wiens, Gerhard B., Herschel.
Wiens, Johann, Beechy.
Wiens, John J., Trossachs.
Wiens, J. J., Borden.
Wiens, Wilh. J., Dundurn.
Willms, H. A., Waldheim.
Zacharias, Gerhard, Clavet.
Zacharias, J. L., Waldheim.

Alberta:

Adrian, Leonard, Countess.
Baerg, Jacob L., Swalwell.
Boese, Daniel, Swalwell.
Boese, David, Tofield.
Boese, Samuel, Swalwell.
Brauer, Abram, Sunny Slope.
Brucks, Heinrich, Coaldale.
Desehr, Gerhard, Crooked Creek.
Dick, Franz, Coaldale.
Dick, Heinrich, Chinook.
Doerksen, Bernh., Coaldale.
Doerksen, Peter, Gem.
Duerksen, David, Coaldale.
Dueck, David, Grassy Lake.
Dueck, Jac. P., Coaldale.
Dueck, Franz W., Coaldale.
Dyck, Peter W., Rosemary.
Enns, Abram G., Coaldale.
Epp, Abram C., Tofield.
Epp, Peter P., Hussar.
Franz, Gerhard, Tofield.
Friesen, Peter A., Coaldale.
Friesen, Peter W., Crooked Creek.
Froese, Abram, Tofield.
Fröse, Peter, Ryley.
Goertz, Johann, Coaldale.
Gossen, P. P., Coaldale.
Guenther, David, Coaldale.
Hamm, Martin, La Glace.
Harder, Cornelius D., Rosemary.
Harder, Gerh. Naco.
Harder, H. J., Didsbury.
Hiebert, Franz F., Swalwell.
Hiebert, G. D., Gem.
Heidebrecht, David A., Tofield.
Heidebrecht, A. D., Tofield.
Janz, B. B., Coaldale.
Janz, Abram, La Glace.
Janzen, Daniel J., Gem.
Janzen, David P., Springridge.
Janzen, Franz, Vauxhall.
Janzen, Heinrich, Rosemary.
Janzen, Klaas, Coaldale.
Kaufmann, Joel E., Tofield.
Klassen, Abram P., Swalwell.
Klassen, David, Coaldale.
Klassen, H. G., Munson.
Klassen, Jacob, Crowfoot.
Klassen, Jacob A., Countess.
Koop, Abram, Glenwood.
Kornelsen, Heinr., Coaldale.
Kroeker, David, Crowfoot.
Langeman, Peter, Vauxhall.
Lehman, J. K., Tofield.
Martens, Abram G., Crowfoot.
Miller, Isaak, Mazzepa.
Neufeld, C. G., Didsbury.
Neufeld, J. G., Didsbury.
Neufeld, Jacob H., Gem.
Neufeld, Gerhard, Grantham.
Neufeld, Johann, Tofield.
Neufeld, Peter, Grassy Lake.
Neufeld, D. P., Rosemary.
Neufeld, H. H., Countess.
Nickel, Jacob D., Rosemary.
Paetkau, Abr., Gem.
Paettkau, Abram, Gem.
Pauls, Wilhelm, Didsbury.
Penner, Johann P., Rosemary.
Penner, Corn., Ryley.
Peters, Johann, Tofield.
Ramer, Clarence, Duchess.
Ramer, H. B., Duchess.
Regehr, Peter, Tofield.
Reimer, Jacob A., Carseland.
Reist, Abram, Carstairs.
Redekop, Peter, Vauxhall.
Regehr, David, Tofield.
Rempel, Heinr. Vauxhall.
Rempel, Nik. A., Swalwell.
Roop, Abram, Glenwood.
Roth, N. E., Tofield.
Sawatzky, Johann J., Calgary.
Schellenberg, Peter, Coaldale.
Schierling, Abr., Coaldale.
Schmidt, Joh. P., Buffalo Lake.
Siebert, Nick., La Glace.
Siemens, Jacob, Coaldale.
Siemens, Heinr. H., Gem.
Siemens, H. K., Gem.
Staufer, N. B., Aldersyde.
Stutzman, Milo, Kingman.
Toews, Aron A., Namaka.
Toews, Joh. A., Coaldale.
Toews, Isaak, Swalwell.
Unger, Joh., Coaldale.
Vogt, Johann, Coaldale.
Warkentin, Peter, Tofield.
Wiebe, Dietr., Lymburn.
Wiens, Abram, Gem.
Wiens, Gerhard, La Glace.
Willms, H. M., Carseland.

British Columbia.

Adrian, John D.
Baerg, J. J., County Line.
Bartsch, H. G., Yarrow.
Block, Abram, Sardis.
Braun, Joh. P., Abbotsford.
Brucks, Jacob, Black Creek.
Doerksen, David J., Vancouver.
Dyck, H. H., Coghlan.
Dueck, H. G., Sardis.
Dyck, Johann, Yarrow.
Dyck, Peter J., Yarrow.
Dyck, Peter P., Renata.
Esau, Aron, Yarrow.
Epp, H. M., Abbotsford.
Epp, Jacob, Yarrow.
Epp, Peter P., Mount Lehman.
Esau, Aron, Yarrow.
Friesen, B. B., Vancouver.
Friesen, Franz. Vancouver Island.
Friesen, Nick., Black Creek.
Goertz, Johann, Vancouver.
Goertzen, Js., Merville.
Guenther, David, Huntington.
Hausknecht, D. A., Sardis.
Harder, Johann A., Yarrow.
Heinrichs, Jacob, Armstrong.
Janzen, Franz, Abbotsfield.
Janzen, Aron J., Coghlan.
Klassen, Cornelius, Yarrow.
Klassen, Aron J., Coghlan.
Klassen, Jacob, Crowfoot.
Klassen, Joh. J., Yarrow.
Klassen, Hermann, Vancouver.
Klassen, Joh. P., Vancouver.
Kroeker, David, Crowfoot.
Loewen, Gerh., Sardis.
Loewen, A. Js., Abbotsford.
Martens, Peter, Yarrow.
Martens, W. G. Sardis.
Nachtigal, Abr. P., Yarrow.
Neufeld, John J., Vancouver.
Neufeld, K. K., Sardis.
Nickel, J. W., Mission City.
Penner, P. P., Abbotsford.

Peters, C. C., Abbotsford.
Raabe, W. W., Oliver.
Reimer, Jacob, Yarrow.
Rempel, Abram, Huntington.
Rempel, Gerh., Abbotsford.
Rempel, W. L., Abbotsford.
Siemens, Jacob D., Vancouver.
Stobbe, J. J., Abbotsfield.
Telitzky, Kornel., Abbotsford.
Thiessen, Jacob J., Oliver.
Thiessen, F. C., Abbotsford.
Warkentin, Abram, Sardis.
Wiebe, J. A., Abbotsford.
Wiens, Jacob B., Vancouver.
Wiens, W., Sardis.

Ontario:

Boldt, Bernhard, Kitchener.
Braun, Jacob, Waterloo.
Dick, Isaak J., St. Catherines.
Dick, Jacob A., St. Davis.
Dirks, Peter H., Niagara-on-the-Lake.
Doerksen, Joh. A., Vineland.
Driedger, J. N., Blythwood.
Driedger, Nic. N., Leamington.
Dueck, Johann, Vineland.
Epp, Abr. H., Virgil.
Epp, Jacob J., Leamington.
Epp, Gerhard, Virgil.
Esau, Dietr. P., Yarrow.
Ewert, Js. J., Kitchener.
Franzen, Nick., Jordan.
Friesen, Jacob P., Kitchener.
Friesen, Jacob, New Hamburg.
Friesen, Peter, Kingsville.
Goertzen, Peter, New Hamburg.
Harder, Abram H., Beamsville.
Huebert, Abr. A., Leamington.
Konrad, Hermann, Kitchener.
Janzen, Jacob D., Wheatley.
Janzen, Jacob H., Waterloo.
Janzen, H. H., Kitchener.
Klassen, Dietr., Beamsville.
Klassen, Johann, Port Rowan.
Kroeker, P. P., Niagara on the Lake.
Lepp, Hermann P., Harrow.
Matthies, Gerh., Beamsville.
Neufeld, Corn. K., Niagara on the Lake.
Pauls, Aron C., Port Rowan.
Penner, Jacob J., Leamington.
Peters, A. A., Hamilton.
Peters, A. H., Winona.
Reimer, Johann, Port Rowan.
Rempel, Abram J., Leamington.
Schellenberg, W. J., St. Catherines.
Schmidt, Nic. H., Blytheswood.
Thiessen, Corn. H., Leamington.
Thiessen, Isaak, Leamington.
Toews, Wilh., Leamington.
Wichert, Johann J., Vineland.

Evangelische Brüder-Gemeinde.

Rev. Samuel Wedman, Bruderheim, Alta.
Rev. Herrmann Schulze, Hay Lakes, Alta.
Rev. C. A. Gutensohn, 1029 West 23rd Ave., North Vancouver, B.C.
Rev. J. Redberger, 612 East 58th Ave., Vancouver, B.C.
Rev. Clarence L. Riske, 66—6th Street N. E., Calgary, Alta.
Rev. Elmer R. Stelter, New Sarepta, Alta.
Rev. Raymond Schultz, 9857—84th Ave., Edmonton, Alta.
Rev. Wm. F. Kroening, R. R. 2, Edmonton South, Alta.

Prediger der Hutterischen Brüder.

Alberta:

John Kleinsasser, Milford Colony, Raymond.
Joseph Kleinsasser, Milford Colony, Raymond.
George Waldner, Miami Colony, New Dayton.
Peter Hofer, Miami Colony, New Dayton.
Jacob Hofer, Warner, Mosdale Colony.
Andria Wurz, Warner, Mosdale Colony.
Mike Entz, Warner, Old Elmspring.
Mike Mandel, Warner, Old Elmspring.
Peter Hofer, New Dayton, New Rockport Colony.
John Wipf, New Dayton, New Rockport Colony.
Sam Deker, Rock Lake Colony, Wrentham.
Andria Groß, Rock Lake Colony, Wrentham.
Peter Hofer, O. K. Colony, Raymond.
Jacob Kleinsasser, O. K. Colony, Raymond, Alta.
John Waldner, Hutterville Colony, Magrath. Alta.
Mike Hofer, Hutterville Colony, Magrath, Alta.
Jos. Wipf, Rockport Colony, Magrath, Alta.
Joseph Waldner, Rockport Colony, Magrath, Alta.
John Entz, New Elmspring Colony.
Jacob Waldner, New Elmspring Colony, Magrath, Alta.
Peter Kleinsasser, Old Elmspring Colony, Magrath, Alta.
Andria Wurz, Old Elmspring Colony, Magrath.
Peter J. Entz, Crystal Spring, Magrath, Alta.
Peter S. Entz, Crystal Spring, Magrath, Alta.
Jacob Entz, Big Bend Colony, Carston, Alta.
Jacob Wipf, Cayley Colony, Cayley, Alta.
Sam Kleinsasser, Cayley Colony, Cayley, Alta.
Jacob Hofer, Stirling, Alta.
John Hofer, Stirling, Alta.
Yosua Hofer, Stirling, Alta.
George Hofer, Stirling, Alta.
Paul Walter, Carley Colony.
Christian Tschetter, Beiseker, Alta.
Darius Tschetter, Beiseker, Alta.
Paul Stahl, Beiseker, Alta.
Jacob Wurz, Beiseker, Alta.
Franz Wollman, Beiseker, Alta.
George Hofer, Redland, Alta.
Jacob Tschetter, Redland, Alta.
Paul Hofer, Rockford, Alta.
David Waldner, Rockford, Alta.
Elias Stahl, Rockford, Alta.
John Wurz, Lethbridge, Alta.
John Wurz, Lethbridge, Alta.
Paul Groß, Pincher Creek, Alta.
Peter Hofer, Lethbridge, Alta.
Joseph Wipf, Lethbridge, Alta.
David Hofer, Carston, Alta.
Jacob Hofer, Carston, Alta.
John Hofer, Raymond, Alta.
Jacob Walter, Standoff Colony, Alta.
Lorenz Tschetter, Glenwood, Alta.
Peter Tschetter, Glenwood, Alta.
Joseph Hofer, Glenwood, Alta.
Darius Waldner, Glenwood, Alta.
Paul Tschetter, Glenwood, Alta.
Chrissjan Waldner, Raley, Alta.
Sam Waldner, Raley, Alta.
Jacob Hofer, Granum, Alta.
Peter Tschetter, Granum, Alta.

Deutschsprechende Priester im westlichen Canada.

(Römisch-Katholisch)

Manitoba.

Erzdiözese Winnipeg:

St. Josephs-Kirche, 491 College Ave., Winnipeg, Man. **Rev. N. Feist, O.M.J.**, Pfarrer; **Rev. P. Schatz, O.M.J.**, Assi- St. Charles, Man. **Rev. Fr. H. Kelz, O.M.J.**, Superior; **Rev. Fr. P. Loran, O.M.J.**, Pfarrer.

Cooks Creek, Man. **Rev. Fr. Phil. Ruh, O.M.J.**, Pfarrer.

Alhern, Man. **Rev. Fr. Ferdymus, O.M.J.**, Pfarrer.

Riverton, Man. **Rev. Fr. Soos**, Pfarrer.

Little Britain, Man.: **Rev. Father Paul Hilland, O.M.J.**, Pfarrer.

Saskatchewan.

Erzdiözese Regina:

St. Marys Kirche, 2026 Winnipeg St., Regina: **Very Rev. J. Bökenföhr, O.M.J.**, Provinzial. **Rev. Fath. Peter Riffel, O.M.J.**, Provinzialprokurator. **Rev. Fath. Anton Riffel, O.M.J.**, Pfarrer. **Rev. Fath. A. J. Schimnowsky, O.M.J.**, Military Chaplain (Hon. Lt.-Col.) **Rev. Fath. W. Merx**; **Rev. Fath. H. Krawitz**; **Rev. Fath. Peters, O.M.J.**

Balgonie: **Rev. Fath. Zimmermann.**
Claybank: **Rev. Fath. Heinrich.**
Dilke: **Rev. Fath. Jos. Ph. Hubert, O|M.J.**
Grayson: **Rev. Fath. J. Ueberberg, O.M.J.**
Marienthal: **Rev. Fath. Rubbens.**
Holdfast: **Rev. Father F. Plischke, O.M.J.**
Kaposvar: **Rev. Fath. Blickhardt.**
Kendall: **Rev. Fath. Reindl.**
Kronau: **Rev. Fath. Metzger.**
Landshut (Langenburg P.O.): **Rev. Fath. Vorst.**
Killaly: **Rev. Fath. Jos. Riedinger, O.M.J.**
Lemberg: **Rev. Fath. R. Kosian, O.M.J.**
Maryland: **Rev. Fath. F. Komuwechicks**
Melville: **Rev. Father Ch. Klein, O.M.J.**
Odessa: **Rev. Fath. Gerein.**
Quinton: **Rev. Fath. Klein.**
Sedley: **Rev. Fath. Thennissen.**
Southey: **Rev. Fath. L. Gabriel, O.M.J.**
Stockholm: **Msgr. Shanta.**
Vibank: **Rev. Fath. Schorr.**
Weyburn: **Rt. Rev. Msgr. F. Janssen.**
Windthorst: **Rev. Fath. F. Schachtel.**

Diözese Gravelbourg:

Fox Valley: **Rev. Father H. Bermel, O.M.J.**
Hodgeville: **Rev. Fath. Fehrenbach.**
Mendham: **Rev. Father Jos. Schneider, O.M.J.**
Shaunavon: **Rev. Fath. Reibel.**
Prelate: **Rev. Fath. P. Bieler., O.M.J.**,
Prelate (Blumenfeld): **Rev. Fath. M. Heintze, O.M.J.**
Lancer: **Rev. Fath. J. Fetsch, O.M.J.**
Richmond: **Rev. H. J. Schnerch, O.M.J.**
Prelate: (Chaplain) **Rev. Fath. Aug. Former, O.M.J.**
Liebenthal, Sask.: **Rev. Father C. Prothmann, O.M.J.**
St. John's, P.O. Fox Valley, Sask.: **Rev. Fath. J. Watschel, O.M.J.**

Diözese Saskatoon:

Wilkie: **Rev. A. Schaller, O.M.J.**
Leipzig: **Rev. Fath. H. Boening, O.M.J.**
Handel: **Rev. Fath. J. Slnga, O.M.J.**
Tramping Lake: **Rev. Father Th. Schweers, O.M.J.**
Revenue: **Rev. Father Joh. Rheidt, O.M.J.**
Macklin: **Rev. Fath. Thos. Schnerch, O.M.J.**
Scott: **Rev. Fath. F. De Mong, O.M.J.**
Denzil: **Rev. Fath. Ch. Ackermann, O.M.J.**
Reward: **Rev. Fath. K. Groetschel, O.M.J.**
Großwerder: **Rev. Fath. J. B. Schultz, O.M.J.**
Kerrobert: **Rev. Fath. G. Walliser, O.M.J.**
Salvador: **Rev. Fath. K. Meyer, O.M. J.**
Luseland: **Rev. Fath. J. Hermann, O. M.J.**
Cosine, St. Peters: **Rev. Fath. P. Habets, O.M.J.**; **Primae: Rev. Fath. J. Boening, O.M.J.**
Allan: **Rev. Jos. Schulte, O.M.J.**,
St. John's, P.O. Denzil: **Rev. Fath. E. Nelz, O.M.J.**

Diözese Prince Albert.

Battleford: Studienheim der Oblatenpatres. Rev. Fathers: **Jos. Switallo, O.M.J.**, Superior; **G. Kuckartz, O.M.J.; J. Simon, O.M.J.; A. Herter, O.M.J.; F. Hermann, O.M.J.; J. Warnke, O.M.J.; B. Fix, O.M.J.; L. Engel, O.M.J.; Ph. Engele, O.M.J.; L. Stocker, O.M.J.**

Carruthers, Sask.: **Rev. Fath. A. Kosolofski, O.M.J.**

St. Walburg: **Rev. Fath. H. Hermes, O.M.J.; Rev. Fath. T. Riffel, O.M.J.; Rev. Fath. P. Herbst, O.M.J.**

Barthel, Sask.: **Rev. Fath. Ph. Funke, O.M.J.**

Goodsoil, Sask.: **Rev. Fath. Peter Leibel, O.M.J.**, und **Pius Leibel, O.M.J.**

Vancouver: Gemeinde der Hl. Familie (für die Deutschsprechenden) 1754 E. 36th Ave.: **Rev. Fath. J. Walliser, O.M.J.**

Erz-Diözese Winnipeg:

St. Joseph's, 491 College Ave.: **Rev. Fath. N. Feist, O.M.J.**, Pfarrer; **Rev. Fath. M. Schutz**, asst.

St. Charles, Man.: **Rev. Father H. Loran**, Pfarrer.

St. Charles: Oblate Fathers' Novitiate: **Rev. Fath. H. Kolz, O.M.J.**

Little Britain, Man., R.R. 1, Winnipeg: **Rev. Fath. Hilland.**

Abtei Nullius St. Peter zu Münster.

(Adresse: St. Peter's Abbey, Muenster, Sask.)

The Right Rev. Severin Gertken, O.S.B., Abt-Ordinarius.

Very Rev. Peter Windschiegl, O.S.B., Generalvikar und Prior.

Subprior. **Rev. Xaverius Benning, O.S.B.**, Rektor.

Rev. Cosmas Krumpelmann, O.S.B.
Rev. Wilfrid Hergott, O.S.B.
Rev. Paulus Kuehne, O.S.B.
Rev. Leonard Benning, O.S.B.
Rev. Aloysius Herriges, O.S.B.,
Rev. Gregor Gasser, O.S.B.
Rev. Augustinus Nenzel, O.S.B.
Rev. Norbert Schwinghammer, O.S.B.
Rev. Wilhelm Gehlen, O.S.B.
Rev. Jerome Weber, O.S.B.
Rev. Georg Brodner, O.S.B.
Rev. Philip Loehr, O.S.B.
Rev. Martin Brodner, O.S.B.
Rev. Alfred Engele, O.S.B.
Rev. Floria Renneberg, O.S.B.

Die Obigen im St. Peterskolleg angestellt.

Rev. Lawrence Steinkogler, O.S.B., Kaplan, Hospital zu Cudworth, Sask.

Rev. Stephan Mohorko, O.S.B., Pfarrer von Fulda und Wilmont, Sask.

Rev. Dominic Hofmann, O.S.B., Pfarrer von Humboldt, Sask.

Rev. Benedict Steigenberger, O.S.B., Kaplan Humboldt Hospital.

Rev. Chrysostom Hoffmann, O.S.B., Pfarrer von Naicam und Spalding.

Rev. Lukas Bockmann, O.S.B., Pfarrer von Leofeld.

Rev. Franciscus Lohmer, O.S.B., Pfarrer von Lake Lenore und St. James.

Rev. Eduard Benning, O.S.B., Pfarrer von Cudworth und St. Leo.

Rev. Bernard Schaeffler, O.S.B., Pfarrer von Bruno.

Rev. Joseph Wickel, O.S.B., Pfarrer von Annaheim.

Rev. Marcellus Mayer, O.S.B., Pfarrer von Muenster und St. Gregor.

Rev. Matthaeus Michel, O.S.B., Pfarrer von Engelfeld und St. Martin.

Rev. Aurelius Rader, O.S.B., Pfarrer von St. Benedikt und St. Andrews.

Rev. Johannes Hable, O.S.B., Pfarrer von Marysburg und Pilger.

Rev. Theodor Doepker, O.S.B., Pfarrer von Watson und St. Oswald.

Rev. Alphonse Ludwig, O.S.B., Pfarrer von Carmel und Conception.

Ein Vorschlag

Rossini fragte einmal eine Abordnung, die ihm die Errichtung seines Denkmals in seiner Vaterstadt ankündigte, wieviel die Statue kosten würde. Als er die Antwort erhielt: „Zwölftausend Franken," erwiderte er vergnügt: „Geben Sie mir die Summe und ich verspreche, mich bei allen festlichen Anlässen auf den Sockel zu stellen. Auf diese Weise haben sie dann sogar das Original und ich bin um 12,000 Franken reicher."

*

In der Nähe der Abtei St. Vito bei Neapel stand anfangs des 19. Jahrhunderts eine steinerne Säule, deren westliche Seite folgende merkwürdige Inschrift trug: Am 1. Mai jedes Jahres morgens um 6 Uhr habe ich einen goldenen Kopf. Jahrelang strömten am 1. Mai die Neugierigen aus der Umgebung zusammen, um hinter das Geheimnis des goldenen Kopfes zu kommen. Die Säule wurde untersucht und betastet, aber es zeigte sich nichts irgendwie Bemerkenswertes. Schließlich fand sich kein Neugieriger mehr ein, und die Säule mit ihrer Inschrift wurde vergessen.

Eines Tages, im Jahre 1841, wanderte ein Bettler die Straße entlang und blieb nachdenklich vor der Inschrift stehen. Plötzlich glaubte er das Geheimnis erraten zu haben und fand sich wenige Wochen später, am 1. Mai, pünktlich zur angegebenen Stunde ein. Er war allein, denn kein Mensch dachte mehr an die Inschrift. Pünktlich um 6 Uhr ging er zu der Stelle, auf die der Kopf der Säule seinen Schatten warf. Er grub nach — und fand einen Tornister mit 80,000 Goldfranken.

Auch bereit

Ein bekannter Journalist hat einmal von Mark Twain einen Brief bekommen, der als ein humoristischer Beitrag zur Geschichte der Völkerabrüstung erhalten zu bleiben verdient.

Damals hatte der Zar gerade seinen Abrüstungsvorschlag bekanntgegeben und der Journalist wandte sich nun auch an Mark Twain, um dessen Meinung über den Friedensplan zu hören.

Als Antwort erhielt er von dem unverbesserlichen Humoristen folgenden Brief: „Der Zar ist bereit abzurüsten. Ich bin auch bereit, abzurüsten. Sammeln Sie die übrigen, das kann jetzt ja nicht mehr schwer sein."

*

„Otto, das geht doch nicht, ich glaube, der Müller macht da unserer Elli einen Heiratsantrag. Das wäre doch ein Reinfall. Pfeif doch mal."

„Ich denke nicht daran, wer hat denn bei mir gepfiffen?"

*

„Sie haben eben telephoniert, Fräulein?"
„Allerdings."
„Mit wem denn?"
„Mit einem Kunden."
„Haben wir einen Kunden, der Liebling heißt?"

*

„Ja, die Wissenschaft," meint Rübennapf, „wenn man nur bedenkt, daß die Astronomen alle Sterne klassifiziert haben!"

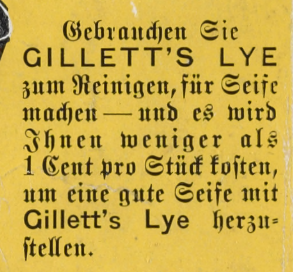
„Na ja," nickt Dollbrägen, „aber noch mehr muß man doch staunen, daß sie sogar alle ihre Namen herausgebracht haben."

Seit über 50 Jahren der Standard der Qualität

Produkte, auf die Sie sich völlig verlassen können



Man braucht weniger als für 1 Cent wert MAGIC BAKING POWDER, um einen Kuchen zu backen . . . dieser eine Cent wiegt seinen Wert vierzigmal auf, wenn Sie die Unkosten für den Kuchen sparen — Magic Backpulver versagt niemals.



Gebrauchen Sie GILLETT'S LYE zum Reinigen, für Seife machen — und es wird Ihnen weniger als 1 Cent pro Stück kosten, um eine gute Seife mit Gillett's Lye herzustellen.

ROYAL FAST-RISING DRY YEAST — ist leicht zu gebrauchen — extra schnell. Ihre schnelle Wirkung beschränkt Ihr Backen auf wenige Stunden im Tage. Vollkommene Gebrauchsanweisung auf jedem sparsamen Paket.



Bei Ihrem nächsten Grocer oder General-Store zu haben.
Siehe Seite 129.

STANDARD BRANDS LIMITED

MONTREAL - TORONTO - WINNIPEG - VANCOUVER